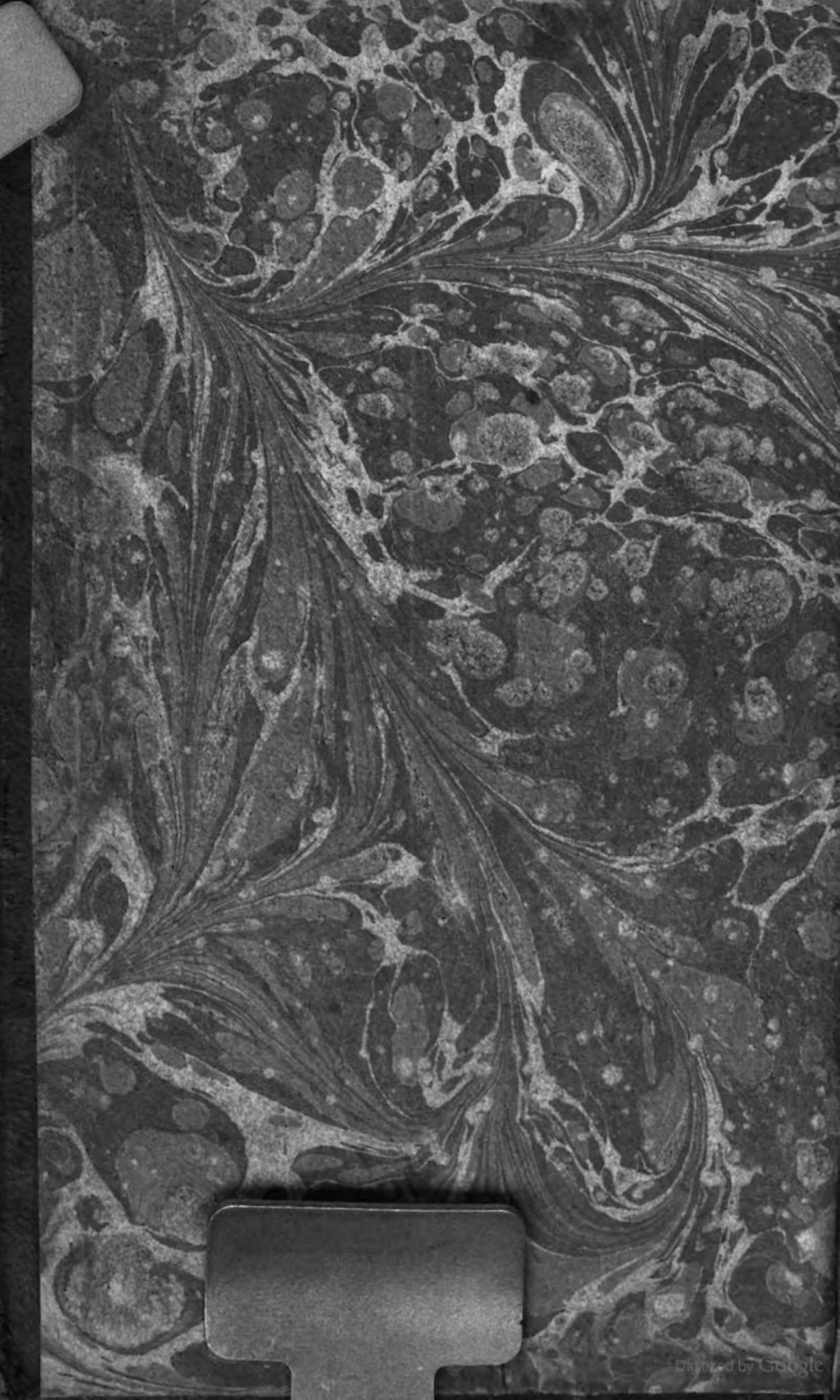
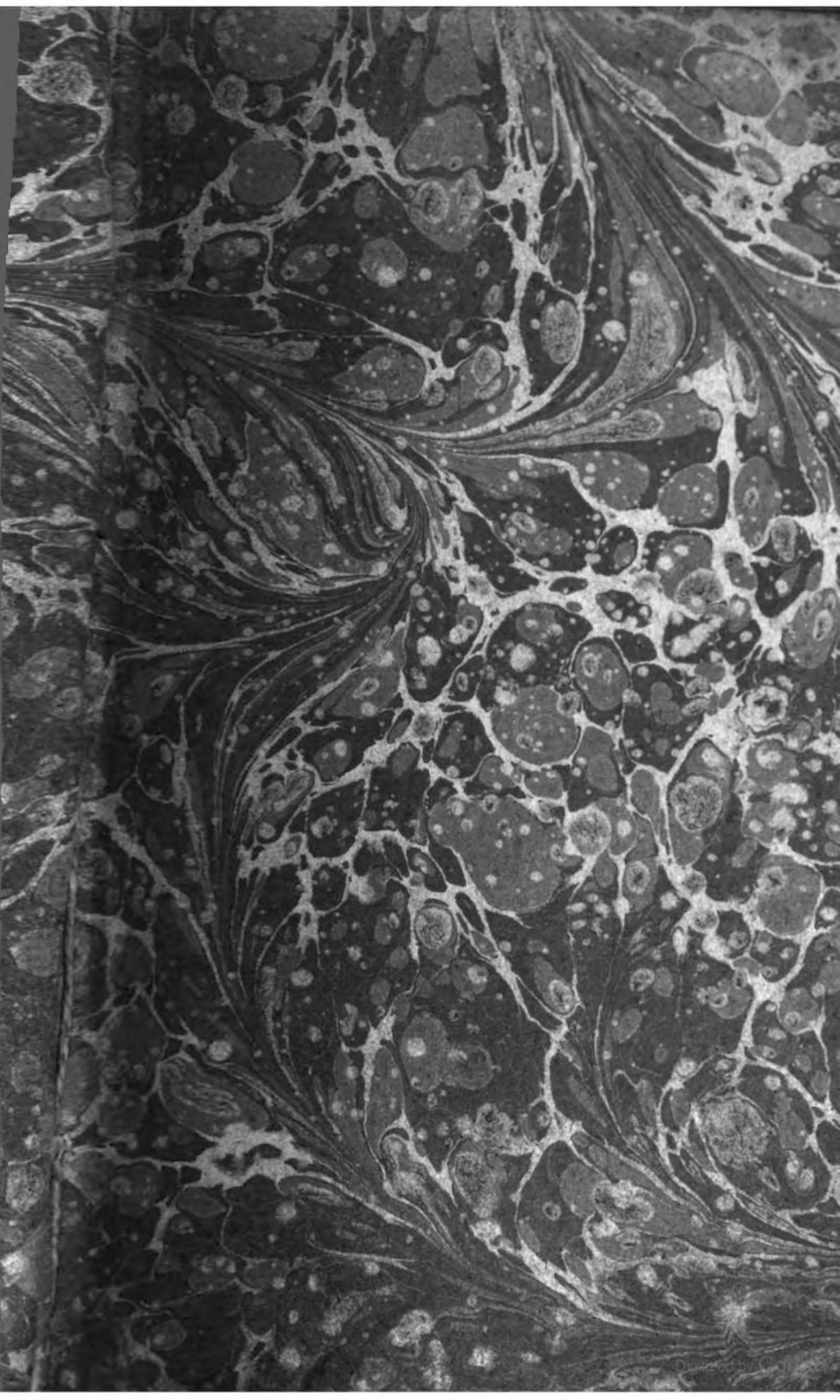
Digitized by Google

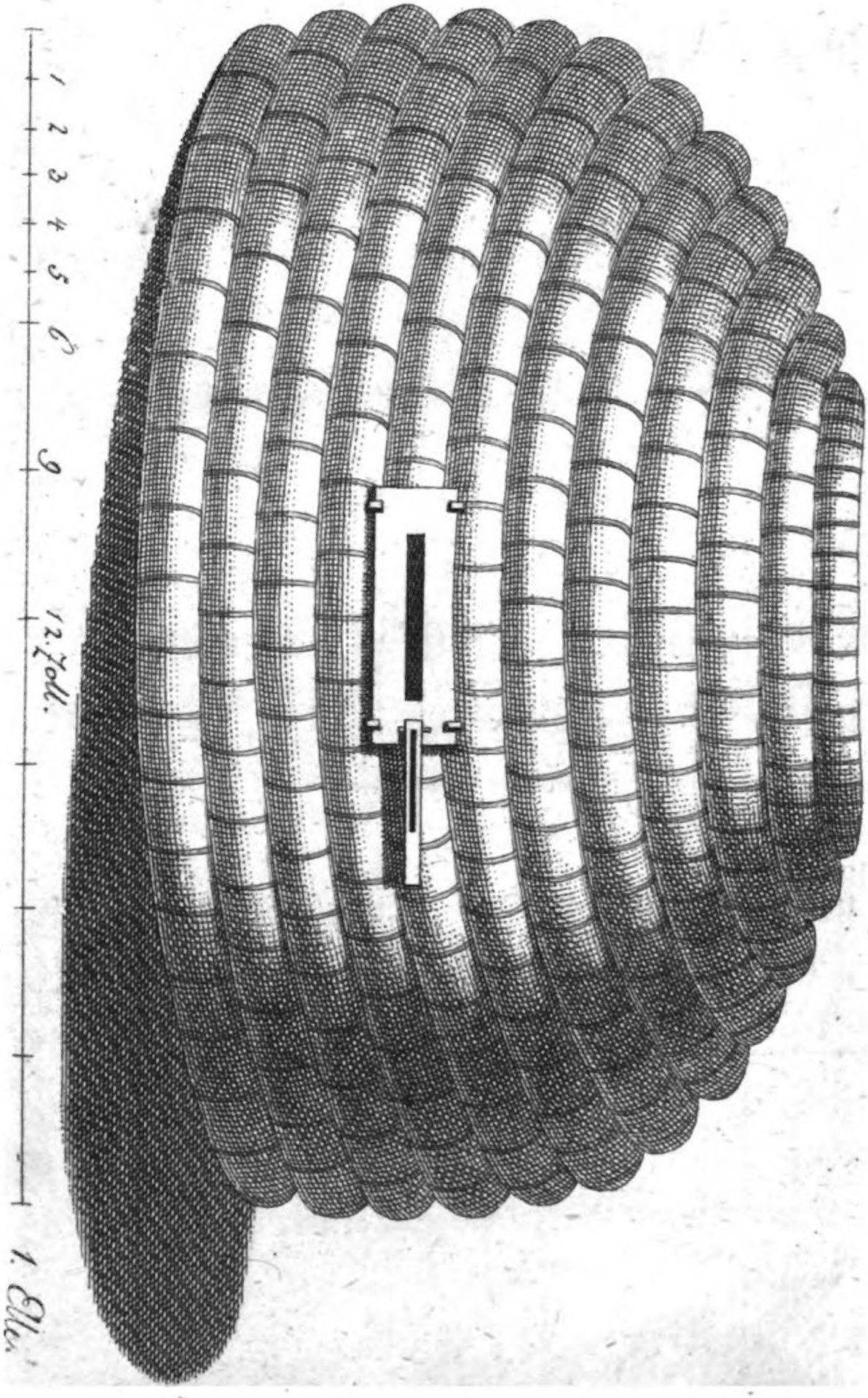

Digitized by Google



Oecon. 1824-12
Oeconomica. Opera varia
oeconomiam illustr. 64.

H. N. 613 - a

Digitized by Google



Digitized by Google

Oekonomische Hefte

oder

Sammlung

von

Nachrichten, Erfahrungen und Beobachtungen

für den

Stadt- und Landwirth.

Herausgegeben

von

M. Johann Christian Hoffmann,

der ökonomischen Gesellschaft zu Leipzig Ehrenmitgliede.

Zwölfter Band.

Mit Churfürstl. Sächsischem Privilegio.

Leipzig,

in der Expedition des Allgem. litter. Anzeigers.

1799.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Oekonomische Hefte

für den

Stadt- und Landwirth.

Januar, 1799.

I.

Erinnerungen, die Ankündigung der Annalen der Niedersächsischen Landwirthschaft in der Allgemeinen Litteratur-Zeitung, Intelligenz-Blatt, Nr. 154. v. J. 1798. betreffend, nebst wohlgemeyntem Vorschlag.

Es ist ein wohlthätiges und nützliches Unternehmen der königlichen Landwirthschafts-Gesellschaft in Zelle, durch eine Zeitschrift sich um die Vervollkommnung einer der wichtigsten Quellen des Nationalreichthums, nehmlich die Landwirthschaft verdient zu machen.

Wohlthätig ist es deshalb, da es eine Gesellschaft beginnet, welche bei ihrer ansehnlichen Dotation nicht genöthiget ist, auf großen Gewinn Anspruch zu machen; vielmehr eine solche nützliche Zeitschrift so wohlfeil, als möglich liefern kann, daher auch der Preiß mit dem angebotenen Honorar für ihre Mitarbeiter in einem solchen Verhältniß steht, daß aller Verdacht eines dabei beabsichtigten Gewinns gänzlich wegfällt, und vielmehr dieses Unternehmen der königlichen Landwirthschafts-Gesellschaft als uneigennützig und vortrefflich in helles Licht setzt.

Nützlich ist es aber auch, da nach der bekannt gemachten Einrichtung nur solche Sachen aufgenommen werden sollen, welche mancherlei Landwirthschaftsarten, so im Großen eingeführet sind, betreffen. Nebstdem sollen aber auch besondere Methoden, Werkzeuge und Handgriffe bekannt gemacht werden, welche an einzelnen Orten durch langjährige Erfahrung vortheilhaft befunden worden, dem Publiko aber zum Theil oder völlig unbekannt geblieben sind. Hauptsächlich aber sollen merkwürdige Thatsachen die Landwirthschaft betreffend, Theorie und Raisonnements aber nur dann aufgenommen werden, wenn sie sich auf zuverlässige Thatsachen gründen, eine richtige Kenntniß derselben, und ausgezeichneten Scharfsinn verrathen. Auch sollen Beschreibungen ökonomischer Reisen durch Niedersach-

sen

sen, die mit hellem Auge und Beobachtungsgeist angestellet sind, eine Stelle in derselben erhalten. —

So weit muß jeder Unbefangene dieses Unternehmen billigen, und demselben eine gute Aufnahme und Unterstützung wünschen.

Was aber die versprochenen Nachrichten betrift, welche einen wichtigen Einfluß auf den Absatz seiner Erzeugnisse haben, und die Speculationen des Landwirths leiten; kurz welche die Handelsconjuncturen und vermuthliche Concurrenz anzeigen sollen, woraus das Steigen und Fallen aller landwirthschaftlichen Produkte mit Wahrscheinlichkeit vorherzusehen ist; so glaube ich, daß dieser Theil der Annalen nicht nur zu Ungerechtigkeiten gegen den fleißigen und geschickten Landwirth Anlaß geben, sondern auch für das Niedersächsische Publikum offenbar schädlich, und endlich sehr schwer auszuführen seyn wird.

Die Einrichtung, welche in jedem Stande, er habe Namen welchen er wolle, so sichtbar ist; der Lauf der Dinge, daß die Handlungen des klugen und unternehmenden Kopfs von guten Folgen, ausschließlich für ihn, begleitet sind, würde durch eine solche Bekanntmachung mit einem Male zum offenbarsten Schaden der Landwirthschaft umgeändert werden.

Conjuncturen zu benutzen ist Gabe des Genies, des hellen Kopfs, ist gerechte Frucht seiner Wissen-

schaft.

schaft. Würden aber mehrere von einer glaubwürdigen Gesellschaft aufmerksam gemacht; so kann es nicht fehlen, daß auch der dumme und minderfähige Kopf, derjenige, der nur das Mechanische seiner Wissenschaft, einen Acker zu bestellen und einzuärndten, versteht, bei einer solchen Conjunctur den nehmlichen Gewinn haben könne, als der fähigste und geschickteste Landwirth. Denn es würde nur davon abhängen, das Sprachorgan dieser Gesellschaft, die Annalen für die Niedersächsische Landwirthschaft zu besitzen, um diejenigen Geschäfte unternehmen zu können, und diejenigen Concurrenzen zu benutzen, welche so eben eingetreten sind. —

Der einsichtsvolle Landwirth fände unter diesen Umständen keinen Antrieb mehr, weiter nachzudenken, sich mehr Mühe bei seiner Wirthschaft zu geben, weil alles dieses ein Dritter an seiner Stelle thut, und so würde diese Gesellschaft, bei allem ihren Streben, sich um den Niedersächsischen Landwirth verdient zu machen, nicht nur die größesten Ungerechtigkeiten an dem fähigsten und unternehmendsten Theil derselben begehen, sondern auch den Rückgang dieser Wissenschaft, durch diese allzugroße Erleichterung, hervorgebrachte Bequemlichkeit und Unthätigkeit, bei demjenigen Theil, welcher diese Wissenschaft durch praktische Erfahrungen erweitern sollte, bewürken. —

Dieses Unternehmen ist aber auch für das Niedersächsische Publikum offenbar schädlich. Beweise für diesen Satz finden sich in Menge:

1) Theurung muß sogleich entstehen, wenn diese Gesellschaft eine Conjunctur in Ansehung des einen oder andern Produkts und Erzeugnisses ankündiget. —

Jeder will davon profitiren; das Loosungswort der Gesellschaft zieht nicht nur sogleich eine Menge Aufkäufer herbei, sondern bewegt auch den vermögenden Landwirth, auf seine Erzeugnisse einen äusserst hohen Preiß zu legen, und wenn er denselben nicht sogleich erhält, lieber aufzuschütten, weil nach seiner Meinung der Preis desselben noch dahin kommen, und die Gesellschaft ihm diese Conjunctur nicht ohne Grund angezeiget haben werde. Er hält daher mit seinen Erzeugnissen so lange zurück, bis er diesen Preis zum größesten Nachtheil des Publikums erhalten, und Theurung entstanden ist, oder zu seinem eignen Schaden sich äußerst erniedriget hat. Da im Gegentheil, wenn diese Conjunctur nicht allgemein bekannt worden wäre, ein Mittelpreis sich gebildet hätte, welcher den Landwirth ersprießlich, dem Publiko aber nicht so äußerst drückend gewesen wäre.

Diese hier erwähnten Fälle haben sich während dem jetzigen Kriege, wo die Ausfuhr ins Ausland

so

so groß war, sehr oft von selbst ereignet, ohne daß eine Gesellschaft die Conjunctur angezeiget hätte, um so häufiger muß sie entstehen, wenn solches geschieht.

2) Conjuncturen dauern selten lange. — Der spekulative Handlungsgeist, welcher den Handel fast aller Artikul beinahe ausschließlich an sich gebracht hat, hat meist das beste schon gethan, ehe der noch so aufmerksame Landwirth die Concurrenz inne wird. Ehe daher eine solche der Gesellschaft von ihren Correspondenten gemeldet wird, ist der rechte Zeitpunkt vorbei.

Viele Landwirthe würden aufgemuntert durch die Anzeige der Gesellschaft, die Speculation auf Kosten ihres Beutels zu unternehmen, und mancher minder begüterte Landwirth, bei dem ohnehin sehr hohen Pachtquanto auf einmal, durch eine solche zu spät unternommene Speculation ruinirt werden.

3) Manche Conjunctur ist nur partial, nicht allgemein. —

In dem einen Ländchen ist ein gewisses Erzeugniß, wegen eines Witterungs- oder sonstigen Ereignisses nicht gerathen. Hier ist es freilich rathsam, dieses ermangelnde Produkt aufzukaufen, und auf einen höhern Preis zu halten; allein in dem Lande, wo dieser Fall nicht eingetreten ist, würde durch die Bekanntmachung einer solchen Conjunctur das Erzeugniß,

zeugniß, ohne Noth und in weit größerer Menge, als nöthig war, ausgeführet, dort bald bei der allgemeinen Theilnahme dieser Conjunctur überfahren, und die Theilnehmer nicht nur um ihren erwarteten Gewinn gebracht, sondern auch noch in Schaden gestürzt, welches alles nicht gewesen wäre, wenn man dieser Conjunctur ihren natürlichen Lauf gelassen, und nicht gekünstelt hätte. Die klugen Oekonomen würden gewiß davon die gerechten Folgen ihres Fleißes und Aemsigkeit empfunden haben, anstatt daß auf solche Art die Conjunctur mit einem Male aufgehoben und vernichtet war.

4) Oft ist die Conjunctur nur scheinbar, aber nicht würklich. —

Es kann dieses bei mancherlei Produkten eintreten. Ich nehme, um meinen Satz zu bewahrheiten, nur den Rübsaamen, worauf schon mancher kluge Oekonom oft glücklich speculirt hat. Es kann bei diesem Gewächs der Fall eintreten, daß der Wintersaamen gut gerathen ist, und viele Ausbeute gegeben hat; hiezu kann kommen, daß der Sommersaamen im Monat August ebenfalls gut steht, und die beste Hoffnung einer segensvollen und reichen Aerndte gewähret. Unter diesen Umständen würden die Correspondenten der Annalen sagen: es ist nicht gut, den Rübsaamen, welcher ohnedem auf dem Lager vorzüglich gut in Acht genommen seyn will, länger

auf-

aufzubewahren. Kaum aber ist diese Anzeige gedruckt, und der Rübsaamen verkauft, so können, wie es schon mehrere Jahre der Fall war, die Raupen den Sommersaamen noch im Monat September gänzlich abfressen, es kann die Nachricht eintreffen, daß der Saamen in Holland z. B. ebenfalls nicht gerathen, und — besser wäre es gewesen, den Rübsaamen liegen zu lassen. —

So giebt es unzählige andere Fälle, welche bei den so verschiedenen Feldprodukten eintreten, aber nicht vorhergesehen werden können, und uns die Regel bestätigen: jeden Oekonomen nach seinen Erfahrungen und Einsichten handeln zu lassen, und das Gängelband wegzuwerfen.

5) Die allgemeine Bekanntmachung einer Conjunctur trägt endlich auch noch dadurch zum offenbaren Schaden bei, daß, wenn durch dieselbe etwas im Preise gestiegen ist, dasselbe Produkt, welches dießmal so großen Vortheil gewähret hat, für das künftige Jahr häufiger als sonst gebauet wird, woraus oft folgt, daß bei geendigter Conjunctur das Produkt mit einem Mal dergestallt im Preise fallen muß, daß es mit der aufgewandten Mühe und Aussaat in keinem Verhältniß steht, und nicht allein der durch die Conjunctur erworbene Gewinn durch diesen Verlust wieder vernichtet wird, sondern auch eine andere Conjunctur, welche sich durch die Vernachlässigung eines andern Erzeugnisses von neuem ergeben hat, zu benutzen behindert wird.

Dieses

Dieses Unternehmen ist aber endlich auch sehr schwer auszuführen. —

Derjenige Landwirth, der mit viel Wahrscheinlichkeit vorher sieht, daß eine Conjunctur eintreten werde, wird sie erst gewiß selbst benutzen, ehe er es der Gesellschaft meldet; und ehe diese sie durch den Druck bekannt macht, ist sie geendiget.

Ueberhaupt aber gehört ein allumfassender Blick, gründliche Einsicht in mehrere Wissenschaften, ein in den Gang der Dinge eingeweihtes Auge, um mit größter, und an apodictische Gewißheit angränzender Wahrscheinlichkeit vorher sagen zu können, diese oder jene Conjunctur wird sich ergeben, so, daß ich fast zweifele, daß die königliche Landwirthschafts-Gesellschaft die hinlängliche Anzahl Correspondenten erhalten wird, welche sich diesem Geschäft gewachsen fühlen werden.

Diese Gesellschaft könnte sich aber um die Nachwelt sehr verdient machen, wenn sie ein vollständiges Verzeichniß aller gewesenen Conjuncturen mittheilte, und diejenigen Umstände entzifferte, welche dieselben herbeigeführet und unterstützet haben. Sie würde durch ein solches Depot von Erfahrungssätzen den künftigen Landwirth in Stand setzen, aus Vergleichung vormaliger Conjuncturen, und gegenwärtiger Zeitumstände diejenigen Resultate ableiten zu können, welche seinen Speculationen zur Richtschnur

dienen

dienen müssen, falls sie mit erwünschtem Erfolg gekrönet, und nicht dem blinden Ohngefähr überlassen werden sollen.

Mancher Kaufmann erwarb sich auf diese Art großen Ruhm und zeitliche Güter, indem er aus einem solchen Depot von ihm selbst gesammleter Conjuncturen, diejenige Zeitperiode abmessen konnte, in welcher sein Artikel am besten einzukaufen war, und indem er aus einer Menge solcher Nachrichten sich den niedrigsten Preiß bilden konnte, zu welcher ein Artikel je herabgefallen war, um darnach seine Spekulationen zu berechnen.

Naumburg, im November 1798.

Dr. Adam Friedr. Christ. Voigt,
Churfürstl. Sächsischer Advocat.

II.

Kurze Beschreibung eines adlichen Ackergutes; vielleicht manchem eine gelegentliche Belehrung.

Es ist wohl in so kurzer Zeit, über keine Wissenschaft mehr gedacht, gesagt, versucht und geschrieben worden, als über die Landwirthschaft; so, daß es gewiß keinem, der in irgend einem Theile dieser Wissenschaft noch etwas Lehrreiches oder Neues vortragen

tragen will, leicht vorkommen kann, seine Feder deswegen anzusetzen. Denn es ist ein himmelweiter Unterschied zwischen, für sich selbst denken, und schreibend belehren wollen. Das letztere ist wenigstens mit eben so großen Mühseligkeiten verknüpft, als es schwer ist, auf den höchsten Bergen eben so schönen Rübsen, Flachs ꝛc. zu erbauen, wie mit spielender Arbeit in den von Fett triefenden Auen geschieht. Demungeachtet will ich versuchen, ob ich mit Nutzen die Geschichte eines Ackerguts liefern kann; eines Gutes, das bisher eine ungünstige Verfassung hatte. Es folgt zuerst die Lage desselben, ferner die ehemalige und jetzige Behandlung und endlich die Angabe, wie es könnte und müßte, ohne große Unkosten, und gewiß mit den größten Vortheile, behandelt werden.

Lage desselben.

Dieses Ackergut, liegt gegen Mittag ohngefähr 1½ Stunde von Nordhausen, gränzet gegen Morgen an das Schwarzburg-Rudelstädtische, gegen Mittag, Abend und Mitternacht, an die königl. Preuß. Grafschaft Hohnstein. Es liegt an und für sich selbst fast ganz auf Preuß. Grund und Boden, und ist auch ganz allein preuß. Lehn, hat Ober- und Untergerichte, hohe und niedere Jagdgerechtigkeit; bis jetzt aber, und noch niemals hat es Wirthschaftsgebäude gehabt, außer einer kleinen Schäferei,

die

die in einem Wohnhause, zwei Schafställen, einem Schweinställchen, und einem Backofen besteht. Die erbaueten Früchte wurden also immer in denjenigen Ortschaften aufbewahrt oder eingescheuret, wo die jedesmaligen Besitzer wohnten.

Der Boden dieser Länderei ist sehr gut und besteht, aus ohngefähr, (denn ausgemessen habe ich diese ganze Flur niemals) 20 Hufen oder 600 Acker urbarem Lande, die Ruthe nicht ganz zu 14 Fuß, und den Acker zu 160 Quadratruthen gerechnet; ferner ohngefähr 4 Hufen, oder 120 Acker Holz, excl. einiger beträchtlichen Rasen, und 1½ Acker Wiesewachs.

Der Erdboden an und für sich selbst ist von sehr verschiedener Art, und zuweilen trift man in einem Stücke Lande, der Länge und Breite nach, vier- bis fünferlei Boden oder Erdarten an, aber doch alle von solcher Art, und solcher schöner natürlichen Mischung, daß man selten nur den geringsten Unterschied, in und bei den Fruchtarten selbst bemerket. Wie viel geringer würde der Unterschied seyn, wenn man dieser natürlichen Mischung nun erst mit der künstlichen zu Hülfe käme; Steine giebt es zwar auch an einigen Stellen, die aber doch nur so tief liegen, daß man 1) beständig beinahe 1 Fuß tief pflügen kann, 2) kann man sie gewöhnlich mit dem Pfluge herausheben, ohne etwas dabei zu zerreißen oder zu zerbrechen, so, daß man

sel-

selbige ganz bequem auflesen, und vom Lande wegschaffen kann. 3) Liegen sie nicht wie in einem Felsen, schichtenweise, sondern nur einzeln. Und gesetzt auch, es gäbe einzelne Stellen in einzelnen Stücken, wo wirklich Steine stünden, so, daß man einen solchen Platz zu einem wirklichen Steinbruch anlegen könnte, so würde ich dazu rathen. Denn ein solches Stück Land würde sich gewiß so vortheilhaft verintereſſiren, als wenn alle und jede Fruchtarten daselbst niemals umschlügen. Es würden gewiß kaum so viele Steine gebrochen werden können, als man z. B. nach Nordhausen abzufahren im Stande wäre, weil es nahe genug liegt, und der Stein sehr feste und gut ist. Besonders aber würde ich den einen Holzberg, der ohnedies nur schlechtes struppichtes und weniges Holz liefert, ganz und gar zu einem Steinbruch umschaffen. Daß daselbst gewiß Steine stehen müssen, weiß ich daher, weil die benachbarte Gemeinde in eben derselben Bergkette, keine halbe Viertelstunde davon, die vortrefflichsten Steinbrüche hat. Dies ist das Dorf Steinbrücken, welches also richtiger Steinbrüchen heißen würde. Und eben diese Leute können so viele Steine nicht brechen, als die Nordhäuser sowohl, als auch andre Nachbaren kaufen, weil es ein vorzüglich guter Stein ist, der sich sehr gut zu Pflasterplatten in Ställe, und auch zu Brunnensteinen verarbeiten läßt, und in allen Fällen sehr dauerhaft ist, und lange liegt.

Wie ist dieses Ackergut ehemals und wie wird es noch gegenwärtig behandelt?

In den ehemaligen Zeiten hat dieses Ackergut Einem Herrn gehört, ist aber in den nachfolgenden Zeiten, (gewiß kann ich aber nicht bestimmen, ob vor 200 oder mehreren Jahren,) zwar bei derselben Familie geblieben, aber alles, sowohl das Land, als auch die Schäferei in zwei gleiche Theile getheilet worden. Das Holz aber und das wilde Obst sind anfänglich jährlich getheilet, oder gemeinschaftlich an den Meistbietenden verkaufet oder verpachtet worden. Die Eine ganze Hälfte dieses Ackerguts ist noch gegenwärtig, ohne weiteres Vertheilen, allein bei der Einen Familie geblieben, obgleich sämmtliche 10 Hufen oder 300 Aecker nebst Zubehör seit einigen 20 oder 30 Jahren, an einen gewissen Herrn von A. wiederkäuflich sind verkaufet worden, der aber diese 10 Hufen einem andern seiner eigenen Güter mit einverleibt und in Pacht gegeben hat, dessen jetziger Pächter diese 10 Hufen von seinem Pachtgute aus, sehr gut und zweckmäßig mit den ergiebigsten Nutzungen bewirthschaftet.

Die andre ganze Hälfte hingegen, ist zwar auch bei der Familie geblieben, aber vor ohngefähr 100 oder mehreren Jahren, wieder in zwei Theile getheilet worden, so daß jeder dieser letzten beiden

Be-

Besitzer nur 5 Hufen oder 150 Acker besitzt. Und so ist nun die Theilungslage dieser gesammten Ländereі noch gegenwärtig. In Absicht des Holzes, wozu auch etwas Weidenbäume gehören, wird jedesmal einem Jeden besonders durch Verlosung sein Holz zugezählet, und zwar so, daß der Besitzer von 10 Hufen allein eben so viel bekömmt, als die andern beiden Besitzer zusammen, die sich in die zweite ganze Hälfte wieder gleich theilen müssen.

Ganz anders aber verhält sichs mit einem uralten Theilungsvergleich dieses Ackergutes, in Rücksicht der Schäferei; die ganze Sache verhält sich ohngefähr so: bekanntlich wurde in den ehemaligen Zeiten den Verbesserungen, Erweiterungen, u. dgl. des Ackerbaues, nicht so nachgetrachtet, als in den nachfolgenden. Ferner, gab es in den vorigen Zeiten bei weiten nicht so viele und gut eingerichtete Obstplantagen, Gärten, Obstalleen u. dgl. als in den nachfolgenden Jahren. Das wilde Feldobst, wurde mithin in jenen Zeiten oft so hoch, und in manchen Gegenden noch höher geschätzt, als wirkliche Ländereien, oder deren Verbesserungen; weil man fand, daß man sich des Feldobstes mit mancherlei Nutzen, für Kinder und Gesinde, in der Wirthschaft bedienen, und über dieses bei mittelmäßig guten Jahren, noch vieles, sowohl als Essig oder auch gebacken, oder gewelket, verkaufen konnte. Ich habe selbst noch alte Rechnungen gefunden, wo

bloß nach Abzug dessen, was man für sich zur Wirthschaft behalten hatte, noch für 70 bis 80 Thaler verkauft worden war. Nun nehme man die damaligen Preise der Früchte, und die des Obstes und setze sie gegen einander. Dieses und ähnliche Sachen zusammen genommen, läßt sichs beinahe erklären und entschuldigen, daß der Eine Besitzer von den 5 Hufen auf den unseligen Einfall kommen konnte, seinen gemeinschaftlichen Antheil an der Schäfereinutzung, gegen die gesammten wilden Obstbäume nebst deren willkührlichen Nutzung, in der ganzen Flur, gänzlich zu vertauschen, so daß dieser Besitzer der 5 Hufen oder 150 Acker gewiß niemals wieder in den Besitz der gemeinschaftlichen Schäfereinutzung kommen mögte, wenn nicht auf irgend eine Art das Ganze entweder wieder an Einen Herrn, oder doch wenigstens ein Theil an den andern Besitzer, durch Kauf oder Tausch fällt. Denn heutiges Tags vertauscht man keine Schäfereigerechtigkeiten gegen Holzäpfel, Birnen- und Zwieselbeerbäume, und wenn auch wirklich eine Schäferei klein ist, wie es freilich auch bei diesem Gute der Fall ist; denn diese Schäferei ist selten über 300 Stück stark. Indessen ist es doch besser mit 300 Stück Schaafen das Land düngen, als mit Holzäpfel- oder Birntrestern und deren Erde dasselbe mergeln wollen. Diese von der Schäferei entblößten 5 Hufen habe ich zwei Jahre lang bestellen helfen, und dann habe ich sie 9 Jahre hindurch

durch beinahe ganz allein verwaltet. Aber wie beschwerlich und mit welchen Unkosten ist nicht diese Beackerung verknüpft, indem die Felder eine Stunde weit von dem Wohnorte des Besitzers entfernt sind. Da man jedesmal das ganze Ackergeschirr, Futter, Heu, Mundportion, Stalleimer, Saamen ꝛc. mit nehmen, auf- und abladen, und des Abends das Nemliche thun muß, so gehen immer mit Hin- und Herziehen, täglich 3 gute Stunden verlohren; oder man muß diesen Verlust durch übermäßiges Arbeiten der Menschen und Pferde wieder herbei zu bringen suchen, welches alles offenbar einer guten Wirthschaft Schaden bringt. Doch da dieses Ackergut einmal so vertheilt ist, so läßt sichs freilich vors Erste noch nicht so ganz ändern, weil keine besondern Wirthschaftsgebäude da stehen, aber man sollte doch wenigstens mehr auf Verbesserung desselben bedacht seyn.

In dieser Verfassung waren nun schon diese 5 Hufen seit so vielen vielleicht 100 und mehreren Jahren gewesen, blieben auch so, oder eigentlich zu sagen, sollten so bleiben, und sind es noch gegenwärtig. Diese 150 Acker sind so ziemlich in 3 gleiche Felder getheilet, wo denn in jedem 50 Acker sind. Auf diesen 3 Feldern werden aber niemals mehr, als zweierlei Fruchtarten gebauet, nehmlich Roggen, alsdann Merzen- oder Sommerhafer, worauf wieder Braache gehalten wird. So gieng

es beständig fort, und auch noch jetzt so, und zwar fast beständig ohne die geringste Düngung. Kann man mehr verlangen? gewiß nicht! Es ist sehr zu verwundern, daß diese zwar an sich selbst nicht schlechte Länderei, doch noch so viel abwerfen kann. Denn ich glaube kaum, daß dieses die schönsten Aecker in den besten Gegenden noch thun würden. Und doch kann man es übers Herz bringen, sich um Verbesserung dieser Länderei so wenig zu bekümmern?

Das Ganze also wird, wie ich schon gesagt habe, von dem Gute aus, welches der Herr selbst bewohnet, bearbeitet. Zwar ist diese Länderei auch in verschiedenen Epochen verpachtet gewesen, z. E. einmal einige 70 Jahre lang in einer Reihe weg. Während dieser Pachtzeit hat es denn doch manchen Pächter mit unter gehabt, der aus Mitleiden manche Stücken dieser so guten Länderei düngete, obgleich nur kärglich, weil man fast nichts als unverwestes Stroh in diese Aecker fuhr, um wegen der weiten und äußerst beschwerlichen Wege desto mehr aufladen zu können. Doch aber habe ich selbst von alten noch lebenden Leuten gehört, daß nicht nur diese Aecker mit der geringen Gabe herzlich zufrieden gewesen sind, sondern sich auch sehr dankbar dafür bewiesen, und nach ihrer Lage und Umständen die trefflichsten, schönsten und schwersten Früchte geliefert haben. Sie sind also nicht so undankbar gewesen, wie viele andre Aecker, die nicht eher Fett von sich schöpfen lassen, als bis man sie vorher erst geschmelzt

hat;

hat; nein! sie haben diese Wohlthat viele Jahre lang nicht vergessen, sondern noch immer verhältnißmäßig gegen die nichtgedüngten, ihren Dung viele Jahre hintereinander reichlich bezahlet. Diese Pächter aber waren keine solche Männer, die sich geschämt hätten die Mitnachbaren des Dorfes bittend anzusprechen, ihnen Mist dorthin fahren zu helfen, um jene Ländereien düngen zu können. Freilich sorgten auch die Pächter dafür, daß jedesmal die bequemste Zeit zu diesen Fuhren gewählet wurde, wo diese Mithelfer am schicklichsten Zeit hatten, und guter Weg war, daß man auch bei diesen weiten und beschwerlichen Wegen, recht viel aufladen konnte. Diese Pächter aber waren dagegen erkenntlich, entweder durch Gegenhülfe, oder auf andre Art, und sie fanden ihre Rechnung sehr gut dabei. Da ich nun dergleichen Dinge so gehört hatte, that ich bei meinem Dortseyn, auch dergleichen Vorschläge, um auf eine oder die andre Art diese Länder zu verbessern; aber ich konnte nicht jedesmal so durchdringen, wie ich gewünscht hätte; denn die Länderei ist es wirklich werth verbessert zu werden, aber freilich noch mehr ist sie dieses bedürftig.

Ich gab mir zwar alle mögliche Mühe und theilte die Zeit, bei den vielen andern Wirthschaftsgeschäften und Baufuhren, wobei auch immer viele Reisen mit unter kamen, bestmöglichst ein, um nur jenes Ackergut etwas durch Düngung zu erquicken. Dieses

ses gelang mir auch einstmalen, freilich unter vielen Widersprüchen, und es wurde ein 20 Ackerstück nur mit ganz leichtem Schafmist überfahren, welchen man aber so stark an diesem Lande spürte, daß diese kleinen 20 Acker das erste Jahr doch 18 Schock Roggen lieferten, wovon jedes Schock 8 Schffl. gab. Das zweite Jahr erndteten wir 11/12 Schock Merzenhafer, der auch sehr gut scheffelte, welches beides allen den Nachbaren in derselben Gegend auf diesen 5 Hufen seit langer Zeit etwas ganz unerhörtes zu seyn schien. Seit dieser Zeit aber ist nichts wieder gedüngt worden. Ich probirte es zwar auf eine andere Art, und ließ dann und wann ein Stück 2 Jahr hinter einander braach liegen, ließ es aber in diesen 2 Jahren eben so gut mitackern, als wenn es auch wirklich mit bestellt werden sollte. Ich fand zwar, daß dieses Mittel, freilich nur zu einer ganz kleinen Verbesserung, thunlich und nicht ganz ohne allen Vortheil zu seyn schien, aber doch eigentlich im Ganzen genommen zweckwidrig, und für jeden rechtschaffenen und braven Oekonomen schimpflich war.

Einen andern Vorschlag that ich noch mit allen möglichen Berechnungen des daraus zu erwachsenden Vortheils. Es sollten nehmlich Erbsen gesäet werden, wenn auch nicht ganz gute, und wenn man auch selbige besonders zu diesem Behuf hätte kaufen müssen. Wenn nun die Erbsen im 6ten oder 8ten

Blatt

Blatt ſtanden, mußten ſie, aber nicht allzutief umgeackert werden, dann liegen gelaſſen, und wieder, aber etwas tiefer, wie das erſte Mal gepflügt, alsdenn nach 14 oder mehrern Tagen mit verkehrten Eggen gerade gezogen und hierauf zur Saat gepflügt werden. Wo möglich, müßte es nach dieſer letztern Arbeit wieder einige Wochen liegen, ehe es beſaamt würde. Ich ſtehe dafür, es würde außerordentlich gut gethan haben, und vortheilhaft geweſen ſeyn. Aber wider den Stachel iſt böſes Lecken. Doch will ich jeden, der in dergleichen Fällen und mit ähnlichen Gütern behaftet iſt, zu ſolchen, und ähnlichen Mitteln rathen. Auch wenn er wirklich allen dazu erforderlichen Saamen kaufen muß, ſo wird er ſich doch gut dabei befinden. Beſonders wenn es Ländereien ſind, wie die hier beſchriebne Flur, ſo wird er gewiß einen noch welt größeren Vortheil davon haben, wenn er ſie wechſelſeitig auch mit Klee, und zwar vorzüglich mit dem rothen ſpaniſchen Kopfklee, bebauet. Auch dieſen Vorſchlag that ich, aber es wurden mir eben ſo viele Steine in den Weg gelegt, wie bei allen andern Vorſchlägen, welche alle hinwegzuräumen ich nicht vermochte. Denn wo konnte ich dafür gut ſagen, daß kein Klee geſtohlen würde? Wo konnte ich dafür ſtehen, daß der Schäfer, welcher doch nur eigentlich der andern beiden Herrn Brod aß, weder Klee noch junge Erbſen abhüten oder zerfreſſen und zertreten laſſen würde? Um es wenigſtens mit dem Klee zu verhindern,

that ich den Vorschlag, man sollte diesen Klee an benachbarte Leute verpachten, entweder Ruthen- oder Ackerweise. Denn es liegen 3 Dörfer um diese kleine Flur herum, wovon das weiteste nur eine kleine halbe Stunde entfernt ist. Und eine solche Kleeverpachtung würde 1) für diese Leute ein grosser Dienst gewesen seyn, 2) ein nicht ganz mittelmäßiger und zwar doppelter Gewinn für den Herrn, und 3) ein wahres Labsal für die ausgezehrte Länderei. Und alle diese Abpächter würden schon dahin gesorgt haben, daß nichts gestohlen worden wäre. Aber wie heißt es dann, wenn man etwas in der einen Stunde baar auslegen soll, was man nicht gleich in der zweiten Stunde mit mehr als jüdischem Gewinn wieder einstreichen kann? Da heißt es: „ach! es ist immer so gewesen, wir wollen es nur bei dem Alten lassen! wer weiß, ob es einmal gelingt? und dann ist das Geld zum H — r. Es kömmt erst noch darauf an, ob es einmal da wächset? Daß alle Arten von Früchten die nehmlich in unsern Gegenden bekannt sind, daselbst wachsen, und zwar ganz fürtrefflich wachsen, kann ich durch Thatsachen beweisen.

1. Der Pächter auf dem Rittergute, welcher die 10 Hufen von dieser beschriebenen Länderei mit im Pachte hat, hat weiter nichts als die Hälfte des Schafmistes und die Hälfte des Hordenschlags; hierbei kömmt es aber hauptsächlich darauf an, wer dem

dem Schäfer das mehreste Stroh giebt; denn bestimmte Schocke bekömmt der Schäfer nicht. Die Schafe sind zwar in zwei gleiche Theile getheilet, aber es hat jeder dieser beiden Herren seinen besondern, ihm eigenthümlichen Stall, den er auch allein in Bau und Besserung erhalten muß. Des Schäfers Wohnung aber müssen beide gemeinschaftlich erhalten.

Dieser gute und würdige Oekonom läßt sich aber keine Mühe, Unkosten noch beschwerliche Wege, u. dgl. verdrüßen, sondern schafft neben diesem ihm zukommenden Dünger, noch andern Dung, so viel er nur entbehren kann, von seinem wirklichen Pachthofe auf diese Länderei, so, daß er nun schon seit vielen Jahren den schönsten Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, Erbsen, Wicken, Klee, Sommerrübsen, ꝛc. und zwar alles dieses mit dem größten Vortheile gebauet hat, ohnerachtet diese Länderei die Düngung nicht überflüssig bekömmt. Aber dieser Mann weiß, wie gut es ist, dem Lande nicht immer einerlei Dung, von einerlei Viehart zu geben, sondern er wechselt damit sehr sorgfältig.

2. Der andere Besitzer, von 5 Hufen oder 150 Acker, hat auch die ganze Hälfte des Schafmistes und des Hordenschlags, in eben dem Maaße zu genießen als der 10 Hüfner.

Dieses macht nun freilich einen großen Unterschied; jener muß mit dieser Schäferei 300 Acker,

und

und dieser nur 150 Acker düngen; denn den Hordenschlag hat einer so viele Nächte, wie der andere, und die ganze Schäferei ist kaum 300 Stück stark. Sie kann auch vor jetzt unter diesen Umständen nicht höher getrieben werden, wenn nicht dieses ganze Gut mit der Zeit wieder an einen Herrn kömmt, welches freilich wohl zu wünschen wäre, weil sich hier ein Landwirth insonderheit durch Anlagen und Verbesserungen groß und der Welt sehr nützlich und verdient machen könnte.

Der 2te Besitzer erndtet nun freilich in Absicht des Roggens und Hafers, (denn andere Früchte läßt er nicht bauen) beinahe noch bessere, und vorzüglich noch schwerere Früchte, theils wegen Schafnutzung, theils weil er gar nichts sömmern läßt. Aber wegen der weiten Entfernung von seinem Wohnorte, läßt er auch keinen andern Dung hinführen, als den ihm die Schäferei gewähret.

3. Der Schafmeister hat von jedem dieser beiden Herren etwas Länderei theils in Pacht, theils als Deputat im Nießbrauch. Bei dieses Mannes Länderei, ob man ihm gleich wohl eben nicht das Beste gegeben hat, kann man deutlich sehen, wie weit es die Natur, wenn man ihr zu Hülfe kömmt, bringen kann. Der jedesmalige Schäfer darf nicht mit dem gemachten Dünger oder Hordenschlag machen was er will; sondern er stehet mit seinen beiden Herren, wie in allen übrigen Sachen, also auch in diesem

Stücke,

Stücke, in einem gewissen Contrakte, so daß der Schäfer eine Art von Dung bekömmt. Aber er hat ein Mistsumpfloch, Atelpfütze, oder Mistjauche auf dem Hofe, worein er unverwehrt Stroh schmeissen und zu Dung oder Mist machen, und denselben auf seine Länderei bringen kann. Ferner hat der Schäfer vom 11ten Novbr., als vom 1sten Tage nach Martini an, durch gemeinschaftlichen Vertrag die Erlaubniß des Hordenschlags. Und eben so ist es auch mit dem Hordenschlag, den der Schäfer im Frühjahre hat. Freilich wird wohl mancher hierbei das seinige denken, „daß ein Schäfer, immer Schäfer bleibt.“ Gesetzt aber auch man hätte wirklich Ursache hier etwas mißtrauisch zu seyn, so ist und bleibt es doch immer nachahmungswürdig und schändet keinen Menschen, wenn man zuweilen auch von solchen Leuten etwas lernet. Denn ich muß sagen, daß ich zuweilen über die Früchte dieses Mannes ganz in Erstaunen gesetzt worden bin. Zuweilen aber habe ich auch gesehen, daß der Schäfer sowohl, als auch sein Knecht immer auf ein und eben derselben Stelle mit dem Schafvieh Mittag hielt, wo alsdann der Dung zusammen gefegt, und entweder in seinen Garten oder auf sein Land gebracht wurde. Dem sei nun wie ihm wolle, so konnte man doch beständig auf dieses Mannes Lande, den schönsten Roggen, Waizen, Gerste, Hafer, Winterrübsen, Sommerrübsen, Kohl, gelbe und weiße Rüben, Früh- und Spätflachs, kurz alle in unsern

Gegenden nur erdenkbaren Feldfrüchte, und zwar alle von der schönsten und besten Art, sehen.

4. Ferner war auch ein kleines Stück Land an einen benachbarten Einwohner verpachtet, der zugleich die Früchte auf den Schäferei-verwaisten 5 Hufen abbringen mußte. Auch hier konnte man deutlich sehen, was dieser Erdboden gern thun mögte. Dieser Mann ließ sein Stückgen Land eben so düngen, als wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, d. h. nicht überflüssig, sondern nur nach Nothdurft. Und doch ließ er dieses Stück fast niemals braach liegen, und erndete immer 3 Jahre hintereinander ganz vortreffliche Früchte. Ich habe selbst verschiedene Male auf dieses Mannes Stücke sowohl als auch auf des Schäfers Lande Frühflachs gesehen, der über anderthalb Ellen lang war, und die Bewunderung aller Vorübergehenden auf sich zog. Eben so hauete auch der Schäfer in dem kleinen Schäfereigarten, alles eben so frühzeitig wie in der besten Aue. Witsbohnen, Gurken, Sellery ꝛc. kurz alle solche Gewächse, die nur der Kunstgärtner in der schönsten Gegend, eben durch seine Kunst und unermüdeten Fleiß etwas frühzeitiger haben kann.

Alles das, was ich hier kürzlich gesagt habe, ist lautere Wahrheit, und ich könnte noch mehr anführen. Es ist aber gewiß schon hinreichend zu ersehen, daß alle und jede Verbesserung, die man an dieses Gut wenden würde, gewiß nicht vergeblich

lich seyn müßte. Denn diese Ländekei ist gewiß von Natur vortrefflich; nur muß selbige mit Aufmerksamkeit bearbeitet werden, auch muß man nicht morgen schon alles gleich baar wieder heraus haben wollen, was man heute hineingesteckt hatte.

Sollte es daher wohl etwas unbedeutendes für denjenigen seyn, der sich ein Mal mit Oekonomie abgiebt, mit allem Fleiß auf Verbesserung eines solchen Gutes nicht nur mit Ernst zu denken, sondern auch wirklich Hand anzulegen? Wenigstens ist es Schuldigkeit; und wenn man auch wirklich keinen Wohlgefallen daran hätte, so ist mans doch der lebenden Menschheit schuldig, und noch mehr der Nachkommenschaft. Wie würde es mit Holz, Land, Wiesen, Gärten ic. jetzt aussehen, wenn unsre Vorfahren nicht hätten Hand anlegen wollen? Und Freude ist es ja ohnedies, wenn man schon einiger Maaßen im voraus wissen kann, ich arbeite, oder ich lege gewiß dieses Geld nicht vergeblich aus, es wird, ja, ich habe es schon von so vielen Leuten gehört, es muß gelingen, es kann gar nicht fehlschlagen. Ist mir nun dieses erst gelungen, so will ich hernach ein Mal was rechtes daran wenden, und eine ganz neue Einrichtung machen, ob ich diese meine 5 Hufen, da mir doch ein Mal die Schäfereinutzung fehlt, nicht in einen rechten schönen Zustand, für mich und meine Nachkommen versetzen kann. So muß ein wahrer Landwirth denken, dessen

sen einziges Dichten, Trachten und ganzes Bestreben nur dahin gerichtet seyn muß, sein Gut und Nahrung zu fördern und zu verbessern. Wie könnte man nun aber endlich diese 5 Hufen oder 150 Acker am sichersten und leichtesten verbessern? Hier sind eigentlich nach meiner Meinung zwei Vorschläge, Düngung, mit Mist, Mergel, ꝛc. und Kleebau.

1. Düngung.

Da dieses Gut nun beständig von jenem aus, als dem eigentlichen Muttergute, beackert, und also auch von dorther nothwendig mit gedünget werden muß, so macht dies freilich zuweilen sehr viele Beschwerlichkeit. Hauptsächlich aber deswegen, weil gewöhnlich auf dem eigentlichen Muttergute, bei welchen doch auch 330 Acker ohne diese hier beschriebenen 150 Acker, gelegen sind, nur 5 Pflüge oder 10 Pferde zum Ackerbau gehalten werden, welches doch immer bei so vielen andern sehr beschwerlichen Arbeiten, Reisen, u. dgl., und bei vielem Berg-, und überhaupt schweren Erdboden, da alles zweispännig muß gepflügt und geegget werden, immer sehr wenige Pferde sind, die weite und äußerst beschwerliche Entfernung dieser 5 Hufen nicht ein Mal mitgerechnet. Denn im Winter ist gar kein Weg dahin, es mag Schnee liegen, oder nicht. Liegt z. E. viel Schnee so ist es äußerst gefährlich dahin fahren zu können, auch nicht ein Mal ganz gut mit

Schlit-

Schlitten, wegen der vielen Graben. Aber aller dieser mühseligen Beschwerden könnte der Gutsbesitzer gar leicht überhoben seyn, wenn er die Kosten nicht scheuete, und einen Stall hinbauen ließe, in welchem wenigstens Jahr aus Jahr ein 8 bis 10 Stück Rindvieh, und auch wohl im Winter eine mäßige Anzahl Hammel könnten ernährt werden. Der Ertrag einer solchen Verbesserung müßte sich schon im 3ten Jahre ganz sichtbarlich und reichlich zeigen, und das Capital der Anlage würde sich zur Freude des Besitzers, und zur allgemeinen Bewunderung aller Nachbaren ganz vortrefflich verinteressiren. Noch kömmt dazu, daß dieser Besitzer bei Vertauschung der Schäferei gegen das wilde Obst noch ins besondere einen breiten Rasen zum Vorraus erhalten hat, so, daß man nicht ein Mal ein besonderes Stück urbares Land zu einem solchem Anbau zu nehmen brauchte. Wie es aber zu der Zeit bei der Theilung mit der Hut und Trift ist verglichen worden, weiß ich nicht zu bestimmen. Gesetzt aber auch, diese wäre damals bloß denen beiden Schäfereiberechtigten allein zugestanden worden, was thäte dieses zu unserm Vorhaben? Wir wollen ja diese 8, 10 oder nach Gelegenheit mehrere Stücke Rindvieh, nicht auf dürren, elenden, magern Hutweiden und Triftäckern herum kreuzen lassen, sondern unserm Gutsbesitzer ist ja bloß daran gelegen, recht guten und vielen Dünger auf eine gute und bequeme Art erhalten zu können. Ja, das ist alles

wohl

wohl recht gut und leicht so hergesagt, und so ein Stall ebenfalls auch leicht und in der Geschwindigkeit hingebauet; „Aber, wer soll denn dieses Vieh im Sommer und Winter füttern?“ — Es giebt ja Menschen genug in der Welt, die auf mancherlei Art und Weise sich nützlich machen können. Ja dergleichen Menschen giebt es zwar genug; aber will ein solcher Mann oder Frau nicht auch essen und trinken? „Allerdings, der Arbeiter ist seines Lohnes werth, und wer arbeitet, der soll auch essen.“

Aber würde der Schäfer daselbst es nicht außerordentlich gern und gewiß für einen mäßigen Lohn thun, und dieses Vieh mit abwarten? Da schon ohnedies auch der Dung von des Schäfers Kühen, diesem Herren ganz allein zustehet, so bald er einen Stall hat und dem Schäfer das nöthige Stroh zum Unterstreuen liefert; (denn diesen hat sich dieser Besitzer hauptsächlich bei dem Theilungs- und Tauschreceß vorbehalten.) Ferner würde man aber dem Schäfer nicht trauen, oder könnte man ihm nicht trauen, weil man vielleicht denken müßte, der Schäfer würde es mit seinem eigenen Vieh besser meinen als mit dem des Herren; so ist es ja wirklich eine so große Ausgabe nicht, wenn man an diesen Stall wenn ein Mal gebauet werden sollte, 3 oder 4 Paar Sparren mehr wendete, und sogleich ein Stübchen Kammer und Küche anlegen ließe. Es wäre ja

ohne-

ohnedem diesem Herrn der Bau leicht, weil er das ganze Holz zu einem solchen Baue nicht nur selbst, sondern auch das Holz und die andern Baumaterialien in der Nähe hat.

Hier, dächte ich, wäre nun erst nach meiner Meinung der eigentlichste und wesentlichste Vortheil. Und nun setzte man einen ordentlichen beweibten Mann auf gewisses ordentliches Deputat hin, ließe ihm für eine Milchkuh freies Futter, und setzte ihn überhaupt so, daß er ohne Betrügerei leben und das Vieh in guter Ordnung erhalten könnte.

Wollte man vielleicht nicht lauter junges oder göltes Vieh hingeben, so könnte man ja halb milchendes und halb göltes Vieh dazu nehmen, und nun entweder, diesem dazu bestellten Viehwärter, die ganze Milchung verpachten, oder den ganzen Deputat des Wärters darauf stellen.

Aber, wie und wovon dieses Vieh im Winter und Sommer ernähren?

Ich antworte: mit Klee.

Daß auf dieser Länderei alle Arten von Früchten wachsen, wenn man nur einigermaßen der nackenden, aber nicht ganz dürftigen Natur zu Hülfe kömmt, habe ich schon durch Thatsachen bewiesen. Aber wer hat sich denn wohl eben sehr um die Verbesserung dieser Schäferei-verwaisten 5 Hufen bekümmert? Leider hat man dieses fast gar nicht, oder

doch nur äußerst selten gethan. Ja man hat sich sogar, eigentlich zu sagen, grobe Betrügereien gegen diese Länderei zu Schulden kommen lassen, indem man ihr ihre eigene natürlich hervorgebrachte Kleidung ausgezogen und genommen, und andern Aeckern gegeben hat; d. h. diese 150 Acker haben immer ungedüngt tragen müssen, man hat die Früchte fortgeschleppt, das Stroh davon zwar zu Mist gemacht, aber diese Düngung andern Aeckern gegeben. Sollte da wohl nicht jeder Besitzer ähnlicher Güter darauf bedacht seyn, dergleichen Länderei auf alle mögliche Art zu verbessern? wenigstens in so weit dafür sorgen, daß solche Länderei ihre natürliche selbst hergegebene Düngung wieder bekäme, um sie vom neuen in einen gedeihlichen Stand zu setzen. Würde man zuerst diesen Kleeanbau nur wenigstens mit 15 oder 18 Ackern oder auch gleich mit mehrern, oder mit anderm künstlichen Graswuchs versuchen, (dessen nähere Beschreibung aber nicht in diesen Plan gehöret:) so würde man schon, nicht nur den Sommer hindurch dieses Vieh im Stalle reichlich ernähren, sondern man würde auch mit dem übrigen dürre gemachten Kleeheu und Grummet, mit Beihülfe des daselbst erbeuteten oder geerndeten Geströhdes, den ganzen Winter hindurch dieses Rindvieh sowohl als auch die Hammel reichlich sättigen können. Und dann, dächte ich, müßte doch nach gerade so viel Dung können gemacht werden, daß die übrigen 4

Hufen,

Hufen, (weil 1 Hufe, oder doch wenigstens einige 20 Acker beständig in der Braache zu Klee sich selbst düngen müßten) allmählich so gedünget und verbessert werden könnten, daß man auch alsdann in dem jedesmaligen Braachfelde schon wenigstens 12 bis 15 Acker würde sömmern können, und zwar vorzüglich mit sogenannten rauchen Gewächsen, welches alsdann schon wieder zur Verlängerung des Winterfutters behülflich wäre. Und so würde man denn schon wieder ein Jahr nach dem andern mehr Vieh auswintern, mithin auch mehr Dünger gewinnen. Der Winter giebt doch den mehresten Mist, und im Sommer z. E. könnte man ja die Hammel sowohl, als auch anderes Vieh wieder wegnehmen.

Damit nun aber endlich dieser Viehabwärter, welcher, wie schon oben gesagt, beweibt seyn muß, die Hauptsache verwalte; so würde ich vorzüglich zu 4 guten Zugochsen anrathen. Und hier müßte nun noch der größte Vortheil für den Gutsbesitzer herauskommen. Wie aber ein guter Zugochse beschaffen seyn müsse, und worauf man bei Anschaffung desselben vorzüglich zu sehen habe, gehört nicht hieher; nur das Einzige will ich hier bemerken, daß ein Zugochse zum wenigsten 4 Jahr alt seyn muß, ehr er ins Joch kommen kann, und alsdann nur längstens bis ins 8te Jahr zum Zuge gebraucht werden darf. Alsdann muß er von der Arbeit hinweg, zur Mast aufgestellt, und durch andere jung

zugezogne ersetzt werden, die man denn natürlicher Weise schon vorher neben den alten Zugochsen angelernt hat.

Wie nun aber mit der Mastung solcher Ochsen auf dem Lande, wo entweder Brandeweinbrennereien sind, oder nicht, (der Besitzer dieser 5 Hufen hat aber eine Brandeweinbrennerei, die der Verfasser dieses Aufsatzes angelegt hat) verfahren werden müsse, weiß ja ziemlicher Maßen jeder Hausherr und Hausfrau von selbst. Kurz wir wissen, daß diese Ochsen bei ihrer Lebenszeit ihr Futter reichlich verdient und honett bezahlt haben, und nun hinterlassen sie ihrem vorigen Brodherrn auch noch nach ihrem Tode ein schönes Stück Geld.

Sorgt nun der Gutsbesitzer dafür, daß beständig 4 gute und brauchbare Zugochsen da sind, so wird er auch hauptsächlich darauf sehen, daß der Ochsenwärter jeden halben Tag mit Umspannen wechselt. Er muß im Sommer so früh anspannen als nur immer möglich, damit die Ochsen ihre meiste Arbeit im Kühlen verrichten; hingegen des Nachmittags nicht eher anspannen als gegen 4 Uhr. Im Winter aber können alle 4 zugleich alle Tage, einen halben Tag angespannt werden, und allen Dung, so wie nur welcher vorräthig ist, wegfahren, weil die sämmtliche Länderei fast ganz auf der Ebene liegt. Im Sommer müssen nun diese Ochsen neben ihrer Arbeit das gesammte Kleefutter für ihre

Kam-

Kammeradschaft heimfahren, da hingegen der Vieh- und Ochsenwärter immer nebenher die gesammte Flur wahrnehmen und darnach sehen kann, daß seinem Herrn weder durch Sichel, Sense, Abhüten, oder sonstiges Wegtragen etwas von seinem Eigenthum entwendet werde, welches alles freilich leider häufig geschiehet. Durch eine solche Einrichtung würde der Besitzer seine 5 Hufen außerordentlich verbessern, und sich selbst dadurch und seine Nachkommen bereichern, indem er ganz bequem zwei Ackerpferde und einen Kerl auf seinem eigentlichen Ackergute abschaffen und entbehren könnte. Denn die Ochsen müßten jene Länderei ganz allein zu rechte machen, so daß wenigstens das Ackergeschirre nur im ganzen Jahre einige Tage, als z. E. in der Bestellzeit, von dem eigentlichen Muttergute, her zu kommen brauchte. Allenfalls die Getraidefuhren ausgenommen, welche denn freilich mit den Pferden, wenigstens größten Theils gethan werden müßten. Und wie sehr würden dieses nicht jene Menschen und Pferde wünschen, denn für beide Theile ist dieses beschwerliche und ungewohnte Kost, und besonders für die Pferde. Denn diese hatten während der Zeit, daß sie da gleichsam, wie in der Fremde seyn und doch sehr scharf arbeiten mußten, des Mittags kaum eine Stunde frei zum Fressen, und des Abends, Nachts und Morgens zum Fressen und Ausruhen 3 höchstens 4 Stunden, so daß sie zuweilen des Abends und Morgens aus Mattigkeit

keit nicht fraßen und ungefressen sich wieder in ihr Joch werfen lassen mußten.

Und so war es denn auch ebenfalls mit dem Saufen, weil die Pferde gar nicht gern an dieses, für sie ungewohnte gewöhnlich schlammichte Bachwasser, wollten. In wie vieler Rücksicht wäre also für den Gutsbesitzer eine solche Verbesserung nicht höchst nothwendig und von großem Nutzen? Daß die erste Auslage freilich etwas kostspielig ist, nicht nur wegen des Gebäudes, sondern auch wegen Anschaffung des Kleesaamens, Ankaufs der Zugochsen, des Geschirres, u. s. w. dies ist freilich nicht zu leugnen.

Wie will ich aber im Stande seyn gute Aepfel, Birnen, Aprikosen, u. dgl. zu erndten, wenn ich meine wilden Obststämme nicht durchs Pfropfen oder Oculiren veredle, oder meinen Garten entweder gar nicht, oder doch sehr schlecht anpflanze? Dazu hat uns der Schöpfer Verstand gegeben, daß wir ihn für uns und die Welt gebrauchen und zum Besten des lebenden und künftigen Menschengeschlechtes anwenden sollen. Und dies können wir ja nicht besser, als wenn wir immer auf neue Verbesserungen, gute Anstalten und nützliche Anlagen bedacht sind, um uns, und unsere Familie und Nachkommenschaft dadurch in bessere Vermögensumstände zu versetzen. Und ich glaube, wer diese kurze Beschreibung nur mit einiger Aufmerksamkeit durch-

lieset,

lieset, wird gewiß in diesen meinen Angaben und Vorschlägen nichts Uebertriebenes oder Ungereimtes finden. Wer nun erst noch weiß, welche große Vorzüge ohnedies der Rindvieh-Dünger vor dem Schaf- und Pferde-Dünger hat, weil jener weit mehr auflösbare, den Pflanzen so nöthige Erdarten und salzige Theile besitzt, auch von weit längerer und besserer Dauer in seiner Würkung ist, und in jede Art von Erdreich mit mehrerem Nutzen als der Schaf- und Pferde-Dünger verwendet werden kann; wer dieses alles nicht nur einsiehet, sondern sich auch schon durch vielfältige Erfahrungen überzeugt hat, der wird bei Durchlesung dieser kleinen Abhandlung gewiß zuweilen den geheimen Wunsch äußern, „wenn du nur dieses Ackergut hättest, du wolltest es, da es einmal keinen Theil an der Schäferei hat, doch wohl ohne dieselbe in Ordnung bringen, und deine 150 Acker auch ohne Hordenschlag ergiebig machen.“

J. C. Christ. Leopold,
Oekonomie-Verwalter.

III.

Etwas über die Kultur und Benutzung der Kiefer. (Pinus sylvestris L.)

Um dem jetzt allenthalben einreißenden Holzmangel vorzubeugen, hat man so viele Mittel in Vorschlag gebracht, die theils nicht befolgt werden und zum Theil auch nicht befolgt werden können; es sind schon so viele zum Theil kostspielige Versuche gemacht, und — man bleibt noch immer gleich weit vom Ziele entfernt. Man hat nur die entferntern Mittel herbeigesucht und die so nahe liegenden übersehen. Das erste und einzige Mittel dagegen ist aber unstreitig, ein thätiger Holzanbau und zwar mit solchen Holzarten, deren Kultur leicht, deren Wuchs schnell ist und die eine mannigfaltige und baldige Nutzung gewähren. —

Unter den verschiedenen deutschen Holzarten ist die Kiefer sicher diejenige, die vor allen andern Holzarten, (die Birke etwan ausgenommen,) zu dieser Absicht empfohlen werden kann, und die daher einen thätigern Anbau verdient, als bisher wohl noch der Fall gewesen ist. — Denn sie zeichnet sich durch einen schnellen Wuchs und durch mannigfaltige

Nutzung

Nutzung in den verschiedenen Perioden ihres Wachsthums sehr aus; ihre Kultur ist mit geringer Mühe und Kostenaufwand verbunden und der Erfolg davon fast immer gut. —

Diese Gründe bewegen mich, das ökonomische Publikum auf die Kultur und die beste Benutzungsart dieser so nützlichen Holzart aufmerksam und mit den darüber, auf meiner gegenwärtigen Forstreise durch Deutschland, gesammelten Erfahrungen näher bekannt zu machen.

Daß bisher so manche Kiefernkultur mislungen, davon ist größtentheils die Ursache darin zu suchen, daß man zu vielen Fleiß, zu viele Kunst darauf verwendet hat, wodurch weit mehr verdorben, als gut gemacht ist. Denn Erfahrungen haben mich davon überzeugt, daß je einfacher und ungekünstelter man bei dieser Kultur zu Werke geht, je weniger man den Boden auflockert oder gar begeilt, desto sicherer und besser wird der Zweck erreicht. —

Nach den verschiedenen Lokalumständen wird also die Kultur der Kiefer, auf folgende Art, mit dem besten Erfolge unternommen.

Ein blos mit kurzem Grase überwachsener Boden, (vorausgesetzt daß auf dem Platze kein Kuhlager gewesen,) wird mit einer eisernen Egge nur blos wund gekratzt, und alsdann der Kiefersaame, bald nach Abgang des Schnees, im Frühjahr, darauf

auf ausgestreuet. Kann man in den folgenden Tagen den Platz mit einer Schafheerde übertreiben lassen; so wird man dadurch zum bessern Gedeihen der Saat vieles beitragen. —

Ist der mit Kiefern zu besaamende Boden mit dünne stehender kurzer Heide überzogen, wo der Erdboden noch durchschimmert; so wird die Ausstreuung des Saamens, ohne weitere Vorbereitung hier unternommen werden können. Findet es sich hingegen, daß der Boden mit etwas längerer, oder sehr langer Heide, oder langem Grase, sehr dicht überzogen ist; dann muß solche abgekratzt und wenn dennoch der Erdboden nicht zum Vorschein kommt, der Platz mit einer eisernen Egge wund gekratzt werden, und die Ausstreuung des Saamens darauf geschehen.

In diesen beiden Fällen würde es ebenfalls zuträglich seyn, den Platz mit einer Heerde Schafe, einige Tage lang, zu betreiben. —

Will man in den beiden letzteren Fällen noch mehr thun, so läßt man den Platz den Herbst zuvor umhacken, im nächsten Frühjahre die Erdklumpen klein machen, ihn mit einer Egge überziehen und den Saamen darauf ausstreuen. Hiebei ist aber zu beobachten, daß die etwannigen kleinen Erdklumpen und Heidewurzeln auf dem Boden liegen bleiben, damit dadurch einige Feuchtigkeit erhalten

wird,

wird, um den darein fallenden Saamen und die aufgehenden Pflanzen vor dem Vertrocknen, welches in einem aufgelockerten Boden, besonders in einer freien Lage und an mittägigen Bergeinhängen, oft der Fall ist, zu sichern und in der ersten Jugend etwas Schutz und Schatten zu verschaffen. —

Obgleich ich von dieser Kulturart auch gute Erfolge gesehen, so waren diejenigen der erstern Art doch besser gerathen; daher ich die Anwendung jener leichtern Methode um so mehr anrathen mögte. —

In Hinsicht der Lage und des Bodens darf man bei der Kultur der Kiefer keine sehr sorgfältige Auswahl treffen. Sie wächst sowohl in einer sehr freien Lage, als in einem mittelmäßigen Erdboden, besonders wenn demselben etwas Sand beigemischt ist, recht gut. —

Zu einem Morgen von 160 Quadratruthen sind, wenn der Saame gut ist, und dick ausgestreuet werden soll, höchstens 8 Pfund hinreichend. Ist man nicht mit Gewißheit von der Güte des Saamens überzeugt; so rathe ich lieber 10 Pfund zu nehmen, um desto sicherer einen guten Erfolg erwarten zu können.

Bei einem einiger Maßen guten Boden kann der junge Wald schon im 20sten Jahre durchgehauen werden, und eine beträchtliche Zwischennutzung gewähren. In holzarmen Gegenden würde ich rathen,

diese

diese Durchhauungen alle 10 Jahre zu wiederholen und den Ort höchstens zum 80jährigen Umtrieb zu bestimmen. Bei dieser Benutzungsart würde also folgendes zu beobachten seyn, und folgender jedesmaliger Ertrag erwartet werden können. —

Wenn ich einen etwas mehr als mittelmäßigen Bestand annehme, wovon bei der ersten Durchhauung im 20sten Jahre alles unterdrückte und abgestorbene Holz weggenommen wird; so wird man sicher im Durchschnitt 4 Klafter Knüppelholz zu 144 Kubikfuß und 4 Schock Wellen oder Wasen, von dem Morgen, erwarten können. Nach dieser Durchhauung werden dann auf dem Morgen noch immer 1600 im Wachsthum befindliche Stämme, übrig bleiben. Diese Durchhauungen müssen jederzeit so geschehen, daß der Wald seinen gehörigen Schluß behält. Aus diesem Grunde erfordert es oft die Nothwendigkeit, schlechte Stämme, die weggehauen werden müßten, noch eine Zeit lang stehen zu lassen, um keine Oeffnungen zu machen, und dadurch Windbrüche zu veranlassen. —

Wenn der Wald 30 Jahre alt geworden, so werden sich abermals viele unterdrückte Stangen vorfinden. Diese können alsdann, um den übrigen gesunden Stämmen desto mehr Luft und Nahrungstheile zum bessern Fortwachsen zu verschaffen, herausgehauen werden. Hier kann man annehmen, daß $\frac{1}{4}$ des Bestandes, folglich 400 Stämme wegge-

nom-

nommen werden müssen. Diese werden sicher 5 Klafter Knüppelholz nebst 50 Wellen von dem Morgen geben. Es bleiben also itzt noch 1200 prädominirende Stämme übrig.

Im 40jährigen Alter des Waldes wird abermals eine Durchhauung vorgenommen werden können, weil dann wieder viele Stämme wenn nicht abgestorben doch unterdrückt worden. Man wird alsdann 300 Stämme von dem Morgen wegnehmen können. Diese werden sicher 6 Klafter Knüppelholz und 100 Wellen liefern und der Bestand, an gutem wüchsigem Holze, wird noch ohngefähr 900 Stämme, auf den Morgen, ausmachen. —

Obgleich von nun an wenig unterdrücktes Holz mehr vorkommen wird; so kann dennoch mit den Durchhauungen von 10 zu 10 Jahren fortgefahren werden. Bei der Durchhauung im 50jährigen Alter wird man schon stärkeres und gut gewachsenes Holz antreffen, das als Nutzholz gebraucht werden kann. Würde man bei dieser Durchhauung 300 der schlechtesten Stämme wegnehmen, so könnte man davon, wenn sie zu Klafterholz angeschlagen würden, auf 2 Klafter Schnitt-, 5 Klafter Knüppelholz und 50 Wellen, von dem Morgen sichere Rechnung machen.

Wenn der Wald 60 Jahre erreicht hat, alsdann abermals eine Durchhauung vorgenommen

wird,

wird, und die geringsten 200 Stämme weggenommen werden, so daß die besten und wüchsigsten 400 Stämme auf dem Morgen stehen bleiben; so würden jene manches Nutzholz liefern und wenn sie als Brennholz in Anschlag kämen, 5 Klafter Schnitt-, 4 Klafter Knüppelholz und 80 Wellen davon erwartet werden können.

Wenn man im 70jährigen Alter des Waldes, denselben nochmals durchhauet, von dem Morgen 200 der schwächsten Stämme wegnimmt, und noch 200 der stärksten zurück läßt; so werden jene 200 Stämme sicher 10 Klafter Schnitt-, 4 Klafter Knüppelholz und 80 Wellen geben. —

Endlich kommt im 80sten Jahre die Reihe an die letzten und stärksten 200 Stämme. Hiervon kann man alsdann gewiß 60 Klafter Schnitt-, 10 Klafter Knüppelholz und 800 Wellen erwarten.

In dem Zeitraum von 80 Jahren können also mit Sicherheit von einem Morgen, nicht völlig gut bestandenen Kieferwald, im Durchschnitt überhaupt 115 Klafter Holz, oder 77 Klafter Schnitt-, 37 Klafter Knüppelholz und 1160 Wellen oder Wasen erfolgen *).

Um

*) Obgleich der Herr Forstrath und Landforstmeister Hartig zu Dillenburg, bei einer ähnlichen periodenweisen Durchhauung, von 10 zu 10 Jahren, für den Mor-

Um diese Wirthschaft, die da, wo Holzmangel herrscht, unstreitig die vorzüglichste ist, nachhaltig zu machen, würde ich rathen, beim letzten Hiebe nicht auf die natürliche Besaamung zu rechnen, sondern den Ort rein abzuholzen und sogleich nach dem Abtriebe desselben, ihn aus der Hand zu besaamen, weil die natürliche Besaamung oft zu lange Zeit erfordern, nicht selten auch zu unvollkommen seyn, und also kein ganz geschloßner Wald entstehen würde. — Bei der künstlichen Besaamung würde man auch wenig Mühe anzuwenden haben; denn in einem bisher geschlossen gewesenen Kieferwalde ist der Boden grösstentheils mit Nadeln bedeckt, diese dürfen nur oben abgerecht werden, um dadurch die zur Kiefernsaat erforderliche Vorbereitung des Bodens zu bewirken, und den Saamen sogleich darauf ausstreuen zu können. —

Die

Morgen, mit Kiefern bestanden, 116 Klafter Schnitt-, 53 Klafter Knüppelholz und 2200 Wellen in Anschlag bringt; so nimmt er dabei nicht allein ein Alter von 110 Jahren an, sondern er setzt auch voraus, daß der Wald gleich anfangs im vollkommenen Bestande sei und in der Folge regelmäßig bewirthschaftet werde. Da ich nur einen 80jährigen Umtrieb und dabei annehme, daß der Wald nicht ganz gut bestanden sey, welches bei den verschiedenen oft eintretenden Lokalumständen am gewöhnlichsten der Fall ist; so glaube ich, daß jener von mir angenommene Ertrag weder zu hoch noch zu geringe seyn wird. —

Die Kultur des abgeholzten Waldes oder eines erst anzubauenden Platzes, wird am besten in 10 auf einander folgenden Jahren unternommen, und also in jedem Jahre der zehnte Theil des ganzen Platzes oder bisherigen Waldes angebaut, um bei der künftigen Wirthschaft die periodenweisen Durchhauungen auf dieselbe Art vornehmen, also jährlich einen Theil des Ganzen durchhauen, und so die Wirthschaft nachhaltig machen zu können. —

Sollten diese wenigen Winke von dem einen oder andern, besonders Privatwaldbesitzer, benutzt werden und auch nur einzelne derselben den Anbau und die Benutzung der Kiefer nach den gegebenen Vorschriften unternehmen; so würde meine Absicht, die blos dahin geht, gemeinnützig zu werden, erreicht. —

C. P. Laurop.

IV.

Beschreibung einer neuen Art Bienenkörbe, anstatt der von Stroh geflochtenen Lager oder Walzen.

(Mit einer Kupfertafel.)

Man hat in den neuern Zeiten so vielerlei Arten von Bienenstöcken und Behältnissen erfunden, daß in

in jedem neuen Buche von der Bienenzucht, auch eine neue Art von Bienenstöcken als besonders vortheilhaft angepriesen wird, obgleich jeder weiß, daß es zur glücklichen Bienenzucht nicht sowohl auf die Art der Behältnisse ankommt, worinnen sie bauen sollen, sondern vielmehr auf die gute Wartung, und daß überhaupt die Gegend der Bienenzucht günstig ist. Denn die Biene läßt sich jeden leeren Raum gefallen, worinnen sie ihre Oekonomie errichten kann, er sei geformet, wie er wolle, wenn sie nur an dem Orte, wo sie stehet, hinreichende Nahrung findet.

Von jeher hat man hölzerne und von Stroh geflochtene Bienenstöcke gehabt, die man auch nach Beschaffenheit der guten Tracht in einem Jahre, durch gewisse Zusätze hat erweitern können. Sogar künstlich waren diese Zusätze freilich nicht, weil man solche in vielen Jahren nicht nöthig hatte und dieselben nach geendigter Tracht auch bald wieder weggenommen wurden. Den Klotzbeuten hieng man noch einen Kasten an und die strohernen Stöcke wußte man mit untergesetzten Strohringen zu erweitern. Dieses hat hernach Gelegenheit gegeben, den ganzen Bau derselben künstlicher und bequemer einzurichten, indem man viele kleinere Kästen von Bretern und Strohringe oder sogenannte halbe- viertels- und achtels-Körbe von gleichem Maaß verfertigen ließ, die man hernach auf eine schickliche Art zusammenpassen, und einen ganzen Stock daraus machen kann, so

groß oder so klein man denselben haben will. Diese werden nun theilbare Stöcke genennet und Beschreibungen und Abzeichnungen davon sind in den mehresten Bienenbüchern anzutreffen. Da aber der künstlich zusammengesetzte Bau derselben und die Akkuratesse, womit sie gearbeitet werden müssen, solche natürlicher Weise kostbarer und theurer machen, als diejenigen sind, die sich der Bauer und gemeine Mann selbst verfertiget, und doch die Biene am Ende in dem künstlichsten Stock nicht mehr eintragen kann, als der Jahrgang mit sich bringt; so ist ihr Gebrauch immer noch nicht so allgemein worden, als viele wünschen. Man ist vielmehr fast durchgehends auf dem platten Lande, außer was auf manchen Rittergütern, oder von einem Pfarrer und Schulmeister für neue Anlagen gemacht worden sind, bei den alten hergebrachten Klotzbeuten und strohernen Körben verblieben, nachdem diese oder jene Art in einer Gegend bisher üblich gewesen ist. Denn jedem deuchtet seine Art Bienenstöcke, mit welcher er ein Mal umzugehen gewohnt ist, und die ihm gute Honigausbeute liefert, die beste zu seyn. Diesen Vortheil glaubt man nun insonderheit bei den Klotzbeuten und strohernen Lägern zu finden. Die Ursache davon ist leicht aufzufinden. Klotzbeuten und stroherne Läger verschaffen den Bienen wegen ihrer Größe mehreren Raum, als gewöhnlich die stehenden Körbe haben. Sie schwärmen daher selten und nur in den besten Honigjahren, da es in

jenen

jenen leicht geschiehet; mithin behalten sie Bienen und Honig beisammen. Sie haben aber dagegen auch mancherlei Mängel, worunter der vornehmste, darüber in den meisten Bienenbüchern geklagt wird, ist, daß oft die besten Läger ganz unerwartet durch Mutterlosigkeit und daraus entstehende Motten, eingiengen. Dieses bringt natürlicher Weise die Beschaffenheit dieser Stöcke mit sich. Denn da die Bienen darinnen immer verschlossen sind und man ihren innern Bau nicht so, wie in den stehenden Körben untersuchen kann, so wird man die Mutterlosigkeit derselben immer nicht eher, als an dem abnehmenden Flug im späten Herbst gewahr und alsdann ist es zu späte, einem solchen schon von Motten angegriffenen Stock noch zu Hülfe zu kommen. Daß aber Lagerstöcke, ob sie gleich nicht geschwärmet haben, dennoch oft mutterlos werden, davon liegt die Ursache darin, daß sie bei noch guter Tracht zwar junge Mütter zum Schwärmen angesetzt, solche aber bei abnehmender wieder getödtet und destruirt haben; da es denn geschiehet, daß nur eine zugespündete Mutterzelle übrig gelassen wird, worin aber die Made gestorben ist, wie es auch nicht selten bei stehenden Körben herzugehen pflegt, die nicht mehr schwärmen wollen. Fürs andere können die Läger nicht so, wie die stehenden Körbe, durch bloßes Aufheben von Motten, die sich in dem unterliegenden Gemülle einspinnen, gereiniget werden, weil, wenn es gehörig geschehen soll, beide Deckel geöffnet wer-

den müssen, und die der Oefnung ungewohnten Bienen dabei ganz unleidlich werden, daher es mehrentheils unterbleibt. Da im Gegentheil die stehenden Körbe beständig durch Abkehren des Standbrettes davon gereiniget werden können und die Bienen dadurch gewissermaaßen zahm werden, daß sie sich das Aufheben der Körbe, ohne in Aufruhr zu gerathen, gefallen lassen und man immer ihren innern Zustand erforschen kann. Auch hat man beim Beschneiden nicht den ganzen Bau vor sich, um genau beurtheilen zu können, wie viel an Honig übrig ist, und das alte Nest bleibt immer ganz stehen, weil es zur Zeit des Beschneidens schon wieder mit Brut besetzt ist.

Viele aus der Leipziger Gegend, wo die strohernen Walzen durchgehends gebräuchlich sind, die meinen Bienenstand besuchten und bemerkten, wie umgänglich die Bienen in meinen Körben wären, wie leicht sie gereiniget und untersucht werden könnten, ob in ihrem Innern irgend etwas Fehlerhaftes sey, gaben ihren Wunsch zu erkennen, daß ihre Walzen von eben der Beschaffenheit seyn möchten, da einmal in ihrer Gegend die stehenden Körbe kein Fortkommen hätten. Es ist dieses freilich nur ein Vorurtheil und es käme nur darauf an, daß die stehenden Körbe nicht gar zu klein wären, damit sie nicht zu viel schwärmeten, weil es im Herbste an Nahrung fehlet, und in dieser Gegend die Flächen von

Hey-

Heydekraut nicht angetroffen werden, worauf die Bienen, wie im Churkreise, gebracht werden können, damit sie noch ihren Ausstand erlangen. Wenigstens würde es zu mehrerer Ausbreitung der Bienenzucht sehr vortheilhaft seyn, wenn man in jeder Hütte nur etliche etwas kleinere Stöcke hielte, als gewöhnlich die Walzen sind, die frühzeitiger schwärmeten und damit mehrere Größere besetzt werden könnten. Es würde nichts schaden, wenn sich auch einer und der andere so abschwärmete, daß er hernach nicht in den Winter genommen werden könnte. Die erhaltenen Schwärme davon würden doch doppelten Ersatz bringen, wenn sie gehörig vereiniget würden und auch bei der bloßen Sommertracht ihren Ausstand eintragen, da jetzt die wenigen späten Schwärme, die die Walzen noch bringen, mit vieler Mühe durch Füttern im Frühjahre und Herbst erhalten werden müssen, und doch dadurch die Bienenzucht keinen großen Zuwachs erhält.

Dieses bewog mich darauf zu denken, den Lagerstöcken oder sogenannten Walzen eine solche Form geben zu lassen, daß sie auch wie die Ständer unten offen wären, zu allen Zeiten aufgehoben, gereiniget, in ihrem Innern besehen und etliche Schwärme durch Aufschlagen leicht vereiniget werden könnten. Ich redete darüber mit meinem Korbmacher, der sich leicht in alles zu finden weiß, ob er nicht anstatt der runden Form, die er jetzt den

Kör-

Körben gebe, dieselben ovallänglicht, so groß oder klein man solche haben wolle, und von weniger Höhe, aber größerer Weite, als die Stehenden, fertigen könne, daß sie unten offen blieben und wie jene auf ein Bret gestellet werden könnten. Er fand darinnen keine Schwierigkeit und er mußte mir sogleich im vergangenen Jahre zwei von verschiedener Größe, so wie die Abzeichnung ist, fertigen, damit ich solche mit Schwärmen besetzen konnte. Er verlangte für einen solchen Korb nicht mehr, als für einen großen Stehenden, weil er nicht mehr Mühe darauf verwenden dürfe, und ich glaube, daß jeder andere Korbmacher, der ein gutes Augenmaaß hat, eben dergleichen verfertigen könne. Die Weite beträgt bei diesen 18, die Höhe 16 und die Länge 26 Zolle. Man siehet leicht ein, daß das Maaß, wie hoch und lang man sie haben will, willkührlich ist, und es einem geschickten Korbmacher einerlei seyn muß, nach welchem Maaß man solche gearbeitet haben will. Nur die Höhe darf höchstens nur 16 Zoll und zwar um deswillen nicht größer seyn, damit man beim Aufheben der Stöcke zu allen Zeiten die Beschaffenheit der Brut und des Honiges bis in die Krone besehen kann. Das Hauptsächlichste kommt darauf an, daß zu einem solchen Korb etwas starke Strohringe genommen und dieselben mit Weiden oder rüsternen und lindenen Bast enge zusammengeflochten werden, damit ihn die Schwere des Honiges nicht zusammen drücken kann. Anstatt

nun

nun daß die gewöhnlichen Walzen nur auf Latten in den Hütten liegen, muß darzu ein starkes glatt gehobeltes Bret seyn, worauf er gestellet wird. Man kann auch, wenn man glaubt, daß darauf etwas ankomme, das Fluchloch unten an der schmalen Seite einschneiden und den Korb der Länge nach, wie die Walzen aufstellen. Ich werde aber hinreichende Gründe anführen, warum es besser ist, wenn man, wie es in der Abzeichnung vorgestellet ist, das Flugloch oben in der Mitten hat. Da man einen solchen Stock, vermittelst eines über dem Flugloch etwas hervorstehenden Kreutzholzes, mit der linken Hand von vorne nach hinten zu aller Zeit etwas aufkippen kann; so kann man mit der rechten das unten liegende Gemülle und die eingesponnenen Motten abkehren, welches sonderlich im Frühjahre, ehe die Bienen mit den Tafeln herunter kommen, alle Wochen nöthig ist. Daher ist unten das Flugloch zum Austragen des Unraths nicht so nöthig mehr, als es vorher in den beständig verschlossen stehenden Walzen war. Das fleißige Abkehren erspart den Bienen viele Mühe des Ausräumens. Ueberdieß bleibt das untere Flugloch allemal, zumal im Frühjahre nach dem Beschneiden, oft von den Bienen unbesetzt und die Räuber finden daher leicht Zugang. Ist es aber in der Mitte desselben, so wird es, da der Bau nach dem Beschneiden noch so weit reicht, beständig von den Bienen auch an kühlen Tagen, besetzt gehalten. In den bisher gewöhnlichen

lichen Walzen bauet ein darein gebrachter Schwarm oft in der Mitte, oft ganz hinten an. Welcher Zeitverlust entstehet daher für die armen Bienen, wenn sie allemal erst beim Ein- und Ausgehen den langen Stock durchlaufen müssen. Ist aber das Flugloch in der Mitte, so lagert sich der Schwarm gleich hinter demselben, fängt den Bau in der Mitte an und erweitert denselben nach beiden Seiten. Von den Schwärmen, die ich in diesem Jahre wieder in solche Körbe gebracht habe, hat jeder seinen Bau in der Mitte angefangen. Von zweien, die ich im vorigen Jahre besetzt hatte, hat nur einer, der kleinere, einmal geschwärmet, und der andere, der dieses unterlassen, hält über einen Centner am Gewichte.

Bei solchen Stöcken fallen alle die Mängel weg, die sich oft an den beständig verschlossenen Walzen äußern müssen. Man kann die Bienen darinnen durch öfteres Aufheben und Besehen bald so zahm, wie in den Ständern machen und zu allen Zeiten ihren innern Zustand mit etlichen Zügen Tobaksrauch erforschen. Die Klage über die Motten, wodurch so manche Walze verloren gehet, wird beim fleißigen Abkehren nicht mehr Statt finden. Befürchtet man Mutterlosigkeit, so kann man beim Umlegen des Korbes vermittelst des Rauchtopfs die falsche, oder den gänzlichen Mangel der Brut bald entdecken. Der Untergang der meisten Lager entstehet daher,

daß

daß man die Mutterlosigkeit nicht zeitig genug gewahr wird. Denn die Motten werden erst durch das Abnehmen der Bienen gefährlich. So lange Volk genug vorhanden ist, das das ganze Gebäude beschützen kann, kommt keine Motte auf. Sie mögen sich auf dem Standbrete noch so fest einspinnen, sie beißen so lange an ihren Puppen, bis sie die Maden herausziehen und zum Flugloch herauswerfen können. Hat aber einmal das Volk abgenommen, so bleiben die Eyer und Maden sogar im Gewirke liegen und sie machen bald ein solches Gespinnste um sich her, daß ihnen die wenigen Bienen nicht mehr beikommen können und endlich das ganze Gewirke einnehmen. Endlich hat man in einem solchen Stock beim Beschneiden den ganzen Bau bis in die Krone vor sich und kann aus der Beschaffenheit des Volks und der Brut sicher ermessen, wie viel überflüssiger Honig vorhanden ist. Zum Einschlagen der Schwärme und wenn man zu den ersten noch einen Schwarm bringen will, sind sie auch weit bequemer, als die bisher gewöhnlichen Walzen, indem man den neuen Schwarm des Abends nur auf die Erde schlagen, den Korb vom Bret wegnehmen und darüber setzen darf, so gehen die Bienen ohne Krieg und Streit zusammen.

S.

V.

Vom Baumsetzen.

Man hält zwar gemeiniglich den Herbst für die beste Zeit zum Versetzen junger Bäume, allein mir will die beste Zeit dazu im Frühjahr zu seyn scheinen, wenn die Säfte anfangen sich zu bewegen, oder kurz vor dem Aufsteigen derselben. Meine Gründe hiezu sind folgende:

a) Hat mich die Erfahrung gelehret, daß die im Frühjahr um die Zeit der ersten Saftbewegung, oder kurz vorher versetzten Bäume eher fortkommen und schneller wachsen, als die, deren Versetzung im Herbst geschahe.

b) Erkläre ich mir durch physikalische Gründe die Sache so: im Winter hat der Baum bei seinem schwachen Leben die genaue Verbindung seiner zarten Saugewurzeln mit der Muttererde sehr nöthig. Wird diese Verbindung vor dem Winter durch Zerreißung der zarten Wurzeln aufgehoben; so wird er den Winter hindurch in einen noch todtern Zustand versetzt, als ihn die Natur versetzte. Dadurch muß der Baum schlechterdings sehr leiden, und entweder gar ersterben — zumal wenn der Herbst trocken ist — oder wenigstens eine Lebensschwäche bekommen, die

er

er sobald vielleicht gar nicht wieder verwindet. Aber dann, wenn er im Winter unverletzt bleibt, und im Frühjahr zeitig versetzt wird, wo die steigende Sonne seine Lebenssäfte in Bewegung bringt, so werden diese sich nicht so sehr verdicken können, daß dadurch Krankheit und Tod entstehen könne.

Die Löcher aber, in welchen die Versetzung geschehen soll, werden im Herbste gemacht. Und zwar dergestalt, daß jedes Loch im Durchmesser wenigstens 1½ Elle hat. Zuerst wird der Rasen oben pfladenweise abgestochen. Sodann wird die untere Erde einen guten Spadenstich tief herausgegraben. Ist dies geschehen, so wird der Boden des Lochs mit dem ausgestochenen Rasen verkehrt belegt, so daß das Gras unten hinkommt; die unten ausgegrabene Erde bleibt neben dem Loche liegen. So bleiben die Löcher den Winter hindurch, wo der unten gelegte Rasen in Fäulung übergeht, und dem Baume einen guten Boden giebt. Die entblößte Erde wird auch den Winter hindurch durch Schnee und Frost fruchtbar gemacht, so daß der im Frühjahr dahin versetzte Baum sehr schön wächst.

Kann man bei dem Heraushohlen der Bäume etwas Muttererde an den zarten Wurzeln lassen, so ist dies sehr wohlgethan. Könnte aber dies nicht geschehen, so schone man wenigstens der zarten Wurzeln soviel als es nur geschehen kann; presse

diese

diese sodann beim Setzen nicht zusammen, sondern breite sie auseinander. Dies macht man so: wenn man den Baum in das Loch gestellet und etwas klare Erde hineingeworfen hat, so hohlt man mit der Hand die zusammengedrückten zarten Wurzeln wieder heraus und breitet sie auf der Erde auseinander, und nun die übrige Erde darauf. Um dem Baum herum macht man keine Erhöhung, weil sonst der Regen abfließt, sondern das Loch muß flach bleiben. Kann man es nun mit Baumrinde, oder Laub, oder Strohmiste belegen, so ist dies sehr wohlgethan: der Regen zieht dadurch in die Erde, und die Fruchtbarkeit kann von der Sonne nicht aus der annoch lockern Erde so leicht wieder ausgezogen werden.

Man versuche nur einmal diese Methode; und man wird seine Freude an dem Wachsthum so gesetzter Bäume haben.

Staudtmeister.

VI.

Nutzen des Kochsalzes. Nebst andern beiläufigen Bemerkungen.

Der Nutzen des Kochsalzes ist ausnehmend groß und weit ausgebreitet. Es scheint, daß die Natur dasselbe

daſſelbe deßwegen in ſo ungeheurer Menge erzeugt habe, damit die Menſchen, die doch aus allem Nutzen ziehen wollen, deſto mehr Gelegenheit und Eifer bekommen möchten, ſelbigen zu entdecken: wie fad iſt nicht der Geſchmack unſerer Speiſen, wenn ſie nicht geſalzen ſind? Schon der Gaumen ziehet das Salz allen andern Gewürzen vor; daher das bekannte Sprichwort: das Salz iſt das beſte Gewürze. Aber auch für die Geſundheit des Menſchen iſt es unentbehrlich. Man hat die Erfahrung gemacht, daß das Kochſalz, wenn es in großer Menge mit animaliſchen Materien vermiſcht wird, die Fäulniß kräftig verhindere, wie davon unter andern auch das eingeſalzene Fleiſch und eingeſalzene Fiſche, die an ſich ſo ſehr der Fäulniß unterworfen ſind, ein unwiderlegliches Zeugniß geben; daß es aber, wenn es nur in geringer Menge gebraucht wird, wie man es ohngefähr unſeren Speiſen zuſetzet, die Fäulniß befördere, iſt auf der andern Seite eben ſo bewunderswürdig als wahr. Es folgt hieraus, daß das Kochſalz in der geringen Menge, wie es zu den Speiſen kommt, die Verdauung befördere, die doch eigentlich nichts anders iſt, als eine anfangende Fäulniß, oder eine Auflöſung der Beſtandtheile einer Materie. Eben den Nutzen, welchen der Menſch in Rückſicht auf ſeinen Körper von dem Salze hat, hat auch das Vieh. Der Inſtinct ſagt dieſem ſchon, was ihm heilſam und nützlich iſt, und der aufmerkſame Menſch weiß

Nutzen davon zu ziehen. Er vermischt Lehmen mit Salz und locket dadurch das Wildpret an einen bequemen Ort, den sie häufig besuchen; es ist ihm dann leicht, sie aus einem Hinterhalte zu erlegen.

Ueberhaupt nimmt das Vieh besser zu, wenn man ihm öfters Salz giebt. Insbesondere ist das Salz bei einer Schaafzucht unentbehrlich. Es ist allgemein bekannt, daß das Salz die Schaafe nicht nur für Seuchen bewahret, sondern daß es auch ihre Wolle um vieles verfeinert. Daß aber das Salz wirklich einen Einfluß auf die Wolle habe, wird daraus unwiderleglich bestätiget, daß man bei der Zerlegung der Wolle wirklich Kochsalz findet.

In allen Pflanzen und Gewächsen ist Kochsalz enthalten. So wie aber der Boden durch den Wachsthum der Pflanzen nach und nach von dem Salze erschöpft wird, so wird er wieder fruchtbar, wenn man ihn wieder mit Salze anschwängert. Ein Englischer Gärtner machte durch Begießung des Bodens mit Salzwasser folgende merkwürdige Versuche:

Er hatte in einem sehr trockenen Sommer vier Flecken Land auf einer Weide, welche das Vieh aus Mangel an Futter nicht mehr besuchte, mit Pfählen bezeichnet und neun Abende hintereinander begossen. Das erste mit zwei Kannen bloßem Wasser, das andere mit eben so viel Wasser, worin zwei Loth

Salz

Salz aufgelöset waren, das dritte mit eben so viel Wasser, worin vier Loth Salz, und das vierte wieder mit so viel Wasser, worin sechs Loth Salz aufgelöset waren.

Der Erfolg davon war, daß das Gras auf dem zweiten Platze viel häufiger und dunkelgrüner gewachsen war, als auf dem ersten Stücke. Auf dem dritten stund hier und da nur etwas weniges, und das vierte Stück war fast ganz unfruchtbar. Es ereignete sich jedoch der merkwürdige Umstand, daß diese letzten Stücke Land, welche zu viel Salz erhalten hatten, in dem folgenden Frühjahr grasreicher waren, als die zwei ersten; das vierte aber war noch grasreicher, als das dritte. Hieraus möchte sich nun ergeben, daß zwei Kannen Wasser, worin zwei Loth Salz aufgelöset worden, die Fruchtbarkeit mehr befördern, als das bloße Wasser, und daß sechs Loth Salz zu viel ist. Daß es übrigens hierbei auf die Beschaffenheit des Bodens ankomme, wird jeder ohne weitere Erinnerung von selbst verstehen, wozu aber jeder Eigenthümer selbst durch vorher angestellte Proben sich die erforderliche Aufklärung verschaffen kann und muß.

Und eben so wie das Kochsalz die Fruchtbarkeit vermehrt, so giebt es auch noch eine Menge anderer Salze, die dieses thun, ja vielleicht thun es alle. Vorzüglich scheint der Salpeter dazu geschickt zu

seyn.

seyn. Man ist berechtiget, noch viele und wichtige Aufschlüsse über dessen Einfluß auf die Vegetation zu erwarten, wenn man folgende Erscheinung einiger Aufmerksamkeit würdiget.

Bekanntlich haben alle thierische Excremente die Kraft zu düngen, oder die Fruchtbarkeit der Ländereien zu befördern im vorzüglichsten Grade. Aber eben diese thierische Auswürfe besitzen auf der andern Seite ebenfalls die Eigenschaft, Salpeter zu erzeugen, in einem eben so hohen Grade. In beiden Fällen darf aber die Gährung, welche sie dabei erleiden, weder vollendet seyn, noch so geschwind befördert werden. Unter diesen Bedingungen nun haben sie die Fähigkeit, entweder Salpeter zu erzeugen oder die Vegetation der Pflanzen zu befördern. Bringt man nun diese thierischen Excremente an einen Ort, wo anderer Hindernisse wegen keine Pflanzen Wachsthum treiben können, so enthält die Erde nach einiger Zeit Salpeter. Hat man aber dem mit jenen thierischen Auswürfen angeschwängerten Boden Saamen anvertraut, so gedeihen die daraus erwachsenen Pflanzen weltbekanntlich weit besser, als in einem ungedüngten Boden. Zu gleicher Zeit bemerkt man nun auch, daß die Erde keinen Salpeter liefert, wie es der Fall gewesen seyn würde, so bald der Boden nicht besaamt gewesen wäre. Es scheint daraus unwiderleglich zu folgen, daß diejenigen Bestandtheile der thierischen Excremente, welche

Salpeter

Salpeter zu bilden im Stande sind, von der Natur auch angewendet werden können, die Pflanzen zu nähren oder in ihre Mischung überzugehen.

Da diese Erscheinung Thatsache ist, wovon sich jeder, der Lust hat, durch eigne Versuche überzeugen kann, und da diese Bemerkung, so viel ich weiß, noch von keinem Schriftsteller gemacht worden; so halt ich es nicht für überflüssig, sie in diesem Werke dem Nachdenken der Oekonomen zu empfehlen *).

VII.

*) Bemerkenswerth ist es vielleicht noch, daß die Natur einen Stoff bildete, der einerseits durch seine fruchtbarmachende Kraft alle Bewohner der Erde vor dem Hungertod sichert; andererseits aber Millionen zum Verderben gereicht. Aber wem fällt es hierbei nicht ein, daß es eine und eben dieselbe Substanz ist, woraus Pflugschaare, Hacken, Sicheln und Schwerder, Piken, Flinten, Espontons ꝛc. geschmiedet werden.

Den Herausgeber bitte ich, diese Anmerkung nicht wegzustreichen. Dem Anschein nach ist sie zwar nicht für Oekonomen. Aber der Schein trügt. — Ihre Fähigkeit für eine ökonomische Bemerkung zu passiren, liegt darin, daß ich die Oekonomen aufmerksam mache, sich über den obigen Stoff, den die Philosophen Salpeterstoff oder Stickstoff (vermuthlich weil die Menschen davon ersticken müssen) nennen, ein ausschließendes Privilegium geben zu lassen.

VII.

Vom Nutzen des Biberklees zum Bierbrauen statt des Hopfens; vom Hrn. Mag. Liljeblad zu Upsala *).

Auf einer Reise, welche ich im vorigen Sommer nach Oeland machte, erhielt ich die Nachricht von dem Gebrauche unsers gemeinen Biberklees, (Fieberklee, Kreuzwurz, **) Menyanthes trifoliata), in der Haushaltung, welche ich als für das Publikum vortheilhaft ansehe, und deshalb bekannt machen will.

Ein englischer Schiffer, welcher den 21ten Mai 1789 auf Oeland strandete, erwähnte dieses Umstandes, da er zufälliger Weise das Feld besah, und die benannte Pflanze in Menge vorfand. Er sagte, daß Trefoil (Menyanthes trifoliata Lin. Fl. Sv. Trifolium aquaticum officin.) in England zur Bereitung des Doppel- und andern Biers gebraucht würde, und daß davon der eigne Geschmack herrühre, welchen das Porterbier vor andern besitzt.

Der

*) S. Ny Journal uti Hushållningen 1790. S. 174. f.

**) Auch Bitterklee, oder kleeblättrige Zottenblume. D. H.

Der Schiffer wunderte sich, daß dieses Gewächs hier in keinem Ansehen war, sondern blos zum Viehfutter gebraucht ward.

Auf Begehren seines Wirths, des Hrn. M. Es. Hultbergs, jetzigen Vicepastor in Sandby, gab er ihm Unterricht, wie man mit Trefoil Porter brauen kann; nämlich auf die Weise, daß die gesammelten und getrockneten Blätter wohl gesotten oder gekocht, und hernach abgeschäumt werden, wodurch die scharfe oder harte Bitterkeit fortgeht. Von dieser Brühe wird löffelweise zum Bier hinzugegossen, wenn der Hopfen gewöhnlich eingelegt zu werden pflegt, und zwar nachdem man es mehr oder weniger bitter haben will. Soll das Porter recht gut werden, so legt man eine kleine Portion Braunschweigischen Hopfen dazu. Man muß sich in Acht nehmen, daß man nicht das Bier durch das Hinzugießen von zu vieler Brühe, allzu bitter mache, weil das Kraut eine durchdringende Bitterkeit hat. Ein erfahrner Brauer weis dieses wohl zu treffen.

Der oben genannte Prediger ließ bald darauf Versuche damit machen, und ich hatte vor meiner Abreise von Oeland das Vergnügen, bei ihm ein recht gutes Bier auf die vorbenannte Weise gebrauet, zu trinken, wozu kein Hopfen genommen war, und welches im Geschmack völlig dem englischen Ale glich, und ich glaube, daß mancher, ohngeachtet es nicht das gehörige Alter hatte, es dennoch für

wirkliches Porter gehalten hätte. Der Transport von einem Platze oder einer Landstadt zur andern dürfte auch zur Verbesserung seiner Güte beitragen.

Dieses Getränk ist sehr gesund. Um sich davon zu überzeugen, braucht man blos die Eigenschaften der Pflanze zu kennen, wovon es gebrauet wird. Im Dekokt ist sie lange gebraucht und von den berühmtesten Aerzten am meisten gegen verschiedene Krämpfe und kränkliche Zufälle empfohlen worden. Hieraus kann man sich auch die Gesundheit des englischen Porters vor andern Doppelbieren erklären.

Zur Ersparung in Haushaltungen könnte es gewiß in solchen Gegenden dienen, welche holzarm sind und wo folglich die Anlegung und Unterhaltung der Hopfengärten zu kostbar und der Preis des Hopfens zu theuer ist. Wo aber diese Pflanze häufig wild wächst, da glaube ich, müßte und könnte man sie mit vielem Nutzen anwenden. Zudem da wir wissen, daß das englische Ale so viel und zu so hohen Preisen eingeführt wird, und wir von einem einheimischen Naturprodukte ein so gesundes, modernes und wohlschmeckendes Getränk haben könnten; so könnte auch das Reich überhaupt Gewinn und Nutzen davon haben.

Die Versuche, welche schon auf Oeland, in Calmar und an mehrern Orten gemacht worden sind, überzeugen ziemlich sicher von der Güte des Mittels.

Weis

Weitere Aufklärung hat man durch Hülfe der Braukunst zu erwarten.

Es dürfte aber noch eine kleine Beschreibung dieser Pflanze, um sie zu kennen, nöthig seyn. Der bloße Name ist nicht hinlänglich, wenn botanische Kennzeichen fehlen. Von diesen merke man folgende: ein dreiblättriges Gewächs: Blume rothweiß, zepterförmig (eine Menge von Blumen sitzen zusammen und machen einen Zepter aus): der Stiel wenig rundlich: Jeder Blattstiel wird gleich in drei ovale Blätter eingetheilt: wächst in Sümpfen. Diese Kennzeichen muß man sich merken, denn es ist das einzige dreiblättrige schwedische Gewächs, welches im Wasser wächst. Hiervon heißt es Wasserklee. Seine übrigen Namen sind besonders in Upland Mäß; Småland Bläcken, Getkål; Westerbottn Mißne, Swin-mißne; Westergöthland Getklowing; Oestergöthland Watrwäpling.

Die Pflanze blüht im Frühling. Die Blätter stehen den ganzen Sommer über grün: man findet sie fast in jedem Moraste in ganz Schweden, oft so häufig, daß man sie fuderweise mähen kann. Die Blätter werden bloß zum Brauen gebraucht: In Ansehung der Zeit des Einsammelns, kenne ich keinen Unterschied. Am besten dürfte es in der Mitte des Sommers seyn. Sie werden im Schatten getrocknet: man braucht sie trocken, wo sie am besten ihre Kraft mittheilen.

In der Medicin werden sie gewöhnlich mit Dünnbier gekocht: man giebt sie zur Stärkung des Magens; zur Beförderung der Ausdünstung; zum Treiben des Urins, und sie machen in skorbutischen Zufällen eine vortreffliche Arzney aus.

Göttingen.

J. G. L. Blumhof.

VIII.

„Sollte nicht den unverzeihlichen Vernachlässigungen in der Speisung des Gesindes und der Dienstleute in der Oekonomie, sehr oft abgeholfen werden müssen und können?“

Es ist allgemein bekannt, daß man von sehr vielen Oekonomen laute Klagen über die Trägheit, Widerspenstigkeit und das langsame Arbeiten des Gesindes und anderer ihrer Dienstleute hört. Man muß wirklich auch Augenzeuge davon gewesen seyn, um diese Klage nicht übertrieben zu finden. Worin liegt aber wohl ein Hauptgrund hievon? Oft, ich wiederhole es noch einmal, oft gebt, ihr Herren Oekonomen, die ihr diese Klagen führt, die nächste Veranlassung dazu. Geht hin, und schaut einmal recht aufmerksam das Futter, Speise kann man es

oft,

oft nicht nennen, eurer Leute an, und wenn ihr noch einen Funken von Menschengefühl in euch habt, so sucht hier abzuhelfen, wo es nicht selten so sehr Noth thut. Ihr werdet dann gewiß wohlthätige Folgen davon sehen, und dann könnt ihr auch mit Recht mehr von euren Leuten fordern, als sonst nicht der Fall war. Leider! kennt aber mancher Oekonom, dem Dutzende von Leuten — Menschen — dienen und die er speisen muß, das Futter seiner Thiere, seiner Pferde und Hunde, besser als die Speise jener. Keine kostbare Leckerbissen reiche man den Leuten; das ist Nachtheil für sie und für die Herrschaft; stürzt jene dadurch verwöhnt, wenn sie einst ihre eigene Herren werden, in unvermeidliches Verderben und Unglück.

Reinliche, genießbare, der Jahreszeit und der Witterung angemessene Speisen gebe man ihnen. Dies ist heilige Pflicht auf Seiten der Herrschaft, und dazu haben die Dienenden ein volles Recht. Die Vorsteherin der Küche, oft eine Köchin, deren größtes Verdienst im Zusammenscharren alles Unraths für die Speisung der Leute besteht, und die dadurch die höchste Hausehre und doch das verworfenste Hausregister wird, von deren Launen und Bequemlichkeit Dutzende im sauern Schweiße ihres Antlitzes arbeitende Menschen in Ansehung ihrer Speisung abhängig seyn müssen, muß durchaus nicht völlig eigenmächtig und nach ihrem Kopfe schal-

ten

ten und walten können. Die Herrschaft muß selbst ein wachsames und scharfsehendes Auge darauf richten, und sie wird Unthaten entdecken, die oft Schaudern erregen. Dies zu thun, ist nicht im mindesten unter ihrer Würde; und bereitet ihnen einen Himmel auf Erden.

Es würde gewiß von großem Nutzen seyn, wenn einige menschenfreundliche Oekonomen, welche bei Lesung dieser wenigen Zeilen sich bewogen finden sollten, den hier in Frage stehenden Gegenstand zu Herzen zu nehmen und ihrer genauen Aufmerksamkeit einmal zu würdigen, und ihre Bemerkungen in diesen Blättern zum allgemeinen Frommen und Besten offenherzig mittheilen wollten. Ich müßte mich sehr irren, wenn dies nicht von Nutzen für die Menschheit seyn würde.

Zur Probe doch ein Scherflein in dieser Hinsicht auf dem Altare der Menschheit, wenn gleich kein wohlgefälliges Opfer. In vielen Landwirthschaften ist es eine hergebrachte höchst tadelnswürdige Sitte, daß für jeden Wochentag durchs ganze Jahr die Speisen unabänderlich fixirt sind. Ein offenbarer Beweis der Indolenz der Vorsteher oder Vorsteherinnen derselben! Was ist denn, unter vielem Andern, nun aber auch die Folge davon? In der heißesten Jahreszeit, an Tagen der drückendsten Hitze, reicht man den Leuten eine stark gesalzene Speise, z. B. eingemachten weißen Kohl, un-

bei

bekümmert wie die Armen darnach lechzen müssen, ohne ihnen auch nur den mindesten Tropfen zur Löschung ihres Durstes zu reichen. Und dabei sollen die Leute arbeiten, und oft, in der Erndte unter andern, recht ämsig arbeiten! Wer noch Gefühl hat, der entscheide hier. Eine kühlende labende Speise an solchen leicht den Tag vorher zu bestimmenden Tagen, und eine eben so zweckmäßige an andern kalten und nassen Tagen, müßte schon andere Wirkung thun. Hiezu rechne man nun noch die verdorbenen Eßwaaren, welche man nicht selten den Leuten reicht, — Sachen, die auch Vieharten, welche sonst keine Kostverächter sind, nicht würden angerührt haben. Woher entstand denn aber das Verderben? — Man hatte sie zur Unzeit bereitet, und zu lange aufbewahrt, daß sie verderben mußten. So weiß ich, daß den Arbeitern in der Erndte zum Speisen auf dem freien Felde Würste gesandt wurden, die so hart wie Steine, und so vom Schimmel verdorben waren, daß sie nicht genossen werden konnten. Unter Flüchen und den Ausbrüchen des bittersten Unwillens warfen sie sich mit den Stücken davon, und was zur Menschenspeise dienen sollte, wurde Dünger für den Erdboden. Der menschenfreundliche Herr dieser Leute, wußte von diesem Unwesen nichts. Die Hausehre des Herrn Verwalters, eine Schande ihres Geschlechts, war Schuld daran. Sie hatte die Bereitung der Würste ganz zur Unzeit und viel zu frühe vorgenommen. Zur

Strafe

Strafe hätte sie einige Monden lang mit solcher Kost gefüttert werden sollen. Ich könnte den braven Herrn nennen, unter dessen Augen dies vorgieng. Doch, möchte dies wenigstens ein Wink seyn, daß nur Untersuchung darüber angestellt würde; es würde gewiß Nutzen bringen!

Noch ein Wort über das Getränk der Dienstleute bei schweren Arbeiten in der heißen Jahreszeit. Ein guter Covent von eigenem Hausgebrau würde sehr heilsam und stärkend seyn, und mit wenigen Kosten sich liefern lassen. Wenn die Arbeiter aber oft nur Wasser haben könnten! In vielen Gegenden Teutschlands kennt man noch die zum Behuf des Transports der Getränke so zweckmäßigen Legel oder Lägel nicht. Es sind kleine Tönnchen von etwa einem Fuß im Durchmesser, am Spundloche mit einem Mundstück und Pfropfen, der an einem Bindfaden befestigt ist, versehen. Durch die beiden Seiten des oberen Randes dieses Tönnchens ist ein dünnes Seilchen gezogen, um es an den Wagenleitern oder am Pferde anzuhängen. Sie sind zu ihrem Zweck für Arbeiter auf dem Felde sehr zu empfehlen, nicht kostbar, leicht zu transportiren, und von vieljähriger Dauer. Bei heißem Wetter mit starkem Sonnenschein, scharren sich die Arbeiter ihre Lägel in die Erde, um ihre Getränk, und wäre es auch nur Wasser, kühl zu erhalten. Wie weit muß jetzt oft ein Arbeiter auf dem Felde in manchen

chen Gegenden gehen, ehe er zu einer Quelle kommt, oder wohl gar schmachten, und fast vor Durst vergehen!

Mögten doch diese wenigen Winke bei gut denkenden Oekonomen, die ihre Arbeiter und Dienstleute nicht wie das Vieh, oder wohl noch schlechter behandeln wollen oder behandelt wissen mögen, einigen Eindruck machen und etwas fruchten!

Göttingen.

Dr. C—r.

IX.

Anzeige ökonomischer Schriften.

Humphry Marshalls Beschreibung der Landwirthschaft in der Grafschaft Norfolk, aus dem englischen übersetzt durch den Grafen von Podewils auf Gusow. Erster Theil, Berlin bei Felisch, 1797 XXVI. und 307 S. gr. 8. 20 Gr.

Endlich einmal eine Uebersetzung eines classischen englischen Werks über Landwirthschaft — nicht aus einer Uebersetzungsfabrik, um litterarisches Tagelohn — sondern von der Hand eines Kenners, aus Lust und Liebe zum Dinge, gemacht! — Marshall

shall gehört ohne allen Zweifel unter die classischen landwirthschaftlichen Schriftsteller Englands, besonders in Rücksicht seiner Beschreibungen der Wirthschaftsarten von Norfolk, Yorkshire, Gloucestershire und den mittelländischen Grafschaften, und da der Herr Graf uns eine Uebersetzung von allen diesen verspricht; so wird es nicht unnütz seyn, hier, über den Charakter dieser Marshallschen Schriften, im allgemeinen etwas zu sagen. Der Verf. war nicht nur selbst praktischer Landwirth gewesen, sondern er besaß auch zureichende physikalische, chemische und botanische Vorkenntnisse und einen durch gesunde Logik geschärften Beobachtungsgeist, wie er an dieses mühsame Werk gieng. Er hat aber die Eigenheit, nichts von den neuern und vorzüglichen landwirthschaftlichen Schriften gelesen zu haben, oder dieses wenigstens zu affectiren. Nirgends beruft er sich auf das, was andre über dieselben Gegenstände geschrieben haben; nirgends widerlegt er es. An einem Orte sagt er ausdrücklich: er habe, seitdem er mit diesen Wirthschaftsuntersuchungen beschäftiget sey, kein landwirthschaftliches Buch in die Hand genommen, um durchgehends mit eigenen, unbefangenen Augen zu sehen. — Er hielt sich in den Grafschaften, deren Wirthschaft er beschreibt, zwar lange genug, oft mehrere Jahre, blos zu diesem Zwecke auf; aber nur an einem Orte, von wo aus er Excursionen in die Nachbarschaft machte und Erkundigungen einzog. Man sprengte

sogar

sogar einmal in England aus, er sei nicht von seinem Zimmer gekommen — ein Vorwurf, der sich bei Lesung seiner Schriften von selbst widerlegt. Dann hatte er, besonders in Norfolk, den Auftrag übernommen, die Besitzungen eines großen Grundeigenthümers in Aufsicht zu nehmen und zu reguliren; daher richtet er seine Aufmerksamkeit ganz vorzüglich auf die Verhältnisse zwischen Gutsherrn und Pachter. So viel Interesse das, was er hierüber sagt, bei jener Classe der Engländer erregt haben mag; so langweilig wird es manchem teutschen Landwirthe seyn. Theils aus dieser Ursache, theils weil er die Hauptzüge der landesüblichen Wirthschaft daraus am besten hernehmen konnte, hat er es mehrentheils nur mit der Wirthschaftseinrichtung der gemeinen Pächter zu thun; selten aber über die geistreichere Wirthschaft der sogenannten Gentlemen-Farmers, die man durch A. Youngs Reisen mehr kennen lernt, etwas bemerkt. Auch scheint es, als hätten die Pächter, eingedenk jenes seines Auftrages, bei Beantwortung seiner Nachfragen, den schwankenden Ton, nach Pachterart angestimmt und den Ertrag ihrer Wirthschaften herabgesetzet. Wenigstens läßt sich hieraus nur das, was er vom Herunterkommen der Norfolkschen Pächter im Jahre 1782 sagt, erklären; da es mit dem, was Mr. Kent in seinem Berichte an das Ackerbauamt, von der zunehmenden Production dieser Provinz

sagt,

sagt, und mit andern Nachrichten keineswegs übereinstimmt.

Wenn daher die Marshallschen Wirthschaftsbeschreibungen nicht die Vollständigkeit haben, welche die von dem Ackerbauamte herauszugebenden berichtigten Uebersichten der Landwirthschaft in allen Districten Großbritanniens erwarten lassen; so werden sie doch durch diese keineswegs überflüssig gemacht. Marshalls Genauigkeit, womit er ins kleinste Detail gehet, jeden Handgriff, jede Verrichtung, jedes zu besiegende Hinderniß, jedes geringfügig scheinende Werkzeug beschreibt; womit er die Preise und Kosten jedes einzelnen Dinges, jeder einzelnen Arbeit angiebt — werden seine Schriften für englische und ausländische Landwirthe in einem immer dauernden Werthe erhalten.

Im Originale enthält der 1ste Theil die Beschreibung der Norfolker Wirthschaft im allgemeinen; der 2te Theil aber die einzelnen auf der Stelle aufgezeichneten Bemerkungen, so wie sie, der Reihe nach, gemacht werden, als Belege zu jener. Der Herr Uebersetzer hat sich die Mühe gegeben, letztere da einzuschalten, wohin sie gehören; welches mir allerdings ein Verdienst um das Werk zu seyn scheint. Nur besorge ich, der erste Theil der Uebersetzung werde bei dem teutschen landwirthschaftlichen Leser weniger Interesse erregen, da er, so zu sagen, nur die Aussenwerke der Norfolker Wirthschaft, vom

eigent-

eigentlichen Ackerbau und Viehzucht aber, fast noch nichts enthält. Rec. verbürgt sich aber, daß das Interesse beim zweiten Theile um desto mehr steigen werde.

Die Uebersetzung ist fleißig, mit vieler Kenntniß der Sachen und beider Sprachen gemacht. Manche Schwierigkeiten sind ungemein glücklich überwunden. Nur giebt Rec. dem Herr Uebersetzer zu bemerken, ob er in der Folge nicht einige englische Ausdrücke, wenigstens in Klammern beibehalten und dagegen eine vollständige Umschreibung derselben geben wolle. Unmöglich lassen sich Wörter, welche ein eigenthümliches mannigfaltiges Verhältniß bei einer Nation bedeuten, durch ein Wort in die Sprache einer andern Nation übersetzen, welche diese Verhältnisse nicht einmal kennet. Warum wollten wir hier Bestimmtheit der Sprachreinigkeit aufopfern? So ist z. B. Estates durch Erb- oder Landgüter übersetzt, und management of estates durch Bewirthschaftung der Landgüter. Zuweilen wird zwar ein kleineres freies, erbliches Gut — Freehold — auch Estate genannt. Eigentlich aber bezeichnet dies Wort große, in mehrere einzelne Wirthschaften oder Pachtungen getheilte Besitzungen, was wir etwa Herrschaften nennen würden. Und unter management of estates denkt man sich nie einen Landhaushalt, sondern die Verwaltung einer solchen Herrschaft, in Rücksicht der mit den

Pach-

Pächtern zu treffenden Contracte und der Aufmerksamkeit, daß diese genau befolget werden. Ein einzelner Landhaushalt, er sei groß oder klein, erblich, frei, auf Meierrecht — copy-hold — oder gepachtet, heißt dagegen bei den Engländern allemal a farm. Und wenn der größte Landeigenthümer, von einem oder mehreren Mittelpunkten oder Höfen seine Güter selbst bewirthschaftet; so nennt er dies seinen Farm oder Farms und sich selbst, in dieser Hinsicht, einen Farmer. Denn er betrachtet sich so, als habe er von sich selbst gepachtet, und unterscheidet die Renten seiner Güter von dem, was er durch die Wirthschaft macht. Daher bringt er, in seiner Haushaltsrechnung, den Pachtzins allemal in Ausgabe, ob er ihn gleich selbst ziehet. Ein nachahmungswürdiges Verfahren, indem dadurch manches, bei uns schwankende und unsichere, über den Werth und Ertrag der Güter aufs reine gebracht werden könnte! — Compost ist durch Paarhaufen übersetzt, ein vielleicht nicht allgemein verständliches Wort, und was den Begriff wohl nicht vollständig ausdrückt. Es bedeutet, im allgemeinen, eine Vermischung von mehreren Dunginitteln, besonders aber eine Mischung aus Mist, Erde und Kalk, welche durch die ätzende Kraft des letzteren und durch häufiges Verarbeiten, in eine völlige Vermoderung übergegangen, und innig mit einander vermischet sind. Einen schichtweise, aus Mist und Plaggen errichteten Mieten würde der Engländer

der noch nicht Compost nennen. — Teathe; dieser Norfolksche Provinzialausdruck, ist durch Hütungsdünger übersetzt. Er bedeutet aber die besondre Wirkung, welche die Norfolker dem längeren und gedrängtem Aufenthalte des Mastviehes auf dem nicht benarbten Acker zuschreiben, und wobei das Treten, das Liegen, die Ausdünstung und der Athem des fetten Viehes besonders in Anschlag kommen. Lieber würde ich es durch Viehlager übersetzt haben. — Ley ist durch Braache, the first years - the second years ley oder colland; the first oder the second year laying durch ein oder zweijährige Braache übersetzt. Ley heißt zu Grase liegendes Land — Lehde, Legde, Dreesch — welches aber in England gemeiniglich, und in Norfolk allemal, mit Futterkräutern und Gräsern künstlich besaamet ist. Man nennt dies zwar in einigen Gegenden Deutschlands auch Braachliegen, aber unrichtig. Eigentlich heißt Braache, ein den Sommer hindurch mehrmals gepflügter, verarbeiteter, nicht tragender Acker; englisch fallow. Soll jemals die Landwirthschaftskunst ein wissenschaftliches Ansehen gewinnen, so müssen wir uns vor allem über die Bedeutung der Wörter vereinigen.

Mit großem Fleiße hat der Herr Uebersetzer jede einzelne Berechnung auf preußisches Geld, Korn- und Feldmaaß reducirt; wofür ihm seine Landsleute allerdings vielen Dank schuldig sind. Zuweilen

kommen doch Irrungen vor: z. B. S. 295 ist das Dreſcherlohn für Weizen in Norfolk, p. Coomb 1 Schill., zu 19 Gr. 8 Pf. p. Scheffl. berechnet; beträgt aber nur 2 Gr. $\frac{8}{11}$ Pf. Sommerkorn zu dreſchen koſtet der Coomb in Norfolk 7 — 8 Pence, welches auf den Scheffl. 19 bis 22 Pf., nicht wie hier ſteht 11 Gr. 6 Pf. bis 13 Gr., beträgt. Rec. glaubt dies bemerken zu müſſen, damit ſich keine unrichtige Idee von den Preiſen der Arbeit in Norfolk beim deutſchen Leſer erzeuge.

Man muß übrigens erſt alle Verhältniſſe und Eigenheiten der engliſchen Landwirthſchaft und Landwirthe, auch den beſonderen Charakter ihrer Schriftſteller kennen lernen, ehe man darüber abſprechen will. Bis dahin glaubt man allenthalben Widerſprüche und Paradoxien anzutreffen, wo doch keine ſind. Ein engliſches Werk, was im allgemeinen einen vollſtändigen Begriff davon geben könnte, exiſtirt nicht *); ſo wenig wie wir ein deutſches beſitzen, was dem Ausländer die mancherlei Arten und Verhältniſſe von Wirthſchaften, welche wir in Deutſchland haben, anſchaulich machen könnte. Rec. wird

*) Doch jetzt beſitzen wir ein deutſches. Es iſt die Einleitung zur Kenntniß der engl. Landwirthſchaft und ihrer neuern praktiſchen und theoretiſchen Fortſchritte in Rückſicht auf Vervollkommnung teutſcher Landwirthſchaft, für denkende Land-

wird sich bei vorkommender Gelegenheit bemühen, den Gesichtspunkt, woraus man englische landwirthschaftliche Schriften ansehen muß, anzugeben; jedoch ohne sich auf Auszüge aus selbigen einzulassen, wenn sie schon übersetzt sind.

X.

Vermischte Nachrichten.

1.

Kurzgefaßter Auszug aus den Verhandlungen der Leipz. ökonom. Gesellschaft von der Ostermesse 1798.

Herr Dr. Rößig schlug eine Verbesserung der Holfeldischen Dreschmaschine vor, die unsern Lesern bereits aus der im Dezember-Heft vorigen Jahrs S. 501 befindlichen Abhandlung bekannt ist. Eben derselbe empfahl auch den Anbau der Hasel (Corylus avellana), weil sie wegen ihres schnellen Wuchses nicht allein als Brennholz gebraucht, sondern auch zwei Pfund eines wohlschmeckenden Oels

Landwirthe und Cameralisten, von Dr. Albrecht Thaer, wovon in einem der nächstfolgenden Hefte eine nähere Anzeige erscheinen wird.

D. H.

drei Pfund Haselkernen gewonnen, und endlich die Kerne selbst wegen des in ihnen enthaltenen flüchtigen Oels als Kaffeesurrogat gebraucht werden könnten.

Der Herr Candidat Buschendorf reichte ein: den ersten Theil seiner Bemerkungen über staatswirthschaftliche Oekonomie und Polizey der Flüsse, mit besonderer Rücksicht auf die Flüsse Sachsens, nebst Darlegung verschiedener Handzeichnungen.

Herr Niesemann, Töpfermeister in Leipzig, übergab die Modelle von zwei Sparöfen. Der erste ist ein Winterkochofen, der nicht nur das Zimmer heizt, sondern es kann auch zugleich in selbigem gekocht, gebraten, gebacken, und noch ein Kessel zu warmen Wasser eingesetzt werden. Auch kann man diesen Ofen von gemeinen Kacheln erbauen lassen. Der andere Ofen ist ein Sommer-Brat- und Koch-Sparofen, der in die Küche gesetzt wird. Versieht man den Schurz der Esse mit einer Klappe und führt das Rohr des Ofens hindurch, so wird die Küche erwärmt, und dadurch die Heizung einer Gesindestube erspart. Kleinere Familien können auch diesen Ofen in die Wohnstube setzen, und er versieht dadurch die Stelle eines Ofens und einer Küche zugleich.

Thönerne Modelle von beiden Oefen läßt der Erfinder für 2 Rthlr. an Liebhaber ab.

Das

Das von dem Schlosseroberm. Joh. Dan. Schwarz schon zuvor überreichte eiserne holzsparende Casserolefutter oder Heizungskasten ist nach einer nähern Prüfung von der Hauptdeputation für holzsparend gefunden worden, und man darf sich nur, wenn man dergleichen zu haben wünscht, an gedachten Herrn Schwarz wenden.

Die Unbestimmtheit über das Laufen des Saftes unserer inländischen Ahornbäume ist durch einen neuen merkwürdigen Versuch des Herrn Riemschneider berichtiget worden. Das Laufen des Saftes nahm erst den 8ten Nov. bei 52 Grad Fahrenheit seinen Anfang, als es die Nacht zuvor scharf gefroren hatte und der Tag heiter war. Der Saft zeigte sich zwar schon den Tag vorher nach 39 Grad Fahrenheit, war aber weder so häufig, noch so verdünnt, daß er ausgelaufen wäre.

Und so lief der Saft an allen folgenden heitern Tagen, wenn die Nächte vorher kalt gewesen waren. — Zur Bereitung des Zuckers aus Ahornsaft wendete Hr. Riemschneider diesesmal den Spitzahorn (Acer platanoides) und den Bergahorn (Acer montanum) an. Der Saft des erstern ist aber süßer. Das Resultat dieses Versuchs war ein zuckerartiger wohlschmeckender Syrup, der sich dann von selbst crystallisirt, und wovon das Pfund bei einem geringen Holzpreise noch nicht ganz 2 Groschen kostet.

Von dem Herrn Collegienrath Euler erhielt die Societät eine Probe von Watte, die auf Veranlas-

lassung des Hofraths Heydenreichs in Petersburg aus Teichrohrkolben-Wolle (Typha latifolia) verfertiget war, und an Leichtigkeit die französische übertrift.

Ueber Röhren in Mauerziegelform, um solche bei Wasserleitungen statt der hölzernen anzuwenden, hat Herr Philipp zu Lößnitz bei Freiberg seine Methode eingesendet. Aber auch der Herr Superint. Vogel in Muskau theilt die daselbst gewöhnliche Art töpferne Wasserleitungsröhren zu verfertigen mit, und hat selbige durch seine Verbesserungen zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, die nichts zu wünschen übrig läßt; so, daß nun die dasigen Röhren völlig statt der hölzernen mit großer Ersparung an Kosten und bei einer weit längern Dauer können gebraucht werden.

Außer daß Herr Lieutenant von Steindel der Gesellschaft seine Abhandl. von Ziegelbrennerei in Pyramiden-Ziegelöfen zur Prüfung überreicht hat, macht er auch Hoffnung eine von ihm erfundene Dreschmaschine im Großen erbauen zu lassen.

Ueber ein in den Niederlanden gebräuchliches Mähe-Instrument, Seichte, Sichte oder Pique genannt, hat Herr Gürtler von Kleeborn in Böhmen eine Anzeige eingesendet, die den Anzeigen einverleibet ist. Eben derselbe theilt auch eine in Deutschland noch wenig bekannte Behandlungsart der Bienenstöcke mit, die bei Brüssel

in

in Brabant gewöhnlich ist. Man setzt nehmlich die Stöcke, sobald der Raps und die Linde verblühet und die Nahrung für die Bienen davon aufgehört hat, auf Schiffen in den Kanal und bringt sie 6 Meilen weiter nach Villebrök, wo sie von den Blüthen des daselbst in Menge befindlichen Buchweizens ihre Stöcke voll bauen. Dann werden die besten Körbe, statt getödtet, mit Bovist (Lycoperdon Bovista L.) betäubt, des Honigs und Wachses beraubt und dann das Volk von 2 Stöcken in einen leeren Korb gethan. Da leben sie wieder auf und werden dann, sammt den zu künftigen Schwärmen bestimmten in die Kampine (Kempenland) gesendet, wo sie genug sammeln uud meistens überwintern können.

Außer der Nachricht von einem bei Bonn gewöhnlichen sehr vortheilhaften Pfluge hat ferner Ebenderselbe eine kurze Beschreibung vom Anbau des Winterroggens zur Stallfütterung eingesendet. Der Winterroggen wird in stark gedüngtes Braachfeld etwas dicker und 14 Tage früher als gewöhnlich gesäet. Die im April, wo es an grünem Futter mangelt, über einen Schuh hoch angewachsene Saat, wird gehauen und dem Vieh gegeben. In dem abgemäheten und gestürzten Feld werden dann Kartoffeln, Bohnen oder burgunder Rüben mit Vortheil angebauet. Gedörrt, glaubt Herr Eins. müsse es das beste Schafheu liefern. Bei Bonn bauet jeder Bauer einen Theil seiner Aecker mit diesem,

sem, dort sogenannten Futterkorn zur Stallfütterung an.

Von dem Mechanikus Herrn Schulz in Breslau wurde das Modell von einer in jener Gegend schon im Großen ausgeführten Hexelmaschine übersendet, das zur nähern Prüfung an Kunstverständige übergeben ist.

Hierauf folgt in den Anzeigen ein lesenswerther Aufsatz, die Schafpockeninokulation betreffend, von Herrn Oberamtm. Fink zu Petersberg; und sodann des Herrn Dr. Bährens, Predigers in Schwerta, Versuch über die einzig wahre Theorie der natürlichen und künstlichen Düngmittel, nebst Bekanntmachung eines erprobten höchst wirksamen künstlichen wohlfeilen Düngers.

Nach einigen vorausgeschickten Bemerkungen über das Düngen, Düngmittel und über die fruchtbar machende Kraft macht Herr Dr. Bährens sein künstliches Düngmittel bekannt.

1) Es wird nehmlich ein halbes Berliner Viertel gemeines Kochsalz in Pfannen geröstet bis es nicht mehr knistert und darauf in einem alten eisernen Topfe in einem starken Feuer zum Fluß gebracht, so daß alles glühet und das Salz blank wie ein geschmolzenes Metall stehet. Dann wird es in einem andern Topfe zum Erkalten ausgegossen, worauf es

einen

einen Stein bildet, den man zerschlägt und in drei starken Eimern voll kochender fetter Mistlaake so gleich, ehe er Feuchtigkeiten anziehet, auflöset. Sobald dieß geschehen, wird die Mistlaake vom Feuer genommen.

2) Sechs Eimer gute Moorerde aus Teichschlamme oder von dem fettesten, zartesten Schlamme von der Miststäte werden mit dem obigen wohl vermengt, und nachher noch so viel Holzasche zugesetzt, als nöthig ist, um der ganzen Masse die Form eines dicken Breies zu geben.

3) Nun nimmt man anderthalb Berliner Scheffel frischen, ungelöschten Kalk. Zugleich muß man auch eine mit Steinen dicht ausgemauerte Grube in der Erde haben. In diese Grube legt man eine Schicht von der unter 2) erwähnten Mischung und dann eine Schicht Kalksteine, und so fährt man fort die beiden Massen schichtweise in die Grube zu legen, bis von beiden nichts mehr übrig ist. Zwei Personen müssen dieses mit der äußersten Geschwindigkeit verrichten, damit die Gährung nicht zu früh entstehe, und das zu bindende Gas nicht in die Luft übergehe *). Die Grube wird

*) Das ist gewiß nicht zu befürchten, und es ist ganz falsch, wenn der Herr Verf. glaubt, das bei dieser Arbeit, wenn sie langsam verrichtet wird, ein das Wachsthum beförderndes Gas entweichen könne. — Welches? —

wird alsdann durch darüber gelegten Rasen vor dem Zutritt der Luft bewahrt. Bei diesem Verfahren vermehrt das alkalisirte Kochsalz die innere Gährung *) ꝛc. Nach einigen Tagen ist die innere Bewegung und große Hitze vollendet, und alles zu einem feinen, trocknen Pulver geworden, das sogleich zum Gebrauch fertig ist, und Jahre lang in diesem Zustande erhalten werden kann, wenn man es vor den Einflüssen der Witterung verwahrt **).

Ist

*) Es findet bei dieser Operation gar keine Gährung statt: sondern die in der Asche, und in dem durch die Asche alkalisirtem Kochsalze befindliche fixe Luft geht in den Kalk über, wodurch er wieder roher Kalk wird.

**) Dieses Düngmittel kann auf eine weit kürzere und folglich vortheilhaftere Weise bereitet werden. Denn das Abknistern des Kochsalzes, und das Schmelzen desselben in einem eisernen Topfe, (den auch nicht jeder hat) hilft schlechterdings zu nichts, sondern ist eine vergebliche Arbeit und Verschwendung der Zeit, die man zu etwas bessern anwenden kann. Denn das Salz wird dadurch in seiner Natur nicht geändert, sondern verliert nur sein Crystallisationswasser. Eher könnte man erweisen, daß das Schmelzen des Salzes, so wie das Kochen der Mistjauche sogar nachtheilig wäre. Man nehme also gleich die angegebene Menge Mistjauche, löse, ohne sie heiß zu machen, das Salz darin auf, setze die Erde und die Asche zu. Ohne Gefahr, daß es verderben möchte, kann man dieses bis zu gelegener Zeit aufheben, und dann mit dem

Ist nun die Saat gesäet, und mit der Egge einmal überzogen, so wird dieses Düngerpulver darüber gestreuet, und alles vollends fertig geegget. Es ist bei allen Fruchtarten von gewissem Erfolge. Die oben angegebene Quantität reicht zu einem Magdeburg. Morgen hin, und zweimal hinter einander angewendet, hält sie dann noch 3 Jahre aus — ꝛc. —

Endlich folgen noch in den Anzeigen zwei Aufsätze von Herrn Mehnert, Pachter auf dem Rittergut Cotta, wovon der erste von Feldgräben und Wasserfurchen handelt, der zweite aber die Nachtheile zweischüriger und die Vortheile einschüriger Schäfereien erweiset. —

2) Pflugwettkämpfe in England.

Bekanntlich hat der berühmte Landwirth Arthur Young einen eigenen Pflug erfunden, der nach Arbuthnoth's Beobachtungen noch neue Verbesserungen erhalten hat, der Schwungpflug (the swingplow) genannt. Er hatte, um die Vollkom-

dem Kalk, wenn er auch schon an der Luft zerfallen wäre, vermengen, und allenfalls in eine Grube bringen, wenn sie auch nicht ausgemauert wäre. Die Bestandtheile dieses Düngmittels lassen keinen Zweifel über dessen gute Wirkung, und daß das Kochsalz in gehöriger Quantität die Fruchtbarkeit befördern könne, ist schon oben S. 62 durch den angeführten merkwürdigen Versuch bestätiget worden.

kommenheiten dieses Pflugs zu beweisen, alle Pflüger, die Lust hatten, mit ihm einen Wettkampf zu beginnen, zu einer Pflugwette auf einem eingeschlossenen Platze, Stag-Park-Farm unweit Lewes in Suffolk, aufgefordert, und so begann dann an einem schönen Wintertage des vorigen Winters das Wettpflügen in Gegenwart einer sehr zahlreichen Versammlung von Wettenden und Zuschauern, und unter der Aufsicht von bestimmten Kampfrichtern, deren Präsident, der um den Brittischen Ackerbau so sehr verdiente John Sinclair war. Sechs Pflüger ackerten neben einander, jeder einen Acker. Die übrigen Pflüge hatten ein jeder 4 Ochsen vorgespannt, und außer dem Pfluglenker noch einen besondern Treiber. Arthur Young's Pflugknecht hatte nur 2 Suffolkische Ochsen vor seinen Schwungpflug gespannt, und weiter keinen Treiber, und doch war er in 5 Stunden 56 Minuten mit seinem Acker fertig, wobei jede Furche überall 3 Zoll tiefer gezogen war, als bei den übrigen, wovon 3 nur wenige Minuten eher, 2 aber etwas später fertig wurden. Der erste Preis wurde also von den Kampfrichtern dem Pflüger des Herrn Young zuerkannt, und dieß in allen Zeitungen bekannt gemacht.

Dergleichen Pflugwettkämpfe sind in Schottland schon seit einigen Jahren gar nichts neues mehr. So wurde von einer eigenen Gesellschaft von Landwirthen, die sich the Farming Society nennt, vo-

riges

riges Jahr zu Fotrose ein dergleichen Kampf gehalten und dieses Jahr wurde am 7ten Nvbr. ein anderer der Art zu Kirlowe von einem Herrn Urquhart veranstaltet. Hier stritten 7 Pflüge mit einander, wovon ein jeder nur eine Furche neben dem andern ackerte. Die 3 dazu ernannten Kampfrichter kamen in große Verlegenheit, da fast alle Pflüge auf einmal das Ziel erfurchten. Endlich erhielt der Pflüger des Herrn David Urquhart den Preis, dessen Pflug 2 Guineen gekostet hatte. Man begreift ohne alle Erinnerung, wie sehr diese Wettkämpfe Industrie und Ehrgeiz, auf die löblichsten Zwecke gerichtet, beleben müssen.

3) Den Lehnsmann Lysgaard zu Birii im Aggershuusischen Stifte in Norwegen ist für seine ausgezeichnete Betriebsamkeit, um die in seinem Distrikte gelegenen Wege zu verbessern, aus der königlichen Kasse eine silberne Schüssel, 60 Rthlr. an Werth, mit der Umschrift: „Für Verdienste bei der Wegearbeit in Birii“ geschenkt worden.

4) Der Ertrag der Weinerndte ist im Jahre 1798 in den Gegenden von Bordeaux sehr ungleich gewesen. Einige Proprietairs haben eine sehr reiche, andere nur eine halbe Erndte gehabt. Im Ganzen gerechnet, kann man indeß wohl zufrieden seyn. Es haben sich schon viele Spekulateurs eingefunden, und beträchtliche Ankäufe von ordinairem Wein für das Innere von Frankreich, für Holland

und

und den Norden gemacht. Die feinen Weine sind vortrefflich gerathen, und werden zu hohen Preisen verkauft. Wie man aus dem übrigen Frankreich hört, ist die Weinerndte gut ausgefallen, und in der Nachbarschaft von Paris war der ordinaire Wein so gut gerathen, daß man die Bouteille desselben für 2 Sols verkaufte.

5) Die Kornerndte soll im vorigen Jahre in Portugall so schlecht gewesen seyn, daß man im Ganzen genommen nur hinreichenden Kornvorrath für 6 Monate geerndtet zu haben glaubt. Dazu kommt noch, daß der Kaiser von Marokko wegen des Miswachsthums in seinem eigenen Reiche die gewöhnliche Ausfuhr verboten hat. Es ist also gewiß, daß der Kornhandel von Norden nach Portugall sehr vortheilhaft werden wird.

6) Durch die guten Verfügungen des Collegii Medici und die glücklicher Weise eingetretene kältere Witterung, ist jetzt alle Furcht vor den epidemischen Krankheiten, womit in einigen Schwedischen Gegenden Menschen und Vieh befallen zu werden anfiengen, ganz verschwunden.

7) Im Unghwarer Komitate in Ungarn hat sich ein Berg entzündet, und durch sein ausgeworfenes Feuer eine große Verheerung angerichtet. Viele Häuser, Gebäude und mehrere den Sommer hindurch gesammelte Früchte wurden vernichtet, und dadurch vorzüglich der arme Landmann in eine bedauernswürdige Lage versetzt.

8) Die

8) Die Seuche unter dem Hornvieh in Semlin und in der Gegend sowohl, als auch die Seuche unter den Menschen in Belgrad hat ganz aufgehört. Von Semlin wird sehr viel Mehl nach Belgrad ausgeführt; der Diakowarer Römischkatholische Bischof hat allein auf 2 großen Schiffen eine Million Oka Mehl nach Belgrad verkauft. (Die Oka macht 2¼ Pf. Wiener Gewicht, und der Centner Mehl wird in Belgrad mit 3 Fl. bezahlt).

9) Das im März 1798 erlassene Verbot der Einfuhr fremden Hornviehes in die Herzogthümer Schleswig und Holstein ist jetzt, da von der Hornviehseuche in den benachbarten Ländern weiter nichts verspürt wird, wieder aufgehoben, und die Einfuhr alles fremden Hornviehs gegen Erlegung der tarifmäßigen Abgaben verstattet worden.

10) Ein fürchterlicher Sturm hat in Havre und der Gegend großen Schaden gethan. Die See stieg so hoch, daß die Staden und Straßen überschwemmt wurden. Ein Theil des Dorfes Eure ist versunken, und die Wiesen von Havre sind ganz unter Wasser gekommen.

Inhalt.

Inhalt.

I. Erinnerungen, die Ankündigung der Annalen der Niedersächsischen Landwirthschaft in der Allgemeinen Litteratur-Zeitung, Intelligenz-Blatt, Nr. 154. v. J. 1798. betreffend, nebst wohlgemeyntem Vorschlag. Von Dr. Adam Friedr. Christ. Voigt. S. 3

II. Kurze Beschreibung eines adlichen Ackergutes; vielleicht manchem eine gelegentliche Belehrung. Von J. C. Christ. Leopold. 12

III. Etwas über die Kultur und Benutzung der Kiefer. (Pinus sylvestris L.) Von C. P. Lauröp. 40

IV. Beschreibung einer neuen Art Bienenkörbe, anstatt der von Stroh geflochtenen Lager oder Walzen. Von S. 48

V. Vom Baumsetzen. Von Staudtmeister. 58

VI. Nutzen des Kochsalzes. Nebst andern beiläufigen Bemerkungen. 60

VII. Vom Nutzen des Biberklees zum Bierbrauen statt des Hopfens; vom Hrn. Mag. Lilieblad zu Upsala. Von J. G. L. Blumhof. 66

VIII. „Sollte nicht den unverzeihlichen Vernachlässigungen in der Speisung des Gesindes und der Dienstleute in der Oekonomie, sehr oft abgeholfen werden müssen und können?" Von Dr. C—r. 70

IX. Anzeige ökonomischer Schriften. 75

X. Vermischte Nachrichten. 83

Intelligenz-Blatt

zum Monat Januar 1799.

Für die ChurSächsischen LandStände bei der Eröffnung des LandTags im Jahre 1799. — Was hat Chur-Sachsen, den Aspekten nach, von dem Land-Tage des Jahres 1799 zu erwarten? Briefe eines Sachsen von der Schweizer-Gränze her, an einen seiner Landsleute. No. I. Meist auf Anlaß des neu errichteten Grabmals des Leonidas. 8.

Obige Schrift ist so eben bei Ziegler und Söhne in Zürich erschienen und in allen Buchhandlungen für 18 Gr. zu haben.

Gotthard, Dr. J. Ch. das Ganze der Federviehzucht, oder vollständiger Unterricht in der Wartung, Pflege und Behandlung des mannigfaltigen ökonomischen Federviehs, seiner verschiedenen Benutzung, Kenntniß und Heilung seiner Krankheiten. 8. Erfurt, bey Beyer und Maring. 1798. 22 Gr.

Der Mangel eines vollständigen Handbuchs über diesen so wichtigen als fruchtbaren Zweig der Landwirthschaft war lange die Klage der Oekonomen, und ihr Verlangen um so dringender, da alles, was man darüber hat, nur Fragmente über diese oder jene Art des Federviehes sind, dessen Kultur dem Landwirthe so äußerst einträglich ist. Hr. Prof. Gotthard ist durch die gründliche Bearbeitung mehrerer ökonomischen Schriften, die in wiederholten Auflagen erschienen sind, rühmlichst bekannt, und kommt dem Wunsche jedes Oekonomen dadurch entgegen,

daß er dem Publikum in diesem Werke abermals seine praktischen vieljährigen Erfahrungen, die sich auf die Natur und physische Beschaffenheit seiner Gegenstände gründen, mittheilt. Das Ganze zerfällt in drei Abschnitte, und diese in mehrere Kapitel.

Erster Abschnitt enthält: Die Kultur der ökonomischen Landvögel, und zwar

1) Der Trut- oder Wälschen Hühner, ihrer verschiedenen Arten.

2) Der gemeinen Haus- oder Hofhühner ihre Abstufungen und Spielarten. Einrichtung der Hühnerställe, künstliche Arten auszubrüten, Behandlungsart der Küchelchen, Fütterung, Vortheile, die sie gewähren u. s. w.

3) Der Tauben. Ihre Verschiedenheit und Kultur, Mannigfaltigkeit der Taubenwohnungen, Fütterungsarten, Vortheile.

Zweiter Abschnitt enthält: Die Kultur der ökonomischen Wasservögel.

1) Der Gänse, ihrer Zucht, der Brutgänse, Fütterungsarten.

2) Der Enten; Verschiedenheit, Brüten und Fütterung überhaupt.

Dritter Abschnitt enthält: Die Benutzung des Federviehes und seiner Produkte, seine Feinde, die Kenntniß und Heilung seiner Krankheiten.

1) Benutzung und Aufbewahren der Eyer, der Federn, verschiedene Mästarten, die gemeine, die poularderieartige. Das Kastriren der Hähne und Hühner u. s. w.

2) Die Feinde des Federviehes. — Ihre Krankheiten. Der Marder, dessen Abarten, Iltis, Wiesel u. s. w. Die Raubvögel, Wanzen, Flöh u. s. w. Mittel gegen alle diese Feinde. — Allgemeine und besondere Krankheiten. Die Mittel dagegen. —

Aus dieser nur flüchtig entworfenen Inhalts-Anzeige sieht wenigstens jeder Oekonom, was er darin zu erwarten hat, und daß ihnen dieses Werk jedes andre über diesen Gegenstand ganz entbehrlich macht.

Man kann es in jeder Buchhandlung um obigen Preis bekommen.

M. G. F. Kerzigs ökonomisches Lesebuch für Landleute, mit besonderer Hinsicht auf das Erzgebirge. Als die zweyte, verbesserte und stark vermehrte

Auf

Auflage des ökonomischen ABC-Buches. XVI. und 408 S. 8. Leipzig, bei Rabenhorst. 1798. Preis 18 Gr.

Die erste Auflage dieser Schrift war bloß für die Landleute in einem Theile des Sächs. Erzgebirges bestimmt, sie wurde aber auch in andern Gegenden mit so viel Beifall aufgenommen, daß der Herr Verfasser es nöthig fand, bei der neuen Auflage hierauf besonders mit Rücksicht zu nehmen. Sie wurde daher gänzlich umgearbeitet und mit sieben neuen Abschnitten und einem Register vermehrt. Alles was der Herr Verfasser darin so deutlich vorträgt, gründet sich größten Theils auf vieljährige eigene Erfahrung, und das übrige ist aus den besten ökonomischen Schriften entlehnt worden.

Inhalt: 1) Von der nützlichen Stallfütterung und dem schädlichen Austreiben des Rindviehes. 2) Man unterlasse zu Zeiten junges Vieh aufzuziehen. 3) Vorschläge, wie der Mangel an Heu ersetzt, auch etwas daran erspart werden kann. 4) Von der Verbesserung der Wiesen und der Wässerung derselben. 5) Von dem Kleebaue. 6) Von der Abschaffung der gewöhnlichen Brache. 7) Von dem Dünger. 8) Von den Vorzügen der Ochsen vor den Pferden in Absicht auf die Landwirthschaft. 9) Von einigen Hausthieren in ihrem gesunden und kranken Zustande. 10) Von dem Kleebaue, Fortsetzung. 11) Von der Rindviehzucht. 12) Von der Feld- und Ackerbestellung. 13) Von der Aussaat einiger Feldfrüchte. 14) Von der Ernte derselben. 15) Von der Heu und Grummeternte. 16) Von den Unkräutern auf Feldern und Wiesen. 17) Von einigen Unfällen bei dem Getreidebau. 18) Von einigen häuslichen Beschäftigungen. 19) Von der Rindviehzucht, Fortsetzung. 20) Von einigen Futtergewächsen. 21) von einigen Feldgewächsen. 22) Von der Düngung der Felder und Wiesen. 23) Muthmaßungen von der künftigen Witterung, von dem Gedeihen und Mißrathen landwirthschaftlicher Erzeugnisse. 24) Worauf man bei Erkaufung eines Bauergutes zu sehen hat. 25) Allerlei, als: von der Fischerei, von Hecken und Zäunen, von Feuersbrünsten, von Heubrachen, von dem Obstbaue, von dem Wohlstande der Wälder, von der Bienenzucht, und zuletzt einige Pflichten und Klugheitsregeln.

Nach-

Nachricht.

Das in Leipzig, in der Expedition des Allg. litter. Anzeigers erscheinende

Journal für Fabrik, Manufaktur, Handlung und Mode. gr. 8.

verdient die Aufmerksamkeit eines Jeden, dem die Fortschritte oder der Zustand der Fabriken, Manufakturen und nützlichen Gewerbe nicht gleichgültig sind. Die Handlung wird fast allgemein als Haupt-Grundlage des Flors und der Macht eines Volkes betrachtet, und was ist es anders als der Handel, verbunden mit den Fabriken und Manufakturen, wodurch England einem Feinde die Spitze bietet, den fast das ganze übrige Europa nicht bezwingen konnte? — Daß man sich nicht nur über diese, sondern auch über die mannichfachen damit verwandten Gegenstände in der genannten Zeitschrift lehrreich unterrichten könne, wird Jeder wissen, dem sie näher bekannt ist. Schon die lange Dauer derselben dürfte keinen unwichtigen Beweis von ihrem Nutzen abgeben. Von 1791 bis mit 1798 sind 15 Bände erschienen, welche 32 Rthlr. 16 Gr. kosten. Jeder Jahrgang besteht aus 2 Bänden, oder 12 Monat-Stücken, und jedes Monat-Stück aus fünf, auch mehrern Bogen. Von den ersten 5 Bänden wurde sogar (ein seltner Fall bei Zeitschriften!) im J. 1797 eine neue Auflage veranstaltet. — Für diejenigen, welche diese nützliche Zeitschrift etwa noch nicht kennen sollten, dient zur Nachricht, daß jeden Monat ein Heft mit 3 auch 4 schwarzen und kolorirten Kupfer-Tafeln erscheint, wovon die erste natürliche Proben von neuen Manufaktur-Artikeln, die andern aber Zeichnungen von Gegenständen, die in die Künste und Gewerbe einschlagen, wie auch die neuesten Mode-Trachten enthalten. Der Jahrgang kostet in allen Buchhandlungen und auf allen Post-Aemtern 5 Rthlr. oder 9 Fl. Ueber das Ganze soll im künftigen Jahre ein Register geliefert werden, welches bei der Größe des Werks und dem vielfach verschiedenen Inhalte desselben zur Bequemlichkeit der Besitzer allerdings zu wünschen ist.

Nachricht.

Der Monat Juli, vom Allgemeinen litterarischen Anzeiger, welcher aus 18 ordentl. Nummern (No. CIII-CXX.) nebst 4 Beilagen besteht, enthält: Fortsetzung der Reichs-

Reichstags-Litteratur 1797. Aug. bis Okthr. — Chronik der Universität Lund 1792-1798. — Ueber Dissertations-Sammlungen von Döring, Fikenscher und Meusel. — Uebersicht der von 23 humanist. Schriftstellern versprochenen, aber noch nicht gelieferten Werke. — Beförderungen, Ehrenbezeugungen, Belohnungen ꝛc. — Korrespondenz-Nachrichten aus Rastadt, Kiel, Bayreuth und Salzburg. — Ulter's biogr. litter. Nachrichten von 7 Gelehrten. — Bemerkung eines Sortiments-Buchhändlers über einige Produkte der Leipziger Oster-Messe 1798. — 46 Beantwortungen und Berichtigungen von Anfragen und Nachrichten im ALA. und Andern, von Kästner, Kinderling, Behr, Rinck, Siebenkees, Kordes, Eck, Haymann, Wilken, Wagner, Dietz, Engelhardt, Scheibel, am Ende u. Ungenannten. — 49 kürzere und längere vermischte Aufsätze, Bemerkungen, Anfragen, Nachrichten, neue Erfindungen, Anekdoten, Rügen, Nachweisungen, Urtheile, Wünsche, Erklärungen, Bitten, Vorschläge ꝛc. von Kordes, Siebenkees, Wedekind, Koppe, Arnoldi, Engelhardt u. Ungenannten. — Die Beilagen enthalten: M. H. Kunhardt's Kritik einer Göttingischen Recension, und 52 Nachrichten und Anzeigen von Gelehrten und Buchhändlern merkantilischen Inhalts.

* * *

Der Monat August, welcher aus 18 ordentl. Nummern (No. CXXI-CXXXVIII) nebst 4 Beilagen besteht, enthält: Vorschrift des medicinischen Kollegiums des Russischen Reichs in St. Petersburg. — 3 Ukasen des Russischen Kaisers. — Nachrichten aus 7 Briefen aus St. Petersburg. — Abriß des Zustandes d. Litteratur in Lief- und Ehstland zu Anfange d. J. 1798. — Martyni-Laguna's Recension von Seybold's Seibstbiographien berühmter Männer. — Nekrolog Teutscher Schriftsteller 1798. Januar bis April; nebst Nachträgen zu 1796 und 1797. — Beschluß der Reichstagslitteratur 1797. November und December. — Korrespondenz-Nachrichten aus Dresden und Sachsen. — Nachrichten von 10 kleinen Schriften. — 12 Beantwortungen und Berichtigungen v. Anfragen u. Nachrichten im ALA. und Andern, von Lenz, Dietz, Köhler, Wedekind,

kind, Eberl u. Ungenannten. — 40 längere und kürzere vermischte Aufsätze, Bemerkungen, Anfragen, Nachrichten, Rügen, Plagiate, Nachweisungen, Urtheile, Wünsche, Erklärungen, Bitten, Vorschläge ꝛc. von Wedekind, Meusel, Kordes, Engelhardt, Kinderling u. Ungenannten. — Die Beilagen enthalten: des Prof. Göß Rüge einer Recens. in der A. L. Z. und Antwort auf eine Recension in d. A. L. Z. von Dr. F. H. Bothe's Specimen — Plauti; nebst 43 Nachrichten und Anzeigen von Gelehrten und Buchhändlern, merkantilischen Inhalts.

* * *

Die Monate September und Oktober bestehen aus 34 ordentl. Nummern (No. CXXXIX-CLXXII.) nebst 14 Beilagen, und enthalten: Catharine II. Verordnung für die Volksschulen im Russischen Reiche v. J. 1786. — Zustand der Liefländischen Schulen im Jahr 1796. — Nachr. von den von 20 Gelehrten zu hoffenden Werken. — Auszüge aus 14 Briefen aus Stockholm, Mietau, Padua, Salzburg, Rastadt, Augsburg, Stade, Gotha und ungen. Orten, namentl. über Lalande, den Grafen von Golowkin, und den Zustand der Kant'schen Philosophie in Schweden. — Dr. Schmids Verzeichniß der unter dem Titel: Tempel, erschienenen Gedichte. — Kimbrer, Kelten und Wenden, Ein Volk. Von Dr. Anton. — Nekrolog der Englischen Schriftsteller von 1791 — 1795. — Chronik der Schwedischen Universitäten Abo und Upsala. — Recension des VI. Bandes von G. W. Panzers Annal. typograph. — Aktenstücke über eine Censur-Streitigkeit zwischen Westenrieder und dem ci-devant von Dietrich. — Gelehrte Gesellschaften in Berln, Edinburgh, Westphalen, Kopenhagen, Haag, Paris. — Noch Etwas über die Lateinische Dichterin Elis Joh. Westonia vom geh. Hofr. Ring. — Beförderungen, Ehrenbezeigungen u. s. w. — 37 Beantwortungen im ALA. und Andern, von Kästner, von Wölderndorff, am Ende, Dr. Anton, Reinwald, Meusel, Dietz, Gurlitt, Kordes, Dr. Lüdeke, Hübner, Eberhard, Korn d. ält., North, Kinderling und Ungen. — 110 längere und kürzere vermischte Aufsätze, Bemerkungen, Anfragen, Nachrichten Rügen, Nachweisungen, Urtheile, Erklärungen, Bitten, Nachrichten, Vorschläge u. s. w., namentl.

namentl. von Käſtner, Kinderling, Siebenkees, Koppe, Heinemeyer, Reinwald, Wedekind, Kordes, Engelhardt, Meyner, Meuſel, Schmidt, Opitz, Dr. Kilian, und Ungen.

Die Beilagen enthalten über 200 Nachrichten und Anzeigen von Gelehrten und Buchhändlern merkantiliſchen Inhalts. Leipzig, im November 1798.

Expedition des Allg. litter. Anzeigers.

Nachricht.

Das Auguſt-Stück des Journals für Fabrik, Manufaktur, Handlung und Mode, oder das 2. Stück des XV. Bandes enthält: I. Fortſetzung und Beſchluß der Reiſe durch die neu eroberten Provinzen Rußlands im Jahr 1797, mit Rückſicht auf Handel, Manufakturen, Fabriken, Geographie, Statiſtik, Politik, Oekonomie, Naturgeſchichte, Botanik u. ſ. w. II. L. Langles über das Papiergeld der Aſiatiſchen Völker. Aus dem Franz. III. Eine neue Art Leuchter, welche das Licht zu einer beſtimmten Zeit von ſelbſt auslöſchen. Mit 1 Kupfer. Von Buſchendorf. IV. Beitrag zur Geſchichte der Uhrmacherkunſt in der Schweitz. Nebſt einigen Proben von Pfuſcherei in dieſer Kunſt. V. Beiträge zur Manufaktur- und Fabrikengeſchichte des Alterthums. VI. Nachricht von einigen Engliſchen Steinporzellanfabriken. Aus dem Schwed. von M. VII. A. Brouſſonet's Schreiben an J. C. Delamétherie über das aus der Rinde des weißen Maulbeerbaums verfertigte Papier. Aus dem Franz. VIII. Vermiſchte Nachrichten. (15) Politiſche und andere Handelsvorfälle. (16) Geſetze und Verordnungen, die das handelnde Publikum betreffen. (8) Neue Entdeckungen und Erfindungen. IX. Anzeige und Beſchreibung neuer Fabrik-Manufaktur-Kunſt-Handlungs- und Modeartikel. X. Anzeige von (7) Häuſern und Etabliſſements u. ſ. w.

* * *

Das September-Stück, oder das 3. Stück des XV. Bandes enthält: I. Kurze Geſchichte der Fabriken und Manufakturen in Schweden von der Königin Chriſtina bis auf die neueſten Zeiten. Aus dem Schwediſchen des J. A. Flintberg überſetzt von J. G. L. Blumhof. II. Ueber die Beſtimmung der Meeres-Länge. Von

Grau-

Braubach. Mit 1 Kupfer. III. Beitrag zur Kenntniß des Vitriolöls, nebst beiläufigem Vorschlage zu einem sehr einfachen Aräometer. Von M. Joh. Chr. Hoffmann. Mit 1 Kupfer. IV. Beschreibung der Verfertigung einer neuen Art Stricke aus Holz. A. d. Schwedischen des Pehr Klingwall Gustavsson übersetzt. Mit 1 Kupfer. V. Anzeige von Joh. Christi. Schedels praktischem Taschen-Wörterbuche der Waarenkunde. 2 Theile. VI. Idee zu einem Handwerks-Lehrlings-Institute. Von Ignatz Schwarz in Chemnitz. Nebst einem Zusatze des Redakteurs. VII. Vermischte Nachrichten. (18) Politische und andere Handelsvorfälle. (16) Gesetze und Verordnungen, die das handelnde Publikum betreffen. (4) Neue Erfindungen. VIII. Anzeige und Beschreibung neuer Fabrik- Kunst- Handlungs- und Mode-Artikel. IX. Anzeige von (16) Häusern und Etablissements u. s. w.

* * *

Das Oktober-Stück, oder das 4. Stück des XV. Bandes, enthält: I. Handels- und andere Nachrichten, Asien betreffend, bis zum 27. Febr. 1796 Von Karl Hänsel in Pirna. II. Von den Kräften des Holzes. Mit 1 Kupfer. Von Braubach in Bremen. III. Einige Zusätze zu der: Reise durch die neu eroberten Provinzen Rußlands. IV. Von dem mannichfachen Nutzen der Kanäle. Von Dr. u. J. Seetzen in Jever. V. Fragmentarischer Beitrag zur Beförderung des Fabrik-Wesens in Teutschland. Von **. VI. Ueber die Woll-Manufakturen zu Witney. VII. Ueber den Byssus der Alten. Von Dr. Röstig. VIII. Ueber die Bereitung des Vitriolöls aus Schwefel. IX. Beiträge zur Geschichte der einheimischen Waid-Indigs Von Dr. Röstig. X. Vermischte Nachrichten. (10) Politische und andere Handelsvorfälle. (7) Gesetze und Verordnungen, die das handelnde Publikum betreffen. (6) Neue Entdeckungen und Erfindungen. XI. Anzeige und Beschreibung neuer Fabrik- Manufaktur- Kunst- Handlungs- und Mode-Artikel. XII. Anzeige von (12) Häusern und Etablissements u. s. w.

Expedition des Allg. litter. Anzeigers.

Oekonomische Hefte

für den

Stadt- und Landwirth.

Februar, 1799.

I.

Bemerkungen für den Stadt- und Landwirth, den Gebrauch des Glauberschen Salzes, als Präservativ- und Heilmittel, bei den Krankheiten der Kühe, Pferde, Schweine, Schafe und Ziegen, betreffend.

Das Glaubersche Salz, gemeiniglich Glauberisches Wundersalz (Sal mirabilis Glauberi) genannt, welches Glauber, einer der vorzüglichsten Aerzte seiner Zeit, bereits im Jahr 1658 *) entdeckte,

*) In seinem Werke de natura Salium. Amsterd. 1756 in 8. findet sich die genaue Beschreibung dieses Salzes, nach seinem äußern und innern Gebrauch.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

deckte, und nach ſeinen heilſamen Wirkungen als Arzneimittel beſchrieb, hat ſich nun während einem Zeitraum von 140 Jahren ſo vollkommen in ſeinem Werthe erhalten, daß man dieſes nur von wenig andern Arzneimitteln, auf eine gleiche Art aufweiſen kann.

Der theure Preis, zu welchem man gedachtes Salz, anfangs ſeiner Entdeckung, und auch noch in ſpätern Zeiten bezahlen mußte, erlaubte indeſſen nur deſſen Anwendung bei Menſchen, wo man es als ein erweichendes, ſchleimauflöſendes, harntreibendes und laxirendes Arzneimittel, mit ſo glücklichem Erfolg gebrauchte, daß es jetzt faſt durchgängig ein allgemein beliebtes Hausmittel geworden iſt, und auch zu ſeyn verdienet.

Als erweichendes und ſchleimauflöſendes Mittel, gebraucht man es bei Kindern von 5 bis 10 Jahren zu einer Gabe von $\frac{1}{3}$ bis zu einem ganzen Quentchen in Waſſer aufgelöſt, abends beim Schlafengehen genommen; bei erwachſenen Perſonen wird es aber zu einem gleichen Behuf, und in gleicher Form zu 2 Quentchen, Morgens und Abends genommen; oder man löſt 4 Loth von dieſem Salze, in einem Quart Brunnenwaſſer auf, und läßt hiervon Morgens und Abends ein gutes Weinglas voll trinken.

Als wirkliches Laxirmittel gebraucht man es dagegen, bei Kindern von 5 bis 8 Jahren, zu 2 bis

3 Quent-

3 Quentchen; von 10 bis 12 Jahren zu einem Loth; von 15 bis zum 20sten Jahr zu anderthalb bis 2 Loth, und im übrigen Alter, nach der Konstitution zu 2. 3. und 4 Loth, in Wasser oder Thee aufgelöst; auch kann es bei hartnäckigen Verstopfungen, zu einem Loth. mit Wasser aufgelöst, oder auch mit etwas Habergrützschleim vermengt, als Klystier angewendet werden. In allen jenen Fällen wirkt das Glaubersche Salz, als ein Mittel zur Reinigung der ersten Wege; und indem es hierdurch die Ursachen der meisten Krankheiten hinwegschaffet, hebt es die Krankheiten, als Folge derselben, selbst.

Wenn nun nicht geleugnet werden kann, daß Thiere aller Art, gleich den Menschen, vermöge der Organisation ihres Körpers, eben so wie jene, Krankheiten unterworfen seyn müssen, und es wirklich sind, wovon die mehresten ihre Entstehung übermäßig genossenen Nahrungsmitteln, oder genossenen schädlichen Gewächsen, auch wohl mit jenen eingenommenen giftigen und reizenden Insekten, Gewürmen ꝛc. verdanken; andere auch wohl durch Ansteckung oder Mittheilung erkranken, so war es kein Wunder, wenn gründliche Aerzte schon früher darauf aufmerksam gemacht wurden, auch bei den Thieren, auf die Vernichtung der Krankheitsursachen mehr zu sehen, als die Krankheiten selbst abzuwarten; und hier mußte, so wie bei den Menschen, also auch bei den Thieren, Reinigung der ersten

Wege, und Ausführung durch den Darmkanal, ihre Bemühungen immer mit einem glücklichen Erfolg belohnen.

Jener Umſtand, die mir ſelbſt darüber bekannt gewordenen Erfahrungen, und der äußerſt wohlfeile Preis, zu welchem jetzt das Glauberſche Salz verkauft wird, gaben mir die Veranlaſſung zu gegenwärtigen Zeilen, welche ich jedem Oekonomen und Landmann, mit dem Wunſche empfehle, in Beziehung auf ſeinen Viehſtand, von gedachtem Salze einen nützlichen Gebrauch zu machen. Hier ſind einige Erfahrungen, welche mir von der heilſamen Wirkung des Glauberſchen Salzes, in jener Hinſicht bekannt worden ſind.

Bereits vor 20 Jahren, zu einer Zeit, wo das Glauberſche Salz noch in einem ſo hohen Preis ſtand, daß nur der ſehr bemittelte Oekonom bei ſeinem erkrankten Vieh davon Gebrauch machen konnte, hatte ich Gelegenheit, von der überaus großen Nützlichkeit des gedachten Salzes beim Rind- und Pferdevieh, mich zu überzeugen.

In einer Sächſiſchen Mittelſtadt, woſelbſt jeder Einwohner einen mehr oder weniger beträchtlichen Viehſtand hielt, brach damals unter dem Rindvieh eine Seuche aus, die daſſelbe ſcharenweiſe wegrafte. Selbſt die geſundeſten Thiere verlohren in wenig Stunden alle Neigung zur Nahrung, verfielen in

eine

eine Art Schwindel, und starben nach einem Zeitraum von 24 Stunden unter den heftigsten Konvulsionen. Bei deren Obduktion fand sich allemal eine Entzündung des Magens, der Gedärme und des Gehirns. Man gebrauchte mancherlei Heilmittel zur Hemmung dieser Seuche, aber stets ohne Erfolg.

Ein am gedachten Orte lebender sehr gründlicher Arzt, war der Erste unter den Einwohnern, welcher seinem eigenen noch übrigen Rindvieh, das Glaubersche Salz zu 12, 16 und 24 Loth in Wasser aufgelöst, und mit etwas Roggenkleie gemengt durch Eintrichtern beibrachte, und die dadurch erregte gelinde Evacuation, drei Tage hinter einander, fortwährend unterhielt. Ohne Anwendung irgend eines andern Arzneimittels, hatte er das Vergnügen, sein noch gesundes Vieh vor der Ansteckung geschützt, und sein schon erkranktes Vieh so vollkommen hergestellt zu sehen, daß kein Stück ferner starb, während die Ställe seiner Nachbarn in wenig Tagen ausgeleert waren. Jene praktische Bemerkung erregte Aufmerksamkeit, und die mehr begüterten Einwohner, welche den damals noch sehr theuren Preis des Glaubersalzes nicht scheueten, machten von dieser gleichmäßigen Anwendung für ihren Viehstand einen sehr nützlichen Gebrauch, auch lehrte die Erfahrung fortwährend, daß kein Stück von dem noch gesunden Vieh erkrankte, oder von dem schon im

An-

Anfang der Krankheit begriffenen ſtarb, wenn man es der Kur mit Glauberſalz unterworfen hatte; ja man machte die Erfahrung, daß Thiere in einem und eben demſelben Stall neben einander ſtarben oder hergeſtellt wurden, je nachdem ſie der Kur mit Glauberſalz unterworfen wurden oder nicht.

Die ärmere Klaſſe der Einwohner, welche ſich ſcheuete, das theure Glauberſalz, wovon damals das Pfund mit 16 Gr. bis 1 Rthlr. bezahlt wurde, bei ihrem kranken Vieh in Anwendung zu bringen, nahm ihre Zuflucht zu Quackſalbereien, oder überließ die Krankheit dem Gang der Natur, und verlohr gegen einige Thaler Gelderſparung alles Vieh.

Kaum waren jene Erfahrungen gemacht, als ein Jahr darauf an demſelben Orte, faſt alle Kühe eine blaue Milch zu geben anfingen. Zur Hebung dieſer vorzüglich im Sommer öfters eintretenden Krankheit, die wahrſcheinlich als eine Folge des Genuſſes ſcharfer giftiger Gewächſe, vielleicht auch mit gefreſſener reizender Inſekten, Gewürme u. ſ. w. angeſehen werden muß, wurden allerhand, zum Theil ſehr lächerliche ökonomiſche Künſteleien und Quackſalbereien angewendet, jedoch immer ohne glücklichen Erfolg. Nur der eben gedachte Arzt, welcher mehr darauf bedacht war, die Urſachen als die Erfolge der Krankheiten zu vernichten, fieng auch hiebei an, ſeine Kühe mit Glauberſchen Salze zu laxiren, und die blaue Milch verſchwand; ja alle übrige Einwohner,

ner, die seinem Beispiel folgten, erreichten auf gleiche Art ihren Endzweck: wogegen alle Uebrige mehrere Wochen lang blaue und schlechte Milch von ihren Kühen erhielten, bis denn auch bei diesen, sie sich theils durch, theils ohne Anwendung anderer Arzneimittel verlohr.

Vorgedachte Bemerkungen, und die Erfahrungen des patriotischen Arztes, daß man bedacht seyn solle, bei diesen, so wie bei andern Thieren die veranlassenden Ursachen zu heben, um ihren Erfolg der Krankheit zu vernichten, und die aus der Erfahrung entwickelte Ueberzeugung, daß das Glauberische Salz, als ein gelind laxirendes Arzneimittel, zu einer solchen Vorbeugung als Reinigungsmittel der ersten Wege bei Thieren, vorzüglich geschickt sey, gaben nun Gelegenheit, daß sowohl die begüterten Einwohner jener Stadt, als auch viele Landleute, von dem Glauberschen Salze einen ausgedehntern Gebrauch bei ihrem erkrankten Vieh zu machen anfiengen. Man sahe nun jenes Salz als einen Scherwenzel an; man gebrauchte es bei allen vorkommenden Krankheiten der Thiere, der Kühe, Pferde, Schweine, Ziegen und Schafe, ohne Hinsicht auf die Natur der Krankheit, und zwar mit dem besten Erfolg.

Jene Erfahrungen haben in mir schon längst den Wunsch genährt, daß das Glauberische Salz, in Hinsicht seiner erprobten Nützlichkeit, zum Besten aller

aller Oekonomen, ihres Viehſtandes, und des Viehſtandhaltenden Publikums überhaupt, als ein nützliches Präſervativ und Heilmittel mehr bekannt, und ſein Gebrauch allgemeiner eingeführt werden möchte; und dieſes um ſo mehr, da gedachtes Salz jetzt zu den wohlfeilſten Preiſen zu haben iſt *), ſo daß ſelbſt der ärmſte Landmann ſeine Kuh oder ſein Pferd ꝛc. mit einem Aufwand von 3 bis 4 Groſchen erhalten kann, wogegen derſelbe, wenn ſein Vieh ſtirbt, zur Anſchaffung eines jeden neuen Stücks, einen Aufwand von mehreren Thalern bedarf.

Eben

*) Für die Preuß. Staaten verkauft die Königl. Seehandlungsſocietät zu Berlin gedachtes Glauberſalz, in Fäſſern zu ein und mehrern Centnern, gegen gleich baare Zahlung, den Centner zu 5 Rthlr. 16 ⅔ Gr. in Preuß. Courant. Auch hält dieſelbe an allen Oertern, wo Königl. Salzfaktoreien befindlich ſind, Niederlagen davon, von denen es die Käufer, ſo wie auch von der Königl. Fabriken-Commiſſion zu Schönebeck bei Magdeburg verſchreiben können, und prompte Bedienung zu erwarten haben. Ausländer, Oekonomen, Apotheker, Materialiſten ꝛc. können bei den ihnen zunächſt belegenen Königl. Preuß. Salzfaktoreien, oder auch bei der Königl. Seehandlungsſocietät in Berlin ihre Beſtellungen machen, und gleichfalls promter Bedienung gewärtig ſeyn. Das Salz iſt übrigens von ganz vorzüglicher Güte und Reinheit. (Auf den Sächſiſchen Salinen koſtet der Centner 5 Rthlr. 12 Gr.)

Eben so bin ich überzeugt, daß wenn man die Einrichtung träfe, in Zukunft alles Vieh, vorzüglich Rind- und Pferdevieh, selbst beim vollkommensten Zustande der Gesundheit, jährlich regelmäßig zweimal, im Frühjahr und Herbst mit Glauberschen Salze zu laxiren, mehreren sonst bei selbigem entstehenden Krankheiten dadurch vorgebeugt werden würde *).

Bevor

*) Erfahrungen haben gelehrt, daß die Anwendung des Glauberschen Salzes bei Pferden, solche vor Kropf, Rotz und andern Krankheiten gänzlich schützt, wenn man es den Pferden im Frühjahr und Herbst, 14 Tage hinter einander, jedem Stück täglich ein Viertelpfund giebt. Sie fressen es mit dem Futter, wenn es pulverisirt darauf gestreuet wird. Um wirkliches Laxiren zu erregen, giebt man aber jedem Pferde 24 Loth oder ½ Pfund; einer Kuh nach ihrem Alter und Stärke 16 bis 24 Loth; einem Schwein 8 bis 12 Loth; einem Ferkel 2 bis 3 Loth; einem Schaf 4 bis 6 Loth, und einer Ziege eben soviel. Die meisten dieser Thiere fressen es sehr gern, wenn es mit Wasser aufgelöst und mit etwas Kleien gemengt ihnen gegeben, oder auch blos ins Getränk geschüttet wird. Auch pflegen bereits einige Oekonomen, ihr Rind- und Pferdevieh erst 14 Tage bis 3 Wochen lang gelind aufzulösen, indem sie jedem Stück alle Tage 4 Loth Glaubersalz entweder unter das Getränk mischen, oder solches pulverisirt auf das Futter schütten; und am Ende dieser Kur geben sie erst größere Quantitäten, bis wirkliches Laxiren erfolgt; eine Methode, die mit vielem Nutzen befolgt wird.

Bevor ich ſchließe, kann ich nicht unterlaſſen, noch ein Beiſpiel von der nützlichen Anwendung des Glauberſchen Salzes bei alten und jungen Schweinen anzuführen, welches ich vor einigen Jahren zu erleben Gelegenheit hatte.

Ich empfahl es einigen Landleuten, die das Uebel hatten, die jungen noch ſäugenden Ferkel, ſchnell hinter einander zu verlieren. Bei noch ganz kleinen, ſäugenden Thieren ließ ich blos die Mutter dreimal, und zwar allemal um den dritten Tag, jedesmal durch 12 Loth in Waſſer aufgelöſtes und mit etwas Roggenkleie gemengtes Glauberſalz, welches das Thier ſehr gern fraß, laxiren. Den etwas größeren Ferkeln wurde aber das Glauberſalz, zu einer Gabe von anderthalb Loth für jedes, auf gleiche Art zubereitet, beigebracht, und dieſe Laxans, ſo oft die Thiere erkrankten, wiederholt; und keines derſelben ſtarb, alle wuchſen geſund auf.

In gleicher Art habe ich dieſes Salz den Pferden, nach übermäßigem Freſſen, nach zu hitzig geſchehenem Saufen, ſo wie auch beim Mangel an Neigung zur Nahrung, ſelbſt beim Anfang des Rotzes, in einer Gabe von 16 und 24 Loth in Waſſer aufgelöſt und durch Eintrichtern beigebracht, mit dem glücklichſten Erfolg gegeben. Ganz vorzüglichen Nutzen leiſtete auch ſeine Anwendung im Kliſtier, welches vorzüglich da ſehr anwendbar iſt, wenn Mangel an Leibesöffnung eine Verſtopfung der Eingeweide

geweide ahnden läßt. Auch den Schafen zur Zeit der Raude, habe ich gedachtes Salz in einer Gabe von 4 und 6 Loth, mit dem besten Erfolg nehmen lassen.

Ich wünsche nun nichts mehr, als daß gründliche Oekonomen diese wohlgemeinten Vorschläge prüfen, und wenn sie solche, wie ich überzeugt bin, in der Anwendung vortheilhaft finden, ihre Erfahrungen darüber, zum allgemeinen Besten weiter ausbreiten mögen. Sollte mir es gelungen seyn, durch diese wenigen Bemerkungen, zum allgemeinen Besten des Viehstandes, etwas Gutes gestiftet zu haben, so würde ich solches als meine größte Belohnung ansehen *).

*) Wenn das Glaubersche Salz nicht in einem etwas feuchten Keller, sondern an einem trockenen luftigen Orte aufbewahrt wird, so zerfällt es leicht in Pulver, und verliert hierbei die Hälfte am Gewicht. Da bei diesem Zerfallen nichts von den medizinischen Kräften verlohren geht, sondern diese vielmehr koncentrirt werden, so muß man von einem solchen zerfallenen Salze in allen Fällen nur halb so viel, als vom kristallinischen anwenden.

Dr. Sigism. Friedr. Hermbstädt,
Ober-Samtäts-Rath und Prof. in Berlin.

II.

Beantwortung der von der Königl. Patriotischen Gesellschaft aufgegebenen Frage: Wie kann ein Landmann mit dem geringsten Kosten- und Zeitaufwand, mit Sicherheit sein Land von dem beschwerlichen Wildhafer befreien und reinigen? Von Pehr Kylander *).

(Aus dem Hushållnings Journal).

Wind-Wild-Taubhafer (Avena fatua) dürfte ohnfehlbar unter das schädlichste Unkraut, was man findet, gerechnet werden; und zwar theils, weil er sich so leicht verbreitet, theils auch, weil er oft die bessern Gewächse verdrängt und erstickt, und dadurch die Hoffnung und Mühe des Landmanns zerstört: hiezu kömmt auch noch, daß, wenn er sich einmal eingewurzelt hat, es sehr schwer wird, ihn ganz und gar auszurotten.

Daß diese Ausrottung aber doch möglich ist, davon überzeugen uns die Versuche, welche ein oder

*) Sie erhielt den ausgesetzten Preis von 10 Dukaten.

oder anderer geschickter Landwirth *) gemacht hat, und wodurch der Wildhafer, wo nicht gänzlich ausgerottet, doch so weit gehindert wurde, daß er nicht mehr um sich greifen, oder der ausgesäeten Saat in ihrem Wachsthum schaden konnte.

Unkunde der Mittel und Weise, dieses Unkraut auszurotten, und vielleicht Nachlässigkeit bei den Meisten, dürfte doch nicht wenig dazu beitragen, daß es anstatt vermindert zu werden und zu verschwinden, im Gegentheil an vielen Orten sich so verbreitet und vermehrt, daß es jetzt nicht ohne viele Beschwerden und Umschweife, ausgerottet werden kann.

In einem Lande, woselbst der Wildhafer vor 30 Jahren noch selten, außer an einigen Stellen, war, ist er jetzt fast allgemein geworden, und verursacht jährlich immer größere Verwüstungen.

Der Wildhafer darf sicher nicht unter die einheimischen Gewächse gerechnet werden; sondern ist ohnfehlbar auch, wie mehrere Unkrautsaamen, durch fremde Sämereien zu uns gekommen und fortgepflanzt.

Dies Unkraut ist annuel und wächst aus jeder Wurzel nicht mehr als ein Jahr; aber der Saame hat

*) Man vergl. über die Ausrottung des Wildhafers: Schreiben eines Landmannes ꝛc. im Auguststück vom Jahr 1797. S. 188. Red.

hat die Eigenschaft, daß er mehrere, und wie einige behaupten 10 — 12 Jahr, ohne zu keimen, in der Erde liegen kann *); aber er verliert dadurch nicht seine Kraft zu keimen, sondern schießt schnell auf, so bald er näher gegen die Oberfläche kommt, und Gelegenheit dazu da ist. Er gedeiht am besten in einem fetten, kommt übrigens aber auch in jeder Art Boden fort, nur im Sande nicht. So lange der Wildhafer noch nicht überhand genommen hat, sondern nur hie und da auf einem Acker steht, so ist er für die ausgesäete Saat noch nicht gefährlich; weil er aber zeitiger als andere Saamen reift, und dergestalt seinen Saamen ungehindert ausstreuen kann, so nimmt er am Ende den ganzen Acker ein, wo dann alles, was man darauf ausgesäet hat, von dem Wildhafer gänzlich erstickt wird.

Es würde also ein großer Gewinnst für den Landmann seyn, wenn dieses Unkraut gänzlich könnte ausgerottet werden; und obgleich dieses nicht so leicht dürfte bewerkstelligt werden, als es jeder mit dem Wildhafer geplagte Ackerbesitzer gerne wünschen würde; so will ich doch angeben, was nach meinen Gedanken am sichersten und geschwindesten dazu dürfte beitragen können.

Um

*) Dieser Saame gehört also zu denen, die im Juli-Stück voriges Jahrs S. 22 gleich im Eingange der daselbst befindlichen Abhandlung im Allgemeinen erwähnt sind. Red.

Um hiebei aber den von der Königl. Patriotischen Gesellschaft festgesetzten Plan zu befolgen, muß

A. Die Entstehung des Wildhafers, oder was dazu beiträgt, daß er an einem Orte, wo er vorher nicht war, einreißen und sich verbreiten konnte, untersucht werden.

Der Wildhafer pflanzt sich an einem Orte, wo er vorher nicht war,

1) Durch Aussaat, welche von Wildhafer nicht frei ist, fort. Ein Landwirth, welcher sein Saatkorn, nachdem er mehrere Jahre einerlei Art gebraucht hat, zu verändern wünscht, und es auf dem Markte, oder sonst von einem unbekannten Ort kauft, kann bald genug den Kauf bereuen, wenn er nachher sein Land mit diesem Unkraute beschwert sieht; denn einige wenige und oft unmerkliche Wildhaferkörner, können, wenn man ihnen nicht bald Einhalt thut, in wenig Jahren sich ansehnlich vermehren und verbreiten. Hieraus kann man mit Sicherheit den Schluß machen, daß vieler Wildhafer sich an vorher davon freien Orten verbreite, wenn der Landmann in Mangeljahren nothgedrungen ist, Saatkorn aus Magazinen, woselbst oft auch Wildhafer unter die bessere Saat eingeliefert, und durch mehrmaliges Umwerfen überall vermischt ist, zu leihen oder zu kaufen; so daß er aller Vorsicht beim Leihen ungeachtet es nicht verhindern kann.

2) Auch

2) Auch durch den Mist von Pferden; denn diese Thiere lassen ihn unverdauet von sich, da er hingegen bei den wiederkäuenden Thieren, seine gewöhnliche Verwandlung eingeht. Diese Fortpflanzungsart des Wildhafers dürfte wohl eigentlich an den Orten geschehen, wo er bereits überhand genommen hat; so lehrt aber auch die Erfahrung, daß er auf diese Weise durch Reisende und Fuhrleute, von solchen Orten, die mit dem Wildhafer beschwert sind, da, wo er vorhin sich nicht zeigte, zurückgelassen und fortgepflanzt worden. Die vielen in spätern Zeiten an den Heerstraßen gebaueten Viehschoppen dürften dergestalt nicht wenig zur Verbreitung des Wildhafers beitragen; vorzüglich wenn der Mist, den man daselbst sammelt, aufs Land gebracht wird, woselbst er in dieser Hinsicht mehr Schaden als Nutzen stiftet.

Nun will ich auch das anführen, wovon man allgemein die Verbreitung des Wildhafers herleitet.

3) Durch Vögel; ich habe guten Grund zu glauben, daß diese Getreideart bei ihnen verdauet wird. Ich habe mehrere Jahre Gänse mit Wildhafer gemästet; aber nicht gefunden, daß er unverwandelt abgeht; ein Gleiches traf mit einer Lerche ein, welche mit Wildhafer gefüttert wurde, und ihn begierig verzehrte.

Aussaat und Pferdemist mit Wildhafer vermischt, dürften dergestalt die hauptsächlichsten Ursachen

sachen der Verbreitung desselben seyn; ist er dann einmal eingerissen, so trägt zu dessen Vermehrung und weitern Verbreiten nicht wenig bei:

1) Daß Pferdemist jährlich aufs Land geführt wird, und folglich sich dieses schädliche Unkraut jährlich vermehrt.

2) Durch die nachbarliche Lage der Aecker vermehrt er sich auch sehr; indem er theils vom Winde herumgeführt wird, theils auch, wenn eine starke Sonnenhitze auf einen Regen folgt, ins Land kriecht, und auf diese Weise immer weiter und weiter sich verbreitet, und die Schwierigkeit der Ausrottung desselben vermehrt. Es scheint, daß diesem durch gute Gräben zwischen den Aeckern, welche im Stande wären, dem Landhafer Einhalt zu thun, könne abgeholfen werden; wenn er aber auch in den Gräben selbst sich festsetzen sollte, so ist doch damit wenig gewonnen: denn weil er mehrere Jahre in der Erde liegen kann, ohne seine Kraft zu keimen zu verlieren, so geschieht es, wenn die Gräben gereinigt werden müssen, und der daselbst liegende Wildhafer mit der Erde aufs Land geworfen wird, daß er gleichsam neues Leben und neue Kraft zu wachsen und sich fortzupflanzen, gewinnt. Man findet deswegen beim Aufwerfen neuer und dem Reinigen alter Gräben, wie der Wildhafer auf dem Theile des Ackers mit Schnelligkeit aufgeht, welcher an den Rain des aufgeworfenen Grabens stößt,

zum Beweise, daß er vorher in dem Graben selbst verborgen lag. So trägt also die Nachbarschaft der Aecker nicht wenig zur Fortpflanzung des Wildhafers bei; denn sobald ein Acker durch dies Unkraut verunreinigt worden, so geschieht es mehrentheils, daß es sich in kurzer Zeit zu dem nächsten und so weiter verbreitet.

3) Durch vernachlässigte Kultur des Landes. Ein verwahrloseter und übel cultivirter Acker bringt mehrentheils eine kleine und schwache Saat hervor; woher es kommt, daß der Wildhafer, welcher zwar einen besseren Boden liebt, aber auch mit einem schlechtern vorlieb nimmt, Gelegenheit hat, sich zwischen die dünne und kleingewachsene Saat zu drängen, und durch seinen schnellen Wuchs, vorzüglich wenn nasse Sommer einfallen, sie ganz zu ersticken und zu unterdrücken. Hiezu kömmt auch noch, daß wenn die Erndtezeit einfällt, der Wildhafer, weil er zeitiger reift, bereits im Lande liegt, und dergestalt es noch mehr in den folgenden Jahren verschlimmert und verderbt.

4) Durch das späte Aussäen der Herbstsaat, weil sie sich im Herbst nicht hinlänglich einwurzeln kann; denn daher kömmt es, daß wenn die Witterung im nächsten Frühjahr minder günstig ist, die Herbstsaat mehrentheils klein wird, zum Theil ausgeht, und dadurch dem Wildhafer Raum verschaft, welcher, wenn der Acker fett ist, unge-

mein

mein wächst, und oft in der Länge mit der zurückgebliebenen Weizen- und Rockensaat wetteifert.

Das Fortkommen des Wildhafers wird gleichfalls sehr dadurch begünstigt, daß

5) die Frühlingssaat zu zeitig ausgesäet wird, und zwar oft in nassem und kaltem Boden; denn daher kömmt es, daß während das Korn, welches einen gewissen Grad der Wärme in der Erde erfodert, ehe es keimen kann, noch ungekeimt liegt, der Wildhafer, weil er minder empfindlich ist, sich einwurzelt und so überhand nimmt, daß, wenn das Korn endlich anfängt aufzuschießen, es von ihm ganz erstickt wird. Viele Lanwirthe haben dies in diesem Jahre mit bedeutendem Schaden erfahren. Nach einem strengen Winter und einem langsamen und kalten Frühjahre eilte Jeder so geschwind wie möglich seine Saat in die Erde zu bringen; die Folge aber war, daß die Meisten anstatt guter Saat, Wildhaferstroh einerndteten; da hingegen die Aecker, welche spät, und nachdem die Wärme schon in die Erde gedrungen war, besäet worden waren, sehr viel abwarfen.

Endlich trägt auch noch zur Vermehrung des Wildhafers

6) das allgemeine Vorurtheil bei, so viel Land als möglich zu Aeckern umzubrechen, ohne das minder taugliche zu Wiesen zu lassen; denn dadurch wird nicht allein der Land-

mann außer Stand gesetzt, alles gehörig zu cultiviren; sondern es hat auch die üble Folge, daß in dem Verhältnisse, wie Weiden und andere zum Wiesenwachs dienliche Stellen aufgenommen werden, der Vorrath an tauglicher Winterfrucht vermindert wird; woher es kömmt, daß das Vieh, welches den ganzen Winter über großen Theils mit Stroh gefüttert worden, im Frühjahr kraftlos ist, und dann so bald als möglich, weil es noch einige Stärke besitzt, zur Frühlingssaat und zum Pflügen der Braachfelder gebraucht werden muß; so geschieht es dann, daß nicht allein der Wildhafer, welcher zeitig umgerührt wird, bald keimt, und dergestalt über die ausgesäete Saat die Oberhand bekömmt; sondern auch das Braachfeld, welches zur Unzeit oft naß und kalt gepflügt worden, während dem ganzen Sommer schwer zu benutzen ist. Ich habe dagegen gefunden, daß wenn der Acker ausgebreiteter ist, als daß er recht gewartet, oder durch einen mit seiner Größe einigermaßen verhältnißmäßigen Wiesewachs aufgeholfen werden kann, der Wildhafer allezeit am schnellsten wächst, und zugleich am schwersten auszurotten ist.

Dies dürften vermuthlich die meisten, wenigstens die hauptsächlichsten Ursachen seyn, welche zur Entstehung und Verbreitung des Wildhafers am meisten beitragen; nach dieser Anleitung wird es nun nicht schwer seyn zu finden,

B) Auf welche Weise er am sichersten und schnellsten ausgerottet werden kann.

Um den Wildhafer auszurotten, wäre es wohl am sichersten und besten, aus den mit Wildhafer verunreinigten Aeckern, Wiesen zu machen, und umgekehrt; so wird man schnell genug von diesem verdrießlichen Unkraute befreiet werden; ich will jetzt im Allgemeinen angeben, was ich weiß und wovon ich überzeugt bin, was zur endlichen Ausrottung dieses schädlichen Unkrautes beitragen kann.

Zur Ausrottung des Wildhafers ist höchst nothwendig:

1) Sich eine von Wildhafer freie Aussaat zu verschaffen. Dieses dürfte an einem mit Wildhafer allgemein beschwerten Orte doch nicht leicht seyn. In der Hinsicht muß die zum Aussäen bestimmte Saat wohl gereinigt und vom Wildhafer aufs genaueste abgesondert werden. Dies könnte am sichersten durch eine Kornfege bewerkstelliget werden. Weil diese aber kostbar ist, und nicht so allgemein gefunden wird, so will ich ein sicheres Mittel angeben, wodurch die Aussaat vom Wildhafer gänzlich befreiet werden kann. Ein etwas großes Gefäß wird $\frac{2}{3}$ mit Wasser gefüllt, und die zur Aussaat bestimmte Saat durch ein dazu passendes Sieb hinein gesiebt, da dann der Wildhafer, weil er sehr leicht ist, oben auf dem Wasser schwimmt,

und

und mit einem Durchschlag, oder einem mit einem kleinen Loche im Boden versehenen Löffel, sich bequem abnehmen läßt. Durch dieses Verfahren habe ich eine von Wildhafer ganz freie Aussaat erhalten. Ich habe auch versucht, die Saat auf einmal ins Wassergefäß zu schütten, und nachdem durch fleißiges Umrühren den Wildhafer oben auf schwimmend zu erhalten; ich fand dieses aber nicht so sicher.

2) Pferdemist, wodurch der Wildhafer ohnfehlbar sowohl sich einwurzelt als fortpflanzt, muß gar nicht aufs Land gebracht, sondern entweder zur Verbesserung der Wiesen, oder solcher Aecker angewandt werden, welche man willens ist, in Wiesen zu verwandeln. Was hiedurch in den ersten Jahren dem Acker entzogen wird, bezahlt sich nachher reichlich, wenn die Wiese verbessert und der Vorrath an Futter vermehrt wird;

Zur Ausrottung des Wildhafers würde auch nicht wenig beitragen:

3) Die Eintheilung der Gemeinheiten, so, daß jeder Theilhaber seinen Antheil ganz von den übrigen abgesondert erhielte. Nach den Verfassungen und der jetzt üblichen Theilungsmethode, geschieht das Verkoppeln so, daß jeder Interessent von jedem Stück 4 höchstens 5 Theile erhält; hiedurch wird aber die Ausrottung des Wildhafers wenig oder gar nicht befördert; denn wenn ein fleißiger und nachdenkender Landmann auf alle mögliche

Art

Art versucht hat, sich vom Wildhafer frei zu machen, so findet er doch am Ende alle sein Bemühen fruchtlos, so lange seine nachlässigen und saumseligen Nachbarn dem Wildhafer seinen freien Wuchs lassen, und dergestalt damit seinen Theil von neuen anstecken. Wären hingegen die Theile ganz von einander getrennt, so daß jeder Eigenthümer seinen Theil für sich selbst hätte, so würde ein nachdenkender Landwirth sich bald genug von diesem Unkraut befreien.

Zur Ausrottung des Wildhafers ist

4) nöthig, daß das Land wohl gedüngt und bearbeitet würde. Die Erfahrung lehrt zwar, daß der Wildhafer auch in einem wohl gedüngeten Felde fortkömmt; weil aber die ausgesäete Saat in einem solchen, vorzüglich wenn die rechte Saatzeit in Acht genommen wird, frisch wächst; so hat der Wildhafer daselbst keinen, oder wenigstens geringen Fortgang. Einer von unsern fleißigsten Landleuten in diesem Orte, hat durch fleißige Bebauung und Wartung seines Landes nicht allein den Wildhafer gänzlich verjagt, sondern auch in diesem und den nächsten Mißwachsjahren eine reiche und schöne Saat gewonnen.

5) Muß die Herbstsaat, als Weizen und Rocken, so früh im Herbst ausgesäet werden, daß sie hinlänglich einwurzeln kann, und dergestalt die folgende Winter- und Frühjahrskälte auszuhal-

ten

ten vermag. Dieses ist um so nöthiger, weil es gerade die Herbstsaat ist, welche vorzüglich die Verbreitung des Wildhafers verhindern muß. Wird nun diese so spät im Herbst der Erde übergeben, daß sie sich nicht hinlänglich einwurzeln kann, so wird sie mehrentheils klein und schwach, und läßt folglich dem Wildhafer mehr Freiheit sich zu vermehren und zu verbreiten; da hingegen eine frischere Herbstsaat ihn fast ganz und gar ausgerottet.

6) Darf die Frühlingssaat nicht eher geschehen, als bis das Land hinlänglich trocken ist, und eine zum Keimen des Getreides erforderliche Kraft besitzt. Dies ist ein um desto nöthigerer Umstand, weil die Erfahrung uns davon überzeugt, daß eine Saat, welche in nassem und kaltem Boden ausgesäet worden, nicht nur sehr schwach und klein im Wuchse ꝛc. ist, sondern auch von mehreren Arten Unkraut gehindert und vielleicht ganz erstickt wird. Vorzüglich vermehrt sich der Wildhafer in einer früh ausgesäeten Frühlingssaat sehr, und nimmt endlich so überhand, vorzüglich wenn die Witterung naß und kalt ist, daß man kaum, wenn die Erndtezeit einfällt, außer einigen wenigen Aehren von besserer Saat, nichts als bloßen Wildhafer einerndtet. Ein Landmann, welcher dies verderbliche Unkraut ausrotten will, muß deshalb seine Frühlingssaat nicht eher aussäen, als bis der Boden zweckmäßig und trocken, und die

Luft

Luft zugleich so warm ist, daß sie die ausgesäete Saat bald zum Keimen und Wachsen bringen kann; da sie denn mehrentheils dem Wildhafer zuvorkömmt.

7) Hat ein Landbesitzer mehr Land, als er gehörig zu warten vermag, so ist es am besten, das überflüssige in Wiesen zu verwandeln; dann wird er ohnfehlbar erfahren, daß ein wohl cultivirter, an Flächeninhalt aber kleinerer Acker, reichere Erndten abwirft, als ein ausgedehnterer, der wenig gedüngt und vernachlässigt wird.

Durch die rechte Anwendung dieses Mittels bin ich überzeugt, daß der Wildhafer durch Zeit und Gedult ganz verschwinden wird. Um aber diesen Gegenstand noch besser ins Licht zu setzen, will ich zeigen, wie besonders eine ganze Dorfschaft, deren Aecker eingetheilt, und mit diesem Unkraut beschwert sind, gemeinschaftlich auf die Ausrottung desselben arbeiten müsse. Einigkeit unter den Nachbarn muß hiezu den ersten Grund legen; denn ohne diese wird der vorhabende Zweck nie erreicht werden. Man muß den Wildhafer als einen gemeinschaftlichen und gefährlichen Feind ansehen, den man mit vereinigten Kräften angreifen muß, um ihm einen Platz und einen Vortheil nach dem andern zu entreißen.

Zu dem Ende, und weil die Herbstsaat den Wildhafer am sichersten und geschwindesten in seinen Fortschrit-

schritten aufhalten kann, ist es nöthig, daß alle Landbesitzer in einer Dorfschaft übereinkommen, an einer Stelle oder auf einem Strich Landes den Fleck auszusuchen, welcher zur Herbstsaat bestimmt, gedüngt und fleißig cultivirt wird. Hiedurch und sobald die Saat gut artet, gewinnt man, daß der Wildhafer an dieser Stelle des Ackerfeldes beinahe gänzlich zerstört wird, welches sich schwerlich thun ließe, wenn der eine Nachbar seinen Rocken auf dieser, und der andere auf jener Stelle aussäete. Im nächsten Jahre wird der Fleck zum Rockenfelde bestimmt, welcher dem ersten am nächsten liegt; und das erste wird von neuem mit Herbstsaat, entweder Rocken oder Weizen besäet. Wenn auf diese Weise ein Jahr nach dem andern mit Ordnung und Einigkeit fortgefahren, und der Wildhafer gleichsam Schritt vor Schritt verjagt wird, so kann man versichert seyn, endlich seinen Wunsch zu erreichen, und ihn ganz verschwinden zu sehen. Hiezu wird aber Zeit und Gedult erfordert: aber so überzeugt ich bin, daß der Wildhafer auf eine andere Weise nicht gänzlich ausgerottet werden kann; so gewiß bin ich auch, daß der, welcher das Angeführte versuchen will, sich nicht dadurch betrogen finden wird. Diesem muß ich aber hinzufügen:

1) Daß, wenn ein Acker zweimal Herbstsaat getragen hat, er nachdem 2 — 3 Jahr mit Frühgerste besäet werden muß, um zu verhindern, daß der Wildhafer sich von neuem eindränge.

2) Sollte

2) Sollte Rocken oder Weizen an einer Stelle gänzlich ausgehen, oder so schwach werden, daß er nicht im Stande ist, den Wildhafer an seinem Wuchs zu hindern, so ist es nöthig, daß sie im Frühjahr gepflügt, und so spät als möglich mit Frühgerste besäet werde; denn sonst kann sich der Wildhafer von neuem einnisteln.

3) Wo es in Ansehung der Lage der Gärten und Felder nicht rathsam ist, Herbstsaat auszusäen, wird der Acker eben so gedüngt und cultivirt, wie zu Rockensaat; im nächsten Frühjahr aber mit Frühgerste besäet.

4) Sollte der Wildhafer an einer Stelle zu stark werden, so daß man ihn noch nicht mit Rockensaat besäen könnte, so kann man sich daselbst mit Nutzen der Frühgerste bedienen, um den ferneren Fortschritten desselben Einhalt zu thun.

5) Frühgerste muß nicht eher im Frühjahr ausgesäet werden, bis der Wildhafer aufgegangen ist, und das zweite oder dritte Blatt zeigt, welches sehr zeitig geschieht, wenn die Witterung gut, und das Land im vorigen Jahr gut bestellt ist. So viel wie möglich wähle man dann einen hellen und guten Tag zum Aussäen; dann wird man sehen, wie der Wildhafer mit dem Pfluge aufgerissen, mit der Saat untergeackert wird, und in den Furchen mit seinen zarten weißen Wurzeln, wie Wolle, liegt.

Ist

Ist die Witterung bei dieser Gelegenheit trocken, so verwelket der Wildhafer, da man denn nach ein oder zwei Tagen mit der Egge aufreißt, was noch unter den Erdschollen verborgen liegt. Verfährt man auf diese Weise, und wird die Witterung nach dem Säen nicht zu naß, so kann man versichert seyn, daß eine auf einen solchen Acker ausgesäete Saat in dem Jahre frei von Wildhafer wächst.

6) Braachfeld darf im Frühjahr nicht zu früh aufgebrochen werden; sondern es ist besser, es so lange unangerührt liegen zu lassen, bis der Wildhafer sich eingewurzelt hat, da dann gewiß ein guter Theil unter der Braache selbst zerstört wird.

7) Sollte, ohngeachtet aller angewandten Vorsicht, der Wildhafer dennoch in einem besäeten Acker so überhand nehmen, daß die Saat selbst Gefahr läuft erstickt zu werden; so ist es am sichersten, dem Wildhafer, wenn er grün ist, wegzunehmen, und ihn an einen andern Ort zu schaffen, um dort zu verfaulen. Was man hiedurch an ausgesäeter Saat verlieren kann, wird vielfach dadurch gewonnen, daß der Wildhafer nicht aufs Feld fallen kann, und dadurch auf mehrere Jahre weggeschaft wird.

Nimmt man das Angeführte in Acht, so bin ich versichert, daß der Wildhafer bald genug verschwinden wird, und daß viele Landleute, welche jetzt, wenigstens gewisse Jahre mehr Stroh von Wildhafer,

fer, als gute Saat erhalten, künftig, nachdem der Wildhafer verschwunden ist, sich einer reicheren und mehr lohnenden Erndte erfreueu werden.

Göttingen.

C. F. A. Müller.

III.

Vom Anbaue des Feld-Kohls, oder der Kohlsaat, zum Futter für Rind- und Schaf-Vieh.

Versuche mit diesem Futter.

Eine Preis-Schrift von Arthur Young.

(Aus dem Englischen).

Vorerinnerung des Uebersetzers.

Was die Franzosen und die Fläminger (oder Belgier) Colsat oder Colza, und die Britten Coleseed nennen, ist im Grunde nichts anders, als der gemeine Feld-Kohl (Brassica campestris), der in Deutschland hin und wieder in Gersten-Feldern, besonders in thonigem Boden, wild wächst, der sich aber durch die Cultur ungemein veredeln läßt, und der laut der Erfahrungen, die einige deutsche Landwirthe unsrer Zeiten, namentlich unter andern der verstorbene Schubart von Kleefeld, damit

gemacht

gemacht haben, an Oele noch merklich ergiebiger ist, als Rübsen oder Raps. Dieser Feld-Kohl oder diese Kohlsaat, wie sie Schubart von Kleefeld in seinen Oekonomisch-kameralistischen Schriften durchgängig nennt, wird in vielen Gegenden des deutschen Reichs in Gersten-Feldern auf thonigem Grunde zwar fleißig genug gebaut, aber bisher mit gutem Rechte meistens mehr zur Oel-Saat, als zum Vieh-Futter, genutzt. In England hingegen hatte man den Feld-Kohl in mehrern Grafschaften hin und wieder schon lange zum Vieh-Futter gebaut und gebraucht, als die verdienstvolle Brittische Societät zur Aufmunterung der Künste, der Manufakturen und des Handels im J. 1768, vermuthlich aus gerechter Bedenklichkeit über den wahren Werth und ökonomischen Nutzen dieser Futterungs-Art, einen Preis von 20 Guineen, oder einer goldnen Denk-Münze von gleichem Gewichte, für die beste Anweisung ausschrieb, Feld-Kohl zum Futter für Rind-Vieh und Schafe zu bauen, und ihn zu dieser Absicht zu nutzen; wobei sie zugleich eine Berechnung der Kosten, eine Vergleichung zwischen Nutzen und Schaden, u. s. w. und dieß alles durch Experimente dargethan, erwartete. Unter den eingelaufenen Schriften behauptete, nach dem Urtheile der Societät, die folgende den Vorzug, und ihrem Verfasser ward im April 1769 der ausgesetzte

Preis

Preis zuerkannt, den sie auch, nach unsrer Ueberzeugung, verdiente. Sie kann hoffentlich dienen, denkende Landwirthe auf die Art aufmerksam zu machen, wie überhaupt Nutzen und Schaden ökonomischer Unternehmungen und Versuche gehörig zu berechnen sey.

Experimente mit dem Feld-Kohl oder der Kohl-Saat.

Die Versuche, die ich mit diesem Zweige der Landes-Cultur gemacht habe, sind zwar nicht so weit ausgedehnt, als ich es selbst wünschte: da sie aber mit der sorgfältigsten Genauigkeit angestellt, und aufs pünktliche niedergeschrieben worden sind; so ist leicht zu erwarten, daß sie ihren guten Nutzen für Andre haben können, die etwan Lust haben möchten, ähnliche Unternehmungen im Großen zu versuchen. Zu dem Ende wage ich mich mit folgenden Experimenten vor die Augen der Gesellschaft, in der guten Hoffnung, daß sie mit meinen kleinen Versuchen vorlieb nehmen, und mir den etwanigen Mangel an den Anmerkungen und Erinnerungen, durch die sich manche neuere ökonomische Schriftsteller berühmt gemacht haben, zu Gute halten werden. Das Einzige, worauf ich bei landwirthschaftlichen Angelegenheiten von jeher gesehen habe, sind Experimente und Erfahrungen. Ich stelle also auch hier nur einige Versuche auf, die ich

mit

mit der Kohl-Saat gemacht habe, will aber der Gesellschaft keinesweges mit vielen Anmerkungen beschwerlich fallen. Meine Versuche müssen ihr Glück für sich allein machen, so gut sie können: denn ich gehöre nun einmal nicht zu den Schriftstellern, die eine einzige kleine Periode, worinnen sie ein Experiment beschreiben, mit einem Amerkungs-Commentarius von zehn Seiten begleiten.

Erstes Experiment.

Cultur, Auslagen, und Ertrag von einem halben Englischen Morgen Kohl-Saat, in zwo Abtheilungen, 1765.

Kohl-Saat ist bisher immer überall, wo wenigstens ich sie habe bauen sehen, nicht nur als eine Saamen-Frucht, sondern auch zugleich als Futter für das Vieh gebaut, aber zum öftern schlechthin von Schafen abgewaidet, und hernach zum Saamen eingeärndtet worden. Insgemein wird sie auf eben die Art gesäet, wie Rüben; jedoch ist mir nie ein Beispiel vorgekommen, daß sie mit der Hand, oder mit dem kleinen Pflug (oder Cultivator) behacket*) worden wäre; selbst nicht bei solchen Landwirthen, die sonst wegen der letzt-gedachten Frucht (des

*) Oder, wie Hr. Dr. Thaer den Englischen Ausdruck horse-hoed giebt, bepferdehackt. — Uebers.

(des Saamens) überaus aufmerksam auf jeden Vortheil sind. Gerade dieser Umstand hat mich zuerst angetrieben, Kohl-Saat zu bauen, um doch zu erfahren, ob ich wohl mittelst einer mehr als alltäglichen Cultur eine mehr als alltägliche Frucht-Aerndte gewinnen könnte.

Der Boden zu meinem Experimente war ein lockerer Thon-Boden von Holz-Grund (a loose woodcock brick-earth), unter welchem ein weißer lettiger Grund lag. Das Feld ist etwas abhängig nach Norden zu.

Cultur.

Im Herbste 1764 bekam das Land die erste Acker-Arbeit. Im März 1765 pflügte ich es abermals. Im April ackerte ich es nochmals, und eggte es zwei mal. In der zweiten Woche des Mai-Monats erhielt es die vierte Acker-Arbeit, und wurde wiederum geeggt. Zu Anfange des Julius pflügte ich es zum fünften mal, und am 23sten dieses Monates ward es nach abermaligem Pflügen über und über besäet und die Saat eingeeggt. Die Quantität des Saamens betrug ein und ein halb Nößel (pint).

Die außerordentliche Dürre der Witterung, die damals fast alle Rüben im Lande zunichte machte, that meiner Kohl-Saat viel mehr Abbruch, als außerdem geschehen seyn würde: die ganze Saat

gieng nur mittelmäßig und unordentlich auf, so daß zwar auf manchen Ruthen viel Pflanzen, aber dafür auf andern desto weniger standen; jedoch war diese Unregelmäßigkeit in Rücksicht auf die Haupt-Eintheilung in zwei gleiche Theile von keiner großen Bedeutung.

In der letzten Woche des Julius-Monates wurde die eine Hälfte, nach Art der Rüben, mit der Hand behackt, und die andre Hälfte, nach der Weise unsrer gemeinen Landwirthe, sich selbst überlassen; dieß heißt, es wurde nichts daran gethan.

Die behackten Pflanzen standen in ihren Häufchen kleiner, als die Rüben. Am 4ten August wurde das Behacken wiederholet; und die Wirkung davon zeigte sich darauf sehr sichtbarlich an dem überwiegend schwelgerischen Wuchse der Frucht.

So blieb alles zusammen bis zum Februar 1765 liegen. In der Mitte dieses Monats aber wurden die beiden Abtheilungen durch Schranken von einander geschieden, und es wurden vierzig Stück Schafe auf die nach der gemeinen Art gebaute Hälfte geschickt. Davon ernährten sie sich gerade zween *) Tage lang. Hierauf wurden sie in das andere Acker-

Vierthel

*) Im Original, welches fünf Tage nennt, ist dies vermuthlich ein Druck-Fehler, da die folgende Rechnung immer nur zween Tage voraussetzt.

Uebers.

Vierthel gesperrt, welches ihnen ebenfalls ihr Futter auf fünf Tage gewährte — worauf das Feld umgepflügt wurde.

Rechnung
über das nach der gemeinen Art gebaute Acker-Vierthel.

Kosten oder Auslagen.

	Pf.	Sch.	St.
Sechs mal zu pflügen, zu 1 Schill. für den ganzen Morgen, (die Acker-Arbeit,)		0	1 6
Vier mal zu eggen,		0	0 1½
Saame,		0	0 4
Zu säen,		0	0 0¾
		0	2 0¼
Pacht-Zinse, Zehnten, und Stadt-Steuern,		0	4 3
		0	6 3¼

Ertrag.

	Pf.	Sch.	St.
Vierzig Stück Schafe 2 Tage lang, zu 4 Stüvern für jedes Schaf auf die Woche, zu füttern,		0	3 4
Kosten		0	6 3¼
Ertrag		0	3 4
Verlust, 11 Schilling und 9 Stüver am ganzen Morgen, thut		0	2 11¼

	Pf.	Sch.	St.
Transport	0	2	11¼
Die Kosten meiner Pferde, und der Abnutzung des Geschirres in selbigem Jahr, unter sämmtliche, mit denselben verrichtete Geschäfte vertheilt, machen, für die Acker-Arbeit, zu 2 Schillingen 4¾ Stüvern für den ganzen Morgen gerechnet, sechs nach diesem Fuße, thut	0	3	7
Die Auslage für viermaliges Eggen, zu 4½ Stüvern,	0	0	4½
Total-Verlust, 1 Pfund 7 Schilling und 7 Stüver am ganzen Morgen, beträgt auf ein Vierthel	0	6	10¾

Rechnung
über das behackte Acker-Vierthel.
Kosten und Auslagen.

	Pf.	Sch.	St.
Sechs mal zu pflügen,	0	1	6
Vier mal zu eggen,	0	0	1½
Saamen,	0	0	4
Zu säen,	0	0	0¾
Zweimaliges Behacken mit der Hand, zu 7 Schill. auf den ganzen Morgen gerechnet,	0	3	6
	0	5	6¼
Pacht-Zinse u. s. w.	0	4	3
	0	9	9¼

Ertrag.

Ertrag.

	Pf.	Sch.	St.
Vierzig Stück Schafe 5 Tage lang zu füttern, zu 4 Stüvern, wie obgedacht,	0	9	6
Kosten	0	9	9¼
Ertrag	0	9	6
Verlust, 9 Stüv. am ganzen Morgen,	0	0	2¼
Für das Pflügen und Eggen, wie oben,	0	3	11½
Total-Verlust, zu 16 Schill. und 4 Stüv. auf den ganzen Morgen gerechnet,	0	4	1¾

Bemerkungen.

Diese Probe ist keine große Aufmunterung, Kohl-Saat zur Vieh-Fütterung zu bauen; allein die Witterung war auch in selbigem Jahr überaus ungünstig: wäre sie aber auch günstiger gewesen; so hätten doch auf keinen Fall bestimmte Schlüsse aus einem, oder auch ein Paar einzelnen Experimenten gezogen werden dürfen. Nur mehrmals wiederholte Proben, bei verschiedener Witterung, und auf mancherlei Boden-Arten, können uns ein Recht geben, schlechthin entscheidende Urtheile zu fällen.

Die Ursache, warum ich diese Frucht sogleich nach dem Abwaiden unterpflügte, war keine andre,

als meine Absicht, sie nicht zum Saamen stehen zu lassen: denn wär' ich dieses auch schon willens gewesen; so hätte ich doch die Kohl-Saat nicht viel länger abwaiden lassen dürfen. Und da ich diese Probe bloß gemacht hatte, um zu erfahren, was für Nutzen bei Verfütterung der Kohl-Saat herauskäme, wenn ich dieselbe bloß als Futter nutzen, und nicht hernach noch in Saamen schießen lassen sollte; so hielt ich nicht für nöthig, sie länger stehn zu lassen.

Noch muß ich erinnern, daß ich aus meiner Beobachtung in andern Fällen vorher schon wußte, daß ein zweites Abwaiden der Kohl-Saat bis zu der Zeit, wo Gerste oder Hafer eingesäet werden sollte, eine bloße Null wäre.

Vergleichung.

	Pf.	Sch.	St.
Verlust an der unbehackten Kohl-Saat	1	7	7
behackten	0	16	4
Uebergewicht der letztern am ganzen Morgen	0	11	3

Dieß beweist zur Genüge den großen Nutzen des Behackens an sich, ohne noch zu rechnen, daß dadurch zugleich das Feld vom Unkraute gereinigt wird, welches noch mehr sagen will. Ich muß jedoch hierbei erinnern, daß das Behacken selbst, wenn

es

es nur erst durchgehends bräuchlich wäre, viel wohlfeiler geleistet werden würde: denn die Arbeits-Leute lassen sich jedes mal eine Verrichtung, so lange dieselbe ungewöhnlich ist, theuer bezahlen.

Zweites Experiment.

Cultur, Auslagen, und Ertrag von vier Morgen, 1765.

Dieses Feld liegt nach Norden zu abhängig, und der Boden besteht aus zäher Thon-Erde.

Cultur.

Die Frucht, die dasselbe zuletzt vorher getragen hatte, war Hafer gewesen, von dem ich im Oktober 1764 die Stoppeln unterpflügte, und das Feld tüchtig mit Wasser-Furchen durchzog. Im April 1765 bekam es die erste Sommer-Pflug-Art. Im Mai ward es zwei mal geackert, und ein mal geeggt. Am 19ten Junius pflügte ich es wiederum, am 1sten Julius nochmals, und eggte hernach den Saamen ein, worauf das Feld von neuem fleißig mit Wasser-Furchen versehen wurde.

Die übermäßige Dürre war schuld, daß die Frucht nicht so aufgieng, wie sie wohl hätte thun sollen: aber die Pflanzen waren doch viel zahlreicher, als sie in einigen benachbarten Rüben-Feldern standen. Dieser Anblick bewog mich also, da das Feld so gut zugerichtet war, sie unberührt stehn zu lassen.

Am 24sten Januar drauf schickte ich funfzig Stück Schafe und drei zweijährige Kalben auf das Feld; sie lebten gerade drei Wochen von der Frucht.

Kosten.

	Pf.	Sch.	St.
Sechs mal zu ackern,	1	4	0
Zwei mal zu eggen,	0	1	0
Zwei mal Wasser-Furchen zu ziehen,	0	8	0
Saame,	0	1	4
Zu säen,	0	1	0
	1	15	4
Pacht-Zinse, u. s. w.	3	8	0
	5	3	4

Ertrag.

	Pf.	Sch.	St.
Funfzig Schafe drei Wochen lang zu erhalten, zu 4 Stüvern	2	10	0
Drei junge Rinder, zu 1 Schilling und 3 Stüvern	0	11	3
	3	1	3
Kosten	5	3	4
Ertrag	3	1	3
	2	2	1

	Pf.	Sch.	St.
Pflug-Arbeit zu 2 Schill. 4¾ Stüv.,	2	17	6
Eggen, zu 4½ Stüvern,	0	3	0
	3	0	6
Verlust, 1 Pfund 5 Schilling, 7¾ Stüver vom Morgen,	5	2	7

Bemer-

Bemerkungen.

Die Größe meines Verluſtes hatte ich dieß mal zuverläſſig der Dürre des Wetters beizumeſſen. Allein dergleichen Unfälle dürfen niemals Anlaß geben, Verſuche, die denſelben unterworfen ſind, hintan zu ſetzen. Solchen Schäden ſind alle Gewächſe ausgeſetzt: und wenn eine Gattung derſelben, eine lange Zeit-Periode über Bauſch und Bogen gerechnet, dem Feinde länger, als eine andre, widerſteht; ſo iſt auch dieſes ein Vortheil, der nicht aus der Acht gelaſſen werden darf. Experimente, die nur in Jahren von vorzüglich günſtiger Witterung angeſchrieben werden, haben keinen Nutzen, weil ſie unzuverläſſig ſind.

Die Schafe und die jungen Rinder fanden groſſes Behagen an dieſem Futter; jedoch wollte es den letztern nicht ſo geſchwind ſchmecken, als den Schafen.

Drittes Experiment.

Cultur, Koſten, und Ertrag von einem halben Morgen, in zwo Abtheilungen, 1766.

Grund und Boden war eben ſo beſchaffen, wie bei dem vorigen Experiment; eben ſo war auch die Lage.

Cultur.

Im Oktober 1765 wurde dieſes Stück Feldes zum erſten male geackert; im März 1766 geſchah es

zum

zum zweiten mal, im April und Mai noch zwei mal. In der ersten Woche des Junius ward es geeggt, darauf zum fünften male geackert, sodann besäet, und der Saame eingeeggt. Die Pflanzen giengen überaus vortheilhaft auf. Am 9ten Julius ließ ich das eine Vierthel meines kleinen Kohl-Saat-Feldes zum ersten male mit der Hand behacken; und am 24sten geschah dieses zum zweiten male. Die Wirkung von diesem zweimaligen Behacken war auffallend.

Am 9ten September besah ich mir mein Experiment; der behackte Theil stand so dick, wie der unbehackte, und viel schwelgerischer, hatte aber sehr wenig Unkraut, von dem der andre über und über voll war.

Am 17ten März schied ich die beiden Abtheilungen durch Schranken von einander, und ließ sie von sechzig Schafen abwaiden. Von der unbehackten Hälfte nährten sich meine Schafe sechs Tage lang. Darauf wurden sie in die andre geschickt, mit der sie gerade acht Tage zubrachten. — Zu merken ist, daß sie die Nacht über vom Felde getrieben, und in der Nähe desselben auf einen kleinen Anger gebracht wurden.

Rechnung
über das nach der gemeinen Art gebaute Acker-Vierthel.

Kosten.

	Pf.	Sch.	St.
Fünf mal zu pflügen,	0	1	3
Drei mal zu eggen,	0	0	1¼
Saame,	0	0	5
Zu säen,	0	0	0¾
	0	1	10
Pacht-Zinse, u. s. w.	0	4	3
	0	6	1

Ertrag.

Sechzig Stück Schafe sechs Tage lang, zu 4 Stüvern, zu füttern,	0	16	10½
Kosten,	0	6	1
	0	10	9½
Acker-Arbeit, zu 2 Schill. 5¼ Stüv.	0	3	0½
Eggen, zu 4½ Stüv.	0	0	3¼
Profit, 1 Pf. 9 Schill. 11 Stüv. vom Morgen	0	7	5¾

Rechnung
über das behackte Acker-Vierthel,

Kosten.

Wie oben,	0	1	10
Zweimaliges Behacken mit der Hand zu 7 Schill. und 6 Schill.	0	3	3
Pacht-Zinse, u. s. w.	0	4	3
	0	9	4

Ertrag.

Ertrag.

	Pf.	Sch.	St.
Sechzig Stück Schafe acht Tage lang gehalten, zu 4 Stüvern auf die Woche,	1	2	6
Kosten,	0	9	4
	0	13	2
Acker-Arbeit und Eggen, wie oben	0	3	$3\frac{3}{4}$
Reiner Gewinn	0	9	$10\frac{1}{4}$

Vergleichung.

Profit von der behackten Hälfte	1	19	5
Deßgleichen von der unbehackten,	1	9	11
Vorzug der erstern vor der letztern,	0	9	6

Bemerkungen.

Diese Aerndten sind beide vortheilhaft; aber das Behacken ist augenscheinlich der vorzüglichste Weg, sowohl in Ansehung der Aerndte selbst, als in Hinsicht auf den Nutzen, den das Feld davon hat.

Die Schafe sind sehr begierig nach diesem Futter, welches ihnen auch vollkommen wohl bekömmt; und die jungen Lämmer wuchsen dabei trefflich heran. Ich möchte sie daher gern länger dabei gelassen haben, hatte aber das Feld zum Gersten-Bau nöthig, welcher in keinem Fall, und um keiner Ursache willen, verschoben werden darf.

Es ereignete sich mit dem Futter von diesen beiden Morgen-Theilen ein Umstand, der nicht aus der Acht gelassen zu werden verdient: eine alte Sau machte sich einen Weg zu den Schafen ausfindig, ehe sie ihr Futter abgewaidet hatten, und besuchte sie Tag vor Tag auf dem Felde, wo sie sich denn auch jedes mal dick und satt fraß, und dann des Abends regelmäßig wieder nach Hause kam. Ich ließ sie ungestört, um zu beobachten, was es für Wirkung thun würde; und es fand sich, daß das Futter auch für sie überaus gesund und nahrhaft war: denn sie nahm trefflich zu, und bekümmerte sich, so lange es währte, nicht im mindesten um ihr anderweites Futter. Dieser ungefähre Wink ist hernach zu einem andern Experimente genutzt worden.

Viertes Experiment.

Cultur, Kosten, und Ertrag von einem halben Morgen, in vier Abtheilungen, 1766.

Es war dieses Stück eben so ein Feld, wie zum vorigen Experimente; Boden und Lage völlig gleich.

Cultur.

Die erste Acker-Arbeit ward im Herbst 1765 vorgenommen. Im März 1766 wurde das nächste mal gepflügt. Im April ward abermals gepflügt, und hernach geeggt; im Mai noch einmal gepflügt

und

und geeggt. In der ersten Woche des Junius ließ ich das Feld abermals, und am 27sten selbigen Monates nochmals pflügen, und es, mit dieser Pflug-Arbeit zugleich, in vier Abtheilungen zerschlagen.

No. 1. wurde der Saame, zur gewöhnlichen Behandlung, breitwürfig *) eingeeggt.

— 2. war zum Behacken mit der Hand ausersehen; und der Saame ward, ebenfalls breitwürfig, eingeeggt.

— 3. wurde der Saame auf fünf Fuß breite Beete gestreut, und eine doppelte Reihe, jede einen Fuß weit von der andern, in lauter kleine einzelne Rücken getheilt.

— 4. wurde platt liegen gelassen, und in gleich weit (zween Fuß,) von einander abgesonderten Reihen mit der Säe-Maschine bepflanzet.

Am 15ten Julius wurden No. 2, 3, und 4 mit der Hand behacket; am 21sten wurde No. 3. mit dem Cultivator (oder kleinen Pfluge) behacket, mit dem ich eine Furche von den Pflanzen herabackern ließ. Am 23sten ließ ich wieder mit der Hand behacken, und die Pflanzen achtzehn Zoll weit von einander in die Reihen setzen. Am 6ten August ließ ich No. 2, 3, und 4 mit der Hand behacken.

Am

*) D. i. nicht mit der Säe-Maschine. Ueb.

Am 12ten ließ ich No. 3 abermals mit dem kleinen Pfluge behacken, wodurch die Erde wieder an die Pflanzen heran gezogen ward. Am 22sten ward ein abermaliges Behacken mit dem Cultivator vorgenommen, wodurch das vorige wieder umgekehrt ward. Am 2ten September geschah dieses noch einmal; und dadurch wurde die Erde an die Pflanzen zurücke gedrückt.

Zu Ausgange des nachmaligen März-Monates ließ ich No. 1. abbringen, und diese Aerndte auf einem Stücke trocknen Wiesen-Grundes ausbreiten. Darauf schickte ich, zufolge des Winkes, den ich bei dem vorigen Experimente bekommen hatte, funfzehn Schweine, die etwan drei Vierthel ihres natürlichen Wachsthumes erreicht hatten, auf das Feld: diese fielen dann mit heißhungriger Begierde über meinen Feld-Kohl her, und labten sich herzlich an ihrem Futter. Ich ließ ihnen weiter nichts zu fressen geben, und sie reichten damit gerade drei Tage.

No. 2. reichte sieben Tage zu ihrer Fütterung,
— 3. — zween Tage, und
— 4. — fünf Tage,

Die Schweine gedeihten trefflich bei diesem Futter; und sie ließen auch nicht ein Blättchen davon liegen, daß es ungenossen verdorben wäre.

Rech-

Rechnung über No. 1.

Kosten.

	Pf.	Sch.	St.
Sechs mal zu pflügen,	0	0	9
Drei mal zu eggen,	0	0	$0\frac{3}{4}$
Saame,	0	0	3
Zu säen,	0	0	$0\frac{1}{2}$
Abzubringen, wegzukarren und auszubreiten,	0	0	5
	0	1	$6\frac{1}{4}$
Hierzu die Pacht-Zinse, u. s. w.	—	2	$1\frac{1}{2}$
	0	3	$7\frac{3}{4}$

Ertrag.

	Pf.	Sch.	St.
Funfzehn Schweine drei Tage lang zu füttern, zu 3 Stüvern für das Stück auf die Woche,	0	1	$6\frac{3}{4}$
Kosten,	0	3	$7\frac{3}{4}$
Ertrag,	0	1	$6\frac{3}{4}$
	0	2	1

	Pf.	Sch.	St.			
Acker-Arbeit, zu 2 Schill. $5\frac{1}{4}$ Stüv.	0	1	$9\frac{3}{4}$			
Zu eggen, zu $4\frac{1}{2}$ Stüvern,	0	0	$1\frac{1}{2}$			
Wegzukarren, zu $6\frac{1}{2}$ Stüv.	0	0	$0\frac{3}{4}$			
				0	2	0
Verlust, 1 Pf. 12 Schill. 8 Stüver vom Morgen,				0	4	1

Rech-

Rechnung über No. 2.

Kosten.

	Pf.	Sch.	St.
Wie oben	0	1	$6\frac{1}{4}$
Zweimaliges Behacken zu 5 Schillings und zu 5 Schillings und 9 Stüv.	0	1	4
	0	2	$10\frac{1}{4}$
Pacht-Zinse u. s. w.	0	2	$1\frac{1}{2}$
	0	4	$11\frac{3}{4}$

Ertrag.

	Pf.	Sch.	St.
Funfzehn Schweine sieben Tage lang zu füttern,	0	3	9
Kosten,	0	4	$11\frac{3}{4}$
Ertrag,	0	3	9
	0	1	$2\frac{3}{4}$
Acker-Arbeit, u. s. w. wie oben,	0	2	0
Verlust, 1 Pf. 5 Schill. 10 Stüver vom Morgen,	0	3	$2\frac{3}{4}$

Rechnung über No. 3.

Kosten.

	Pf.	Sch.	St.
Sechs mal zu pflügen,	0	0	9
Drei mal zu eggen,	0	0	$0\frac{3}{4}$
Saamen,	0	0	1
Mit der Säe-Maschine zu arbeiten, zu $3\frac{1}{2}$ Stüvern,	0	0	$0\frac{1}{2}$
	0	0	$11\frac{1}{4}$

	Pf.	Sch.	St.
Transport	0	0	11¼
Drei mal mit der Hand zu behacken, zu 3 Schill. 6 Stüv. zu 3 Schill. und zu 2 Schill. 6 Stüv.	0	1	1½
Vier mal mit dem kleinen Pfluge zu behacken, zu 3 Stüv.	0	0	4
Abzubringen, wegzufahren, u. s. w.	0	0	4
	0	2	8¾
Pacht-Zinse,	0	2	1½
	0	4	10¼

Ertrag.

	Pf.	Sch.	St.
Funfzig Schweine zween Tage lang zu füttern,	0	0	11¼
Kosten	0	4	10¼
Ertrag	0	0	11¼
	0	3	11

	Pf.	Sch.	St.
Zu pflügen,	0	1	9¾
Zu eggen	0	0	1½
Mit der Säe-Maschine zu arbeiten, zu 3 Stüvern *),	0	0	0½
	0	1	11¾

Mit

*) Ich bediente mich zu diesem Experimente der Randal'schen Säe-Maschine (Randal's drill plough), und lasse hier aus meiner Rechnung noch gern die Repa-

	Pf.	Sch.	St.
Transport	0	3	11
Transport	0	1	11¾
Mit dem kleinen Pfluge zu arbeiten, zu 1 Schilling	0	0	6
Abzufahren,	0	0	0¾
	0	2	6¾
Verlust, 2 Pf. 11 Sch. 8 Stüv. am Morgen	0	6	5½

Reparatur-Kosten weg, die bei allen meinen Versuchen damit immer so stark gewesen sind, daß es schlechthin unschicklich von mir seyn würde, sie in Anschlag zu bringen. Gleichwohl ist es ein Artikel, der in einer genauen Rechnung keinesweges aus der Acht gelassen werden dürfte; zumal da ich keine einzige Säe-Maschine, (die im Societäts-Saale selbst nicht ausgenommen,) gesehen habe, die nicht unter den Händen roher Acker-Arbeiter augenblicklich in Stücken brechen würde. Hingegen sind die gewöhnlichen Pflüge allenthalben so stark gebaut, wie es die Hände, durch die sie gehen, erfordern: und so lange noch kein Säe-Pflug erfunden ist, der die Behandlung solcher Hände aushalten kann, so lange ist es auch nicht möglich, die neue Acker-Wirthschaft in Aufnahme zu bringen. Es kann aber auch schlechthin keine Methode der Ehre werth seyn, in Aufnahme zu kommen, so lange die Werkzeuge, mit denen sie getrieben wird, noch die Gebrechen aller bisher erfundenen Säe-Maschinen an sich haben.

Rechnung über No. 4.

Kosten.

	Pf.	Sch.	St.
Sechs mal zu pflügen,	0	0	9
Drei mal zu eggen,	0	0	$0\frac{3}{4}$
Saame,	0	0	2
Mit dem Cultivator zu arbeiten, zu $4\frac{1}{2}$ Stüv.	0	0	$0\frac{1}{2}$
Zweimal mit der Hand zu behacken, zu 4 Schill. 9 Stüvern, und zu 5 Schill. 3 Stüvern,	0	1	3
Abzubringen, wegzukarren, u. s. w.	0	0	5
	0	2	$8\frac{1}{4}$
Pacht-Zinse, u. s. w.	0	2	$1\frac{1}{2}$
	0	4	$9\frac{3}{4}$

Ertrag.

	Pf.	Sch.	St.
Funfzehn Schweine fünf Tage lang zu füttern,	0	2	6
Kosten,	0	4	$9\frac{3}{4}$
Ertrag,	0	2	6
	0	2	$3\frac{3}{4}$

	Pf.	Sch.	St.			
Zu pflügen, zu eggen, und wegzufahren, wie bei No. 1.	0	2	0			
Mit der Säe-Maschine zu arbeiten, zu $3\frac{3}{4}$ Stüvern,	0	0	$0\frac{1}{2}$	0	2	$0\frac{1}{2}$
Verlust, 1 Pf. 14 Schill. 2 Stüv. am Morgen				0	4	$4\frac{1}{4}$

Recapitulation.

	Pf.	Sch.	St.
No. 1. Breitwürfig unbehackt; Verlust an jedem Morgen,	1	12	8
— 2. Deßgleichen, aber behackt, Verlust,	1	5	10
— 3. Mit dem kleinen Pfluge behackt, Verlust,	2	11	8
— 4. Mit der Säe-Maschine in gleich weit von einander abstehenden Reihen bearbeitet, Verlust,	1	14	2

Aus diesem Ueberblicke lassen sich die verhältnißmäßigen Vortheile (oder vielmehr Nachtheile) dieser Behandlungs-Arten mit ziemlicher Sicherheit erkennen.

Bemerknngen.

Der schlechte Erfolg dieses Experiments ist mehr als Einer Ursache beizumessen; der Geringfügigkeit der Aerndten in Ansehung der Quantität, und dem Umstande, daß diese Pflanze, (der Feldkohl,) nicht von so substanziöser Beschaffenheit ist, daß es sich damit in der Fütterung des Viehes weit bringen ließe: und gleichwohl denke ich, 3 Stüver eine Woche lang sei immer ein guter Preis für Schweine, die noch zunehmen, wenn sie bis etwan zu zehn (Englischen) Steinen am Gewichte (von 14 Pfunden) herangewachsen sind. Nach dem Anblicke des

Fel-

Feldes zu urtheilen, hätte ich meinen sollen, daß die Aerndte auf dem breitwürfig behackten Stücke besser ausfallen müßte, als wirklich geschah: aber sie hatte doch bei weitem nie ein so gutes Ansehen, wie das 3te Experiment. Mag man sich aber von dem Feldkohl oder der Kohlsaat eine Vorstellung machen, was für eine man will, so ist doch der vergleichende Theil daran sehr entscheidend: die Säe-Maschine dabei zu brauchen, ist augenscheinlich eine untaugliche Art, Feldkohl zu bauen; und das Behacken der Pflanzen mit dem kleinen Pflug oder Cultivator ist über alle Maaßen nachtheilig, weil die Kosten überaus hoch, und noch schlimmer, als ganz ohne Nutzen, sind. Die Schönheit und anscheinende Menge der Pflanzen in diesen Reihen war groß; aber die vorzügliche Quantität der andern hielt diesem Umstande noch mehr als die Waage.

Fünftes Experiment.

Cultur, Kosten, und Ertrag von einem halben Morgen, in drei Abtheilungen, 1767.

Der Boden, die Lage, u. s. w. waren von gleicher Art, wie im vorigen Experiment.

Cultur.

Dieses Stück bekam seine erste Acker-Arbeit im Oktober 1766. Im November ward es abermals gebrochen. Die dritte Bearbeitung wurde demselben im folgenden März-Monate, die vierte zu Anfange

fange des Aprils, und die fünfte zu Ausgang eben dieses Monats gegeben, worauf es auch geeggt ward. Am 6sten Mai pflügte und eggte ich es nochmals. Am 16ten eggte ich es aufs neue. Am 28sten pflügte ich es zum letztenmale, zerschlug es in drei Abtheilungen, und eggte das Ganze. Am 29sten besäete ich

No. 1. breitwürfig mit Feldkohl,

— 2. breitwürfig mit Rüben, und

— 3. wurde mit Kraut (oder Kopf-Kohl)

von der Battersea-Sorte, in Reihen vier Fuß weit, und innerhalb der Reihen selbst drei Fuß weit von einander bepflanzet, wozu die Pflanzen vorher im Garten gezogen worden waren.

Am 15ten Junius wurden alle drei Abtheilungen mit der Hand behacket. Am 27sten ließ ich das Kohl-Stück mit dem kleinen Pfluge, die Rüben hingegen und den Feldkohl abermals mit der Hand behacken. Am 18ten Julius wurde das Behacken mit dem Cultivator zum zweiten, und am 28sten zum dritten male vorgenommen. Am vierten August behackte ich die drei Abtheilungen nochmals mit der Hand, und am 6sten August wurde der kleine Pflug ebenfalls noch einmal zum Behacken gebrauchet. Alle drei Abtheilungen standen in ungemein großem Flor.

Am

Am 5ten Oktober ließ ich alles, was in den drei Abtheilungen gewachsen war, abbringen, und wog den Ertrag.

	Tonn.	Ctnr.	Pf.
No. 1. wog 17 Centner, oder vom Morgen	5	0	0
— 2. — 3 Tonn. und 13 Ctnr.	21	18	0
— 3. — 4 — — 13. —	27	18	0

Die ganze Aerndte von diesem Acker-Stücke ward unter ein Paar große Ochsen und ein Paar Gölte-Kühe auf einem abgewaideten Anger verfüttert.

	Pf.	Sch.	St.
No. 1. ernährte sie zween Tage lang, welches, zu 5 Schill. auf die Woche für die beiden Ochsen, und zu 3 Schill. und 6 Stüvern für die beiden Kühe, an die 2 Schillinge und 6 Stüver beträgt, oder, auf den Morgen	0	15	0
No. 2. ernährte sie eine Woche lang, welches, nach obigen Preisen, auf 8 Schillinge und 6 Stüver hinauf läuft, oder, auf den Morgen	2	11	6
No. 3. ernährte sie gerade anderthalbe Wochen, welches, zu obigen Preisen, 1 Pfund 1 Schilling und 3 Stüver beträgt, oder, auf den Morgen	6	7	6

Rech-

Rechnung über No. 1.

Kosten.

	Pf.	Sch.	St.
Sieben mal zu pflügen,	0	1	2
Vier mal zu eggen,	0	0	1
Saamen,	0	0	2
Zu säen,	0	0	0½
Zwei mal mit der Hand zu behacken, zu 6 Schill. und zu 5 Schill. für den Morgen,	0	1	10
Abzubringen, wegzukarren und auszubreiten,	0	0	6
	0	3	9½

	Pf.	Sch.	St.
Kosten	0	3	9½
Pacht-Zinse, u. s. w.	0	2	10
	0	6	7½

Ertrag.

	Pf.	Sch.	St.
Fütterung, wie obgedacht,	0	2	6
Kosten	0	6	7½
Ertrag	0	2	6
	0	4	1½

	Pf.	Sch.	St.
Acker-Arbeit, zu 2 Schill. 5¼ Stüv.	0	2	10
Eggen, zu 4½ Stüvern,	0	0	3
Wegzuschaffen, zu 6½ St.	0	0	1
	0	3	2
Verlust, 2 Pf. 3 Schill. und 9 Stüv. am Morgen,	0	7	3½

Rech-

Rechnung über No. 2.

Kosten.

	Pf.	Sch.	St.
Sieben mal zu ackern,	0	2	1
Vier mal zu eggen,	0	0	1
Saame,	0	0	1½
Einzusäen,	0	0	0½
Zwei mal mit der Hand zu behacken, zu 4 Schill. und zu 2 Schill. 6 Stüv.	0	1	1
Abzubringen und fortzuschaffen, zu 5 Schill. vom Morgen,	0	0	10
	0	3	4
Pacht-Zinse,	0	2	10
	0	6	2

Ertrag.

	Pf.	Sch.	St.
Fütterung, wie obgedacht,	—	8	6
Kosten,	—	6	2
	0	2	4

	Pf.	Sch.	St.			
Acker-Arbeit,	0	2	10			
Eggen,	0	0	3			
Abzufahren, zu 3¼ Stüv. vom dreispännigen Karren,	0	1	0½			
				0	4	1½
Obiger Ueberschuß				0	2	4
Profit, 10 Schilling 9 Stüver vom Morgen				0	1	9½

Rech-

Rechnung über No. 3.

Kosten.

	Pf.	Sch.	St.
Sieben mal zu pflügen,	0	1	2
Vier mal zu eggen,	0	0	1
Saamen, zu 5 Schillingen	0	0	10
Die Saamen-Beete zu graben, und zu säen,	0	0	2
Zu pflanzen, zu 5 Schillingen,	0	0	10
Zwei mal mit der Hand zu behacken, zu 5 und zu 2 Schillingen,	0	1	2
Zwei mal mit dem kleinen Pfluge zu behacken, zu 9 Stüv.	0	0	6
Zu schneiden und abzuführen, zu 5 Schillingen,	0	0	10
Pacht-Zinse, u. s. w.	0	2	10
	0	8	5

Ertrag.

Fütterung, wie obgedacht,	1	1	3
Kosten,	0	8	5
	0	12	10

	Pf.	Sch.	St.			
Acker-Arbeit,	0	2	10			
Eggen,	0	0	3			
Vier mal mit dem Cultivator zu behacken, zu 1 Schill. 2½ Stüvern,	0	0	9½			
Abzuführen, zu 3¾ Stüv.	0	1	5½			
				0	5	4
Profit, 2 Pfund und 5 Schill. vom Morgen,				0	7	6

Ver-

Vergleichung.

	Pf.	Sch.	St.
Profit am Kraut (oder Kohl)	2	5	0
Verluſt an den Rüben,	0	10	9
Kraut alſo beſſer um	2	15	9
Profit am Kraut oder Kohl,	2	5	0
Verluſt an der Kohl-Saat,	2	3	9
Kraut alſo beſſer um	4	8	9
Verluſt an der Kohl-Saat	2	3	9
Deßgleichen an den Rüben	0	10	9
Rüben alſo doch beſſer um	2	14	6

Bemerkungen.

Der Verluſt an dieſer Rüben-Aerndte wird vielleicht viele Mitglieder der Geſellſchaft Wunder nehmen: aber mich dünkt, die gewöhnliche Vorſtellung von vortheilhaften Aerndten ſey, (wie die meiſten andern gewöhnlichen Vorſtellungen in landwirthſchaftlichen Dingen,) nicht ſelten aus Mangel an genau gemachten Rechnungen ſehr trüglich. Ich habe jedoch viel ſtärkere Aerndten und viel höhern Ertrag, als er dieß mal war, gehabt, und habe es damit bei der Stall-Fütterung *) viel weiter gebracht. Der Nutzen von der Verbeſſerung des Waide-

*) Die Stall-Fütterung iſt alſo doch in England nicht ſo ſehr unbekannt, wie Hr. Dr. Thaer vorgiebt — ob ſie gleich eben nicht ſehr gewöhnlich ſeyn mag.

Ueb.

Waide-Grundes läßt sich nicht mit in Anschlag bringen.

Die Kohl-Saat macht hierbei eine ziemlich unbedeutende Figur. Der gemeine Kopf-Kohl kam einigen andern Aerndten, die ich zu mancheu Zeiten gehabt habe, nicht bey; aber er übertraf doch die andern Gewächse bey weitem.

Alle diese drei Aerndten würden stärker geworden seyn, wenn sie länger stehn geblieben wären, (ob sie wohl sehr zeitig gesäet waren;) aber die Vergleichung bleibt immer, wie vor und nach. Jedoch würde der Kopf-Kohl eher aufgehört haben, zuzunehmen, als die beiden andern.

Um zu erfahren, welche von diesen Futter-Arten dem Rindviehe die angenehmste wäre, nahm ich einen Kraut-Kopf, drei Rüben, und ein Bund Kohl-Saat, und legte alle drei einer andern Kuh vor. Das Thier beroch sie alle, und biß darauf eine Rübe an; sodann biß sie in den Kohl-Kopf, und zehrte ihn rein auf; hierauf verzehrte sie auch die Rüben, und zuletzt den Feld-Kohl.

Ich melde dieß keinesweges als einen überzeugenden Bericht, sondern bloß als einen Wink, der sich weiter nutzen lassen dürfte.

Schlüsse,

Schlüsse,

die sich aus obigen Experimenten ziehen lassen.

1. Kohl-Saat oder Feld-Kohl ist ein nahrhaftes und gesundes Futter für Ochsen, Kühe, Schafe und Schweine.

2. Allein die Ertrags-Quantität dieses Gewächses ist (bei obbeschriebener Behandlung) unbedeutend, und langt, über Bausch und Bogen gerechnet, nicht hin, den Cultur-Kosten die Waage zu halten.

3. Die beste Cultur-Art besteht darinnen, daß man dieses Gewächs breitwürfig säet, und es mit der Hand behackt, wie bei der Rüben-Wirthschaft: ohne Behacken ist es noch viel geringfügiger; und es mit der Säe-Maschine zu bearbeiten und mit dem kleinen Pfluge zu behacken, lohnt weder Kosten, noch Mühe.

4. Die Rüben haben sowohl in der Quantität ihres Ertrages, als im Werthe desselben, bei weitem den Vorzug.

5. Und Kraut oder Kopf-Kohl übertrifft es ohne allen Vergleich.

Anmerkungen zur Zugabe.

Kohl-Saat macht unter den gewöhnlichen Feld-Früchten, die wir in England kennen, eine der vortheil-

theilhaftesten aus; es kann also wohl diesem oder jenem ehrlichen Mann ein wenig seltsam vorkommen, wie einer Schrift, worinnen bewiesen wurde, daß die Kohl-Saat nichts tauge, ein Belohnungs-Preis zuerkannt werden durfte. Diese Umstände, die dem Anscheine nach gar nicht zusammen-stimmen, erfordern ein Paar Worte zur Erläuterung.

Die Gesellschaft verlangte nicht überhaupt eine Beschreibung der vortheilhaftesten Cultur des Feld-Kohls, sondern sie machte denen, die Anspruch auf den Preis machen wollten, mit ausdrücklichen Worten eine eigne Pflicht zur Bedingung, indem sie die Worte anhieng, zum Futter für Rind- und Schaf-Vieh. Mithin war die Cultur des Feld-Kohls überhaupt eine ganz andre Sache, als die von der Gesellschaft namentlich angedeutete Anwendung dieses Gewächses.

Feld-Kohl ist, wie ich gesagt habe, eine überaus vortheilhafte Frucht. — Dieß ist sie unfehlbar; aber nur nicht zum Vieh-Futter: und ich hätte mir auch nicht vorstellen können, daß sich jemand einfallen ließe, ihn in dieser Hinsicht mit den Rüben in Vergleichung zu stellen. Der Profit von der Feld-Kohl- oder Kohl-Saat-Aerndte beruht auf dem Saamen, welcher die Valuta jeder Futter-Art für das Vieh, die sich daraus ziehen läßt, fünf und mehr mal übersteigt.

Ich

Ich habe in vielen Gegenden von England Nachfrage nach der Cultur dieser Pflanze gehalten, und gefunden, daß die Haupt-Absicht, warum sie gebaut wird, ziemlich allenthalben lediglich auf den Saamen gehe; ja daß die Leute in den mehresten Gegenden ganz und gar keinen Gedanken daran haben, diese Pflanze zu verfüttern; und daß sie es in andern, wo diese Fütterungs-Art wirklich vorkömmt, bloß aus eben dem Grunde thun, aus dem auch hin und wieder die Waizen-Aerndte abgewaidet wird. Die Landwirthe befinden sich dann und wann einmal wegen grüner Fütterung in Nöthen, und schicken deßhalb ihr Vieh auf ihre Waizen- und Kohl-Saat-Felder, (an vielen Orten schlechterdings wider ihre eigne Ueberzeugung in Rücksicht auf die Frucht allein,) und nicht etwan, weil die gedachten Früchte zu diesem Zwecke gesäet wurden, sondern aus Noth, um dem Viehe, wenn es am Hunger-Tuche nagt, Futter zu schaffen.

Einige sehr gescheute Landwirthe, die in der Cultur des Feld-Kohls eine vieljährige Erfahrung besitzen, und mit denen ich aus der Sache gesprochen habe, versicherten mich, wenn der Feld-Kohl in dem Falle, da es an Futter fehlte, verfüttert würde; so geschehe es immer erst, nachdem die Rüben völlig aufgezehrt wären, weil doch die Saamen-Aerndte gewaltig darunter litte — und zwar zu einem viel höhern Belaufe litte, als die mit der Kohl-Saat gefütterten Schafe selbst werth wären.

Einige

Einige von ihnen haben mir gesagt, sie hätten zuweilen die Kohl-Saat zeitig abwaiden lassen, und sie glaubten, daß der Saame dabei nichts gelitten hätte. Jedoch erwähnten sie dieses nur als einen Zweifel.

Wenn aber die Pflanze zu eben dem Zwecke, wie die Rüben, angewandt, und mit diesen zu einerlei Zeit verfüttert wird; so hat die Cultur derselben, nach der einstimmigen Meinung aller Landwirthe in England, gar keinen Werth, indem sie bei weitem nicht die Quantität Futters, welche die Rüben hergeben, ausliefert, und sich dann in keiner einzigen Hinsicht noch so gut bezahlt macht, wie die Rüben.

Was den Anbau der Kohl-Saat, lediglich zum Futter im April und Mai betrifft, wo sie in die Stelle der dann überall schon verzehrten Rüben treten soll, so giebt es dawider einen wichtigen Grund, welcher darinnen besteht, daß sie nicht viel Futter am Gewichte von dem Morgen Landes hergiebt. Ich weis sowohl aus meiner eignen, als aus andrer Landwirthe Erfahrung, daß das Gewichte dieses Futters, in Vergleichung mit den Rüben und dem Kopf-Kohl, u. s. w. nicht viel, ja, ich getraue mich zu sagen, nicht den achten Theil davon beträgt. Folglich müßte viel Land zu diesem Futter-Bau verwendet werden; und was für Gersten- oder Hafer-Aerndten werden wohl nach der erwähnten Jahres-Zeit noch gehofft werden dürfen? Die Ein-

saat wird im Mai geschehn: nun liegt nichts daran, zu fragen, wie es mit der Cultur oder allen übrigen Umständen werden könne; denn es ist offenbar genug, daß die Sommer-Frucht durch späte Einsaat zu Grunde gerichtet werde. Hieraus fließt nothwendig, daß ein Futter, welches für das Frühjahr erbauet wird, auf einem kleinen Striche Landes eine große Quantität ausliefern müsse, wenn der Landwirth diesen Schaden nur in geringer Maaße fühlen soll. Folglich kömmt Kraut, welches auf Einem Morgen so viel Futter trägt, als Kohl-Saat jemals auf sechsen tragen kann, der gewünschten Absicht offenbar ohne allen Vergleich näher.

Das Bedürfniß, ein Frühlings-Futter zu gewinnen, welches in die Stelle der Rüben treten kann, ist äußerst wichtig; und England ist der Societät vielen Dank dafür schuldig, daß sie diesem Gegenstand ihre Aufmerksamkeit gegönnt hat: aber wie auch der Erfolg ausfallen mag, so darf der Punkt einer späten Sommer-Saat nie aus der Acht gelassen werden. Denn wenn Gerste und Haser durchgängig, oder doch meistens, so spät gesäet werden; so kann bei weitem mehr an Einer Frucht verlohren gehn, als an der andern zu gewinnen steht. Ist demnach das Futter eine Feld-Frucht; so muß es von solcher Art seyn, daß der Morgen eine große Quantität davon ausliefert; und in diesem Falle würde die beste Wirthschafts-Art seyn, daß man

alle

alle Jahr eine gesetzte, der Schäferei angemessne Anzahl von Morgen Landes mit einer und eben derselben Pflanze besäete. Gesetzt, dieses wäre Kopf-Kohl; so würde Eine Aerndte davon gerade zu der Zeit abgebracht werden können, wo das Land zugerichtet werden soll, die Pflanzen einer andern aufzunehmen.

Wo Buchwaizen gebaut wird, da ist wider späte Einsaat nichts einzuwenden: allein diese Pflanze ist ein viel zu wenig bedeutender Gegenstand, als daß ich mich dabei aufhalten könnte.

Genug von dem Unterschiede zwischen dem Anbau der Kohl-Saat überhaupt, und der Anwendung derselben zum Vieh-Futter insonderheit. Das sind ganz verschiedne Dinge, von denen keines mit dem andern verwechselt werden darf. —

Noch ein Punkt, dessen hier Erwähnung gethan werden muß, ist, daß der Societät mißlungene Versuche vorgelegt werden.

Man kann vielleicht sagen, Preise würden für Verbesserungen, und nicht für Beschreibungen einer schlechten Wirthschaft ausgeschrieben: aber ich muß mir die Erlaubniß ausbitten, andrer Meinung zu seyn. Wenn Preise für den Anbau von Gewächsen, die nicht allgemein-vortheilhaft sind, ausgeschrieben werden; so ist es wahrhaftig eben so

zu sagen, wo der Anbau schädlich, als wo er wohlthätig sey. Es muß uns erlaubt seyn, zu glauben, daß eine so einsichtsvolle Societät nicht Preise für eine Sache ausschreiben würde, die nicht auf jedem Boden gerathen kann. Aber gesetzt, die angegebene Cultur könnte auf gewissen Arten des Bodens gerathen; hat es nicht für jedermann seinen guten Nutzen, zu erfahren, ob sie für seinen Boden gut oder nicht-gut sey? Ist es nicht sehr nützlich, zu wissen, daß Kohl-Saat, zum Beispiel in nassem, lehmigen Lande nicht fortkömmt? Dadurch werden ja andre Leute, die dergleichen Boden haben, vor vergeblichen Kosten gewarnt. Es ist ohne Widerrede gerade eben so nützlich, aus Experimenten zu beweisen, daß Rüben in meinem Lehm-Boden nicht fortkommen, als zu behaupten, daß Waizen in meinem groben Sand-Boden gedeihe. Es kann keine albernere Vorstellung geben, als den Werth und Nutzen von Experimenten nach ihrem Erfolge zu würdern. — Die Societät schreibt alle Jahre goldne Denk-Münzen für Berichte von Gersten- und Hafer-Bau aus, der mit dem Cultivator getrieben worden ist. — Soll sie diese Preise nicht eher zutheilen, als bis ihr glücklich ausgefallene Versuche berichtet werden?

C. A. W.

IV.

IV.

Nutzen der Siede bei der Vieh-Fütterung. Aus des Grafen Benjamin von Rumford politisch-ökonomisch- und philosophischen Schriften mitgetheilt.

Es ist eine bekannte Sache, daß die Kartoffeln, mit denen man Schweine füttert, viel nahrhafter für dieses Thier sind, wenn man sie ihm gekocht, oder doch mit siedendem Wasser eingebrüht zu fressen giebt, als wenn es solche roh verzehren muß; und seitdem man die neue Manier, das Rindvieh zu füttern, bei der man selbiges das ganze Jahr hindurch in den Ställen eingesperrt hält, (eine Methode, die itzt in vielen Gegenden des deutschen Reichs immer mehr und mehr in Gebrauch kömmt,) eingeführt hat, sind schon beträchtliche Fortschritte in der Kunst, dieses Vieh mit gutem und gedeihlichem Futter zu versehn, besonders darinnen gethan worden, daß man dem Viehe sein Futter mit einer Art von Kocherei zurichtet. Eben diesen neuen Einrichtungen hat man es auch höchst wahrscheinlicher Weise zuzuschreiben, daß die Stall-Fütterung in diesem Reiche so durchgängig Beifall gefunden hat, und so häufig eingeführt worden ist.

Bei

Bei den Land-Leuten, welche Ochsen zum schlachten mästen oder Melke-Kühe halten, ist es in Deutschland schon lange üblich gewesen, daß sie ihnen häufig ein Futter geben, welches sie Siede oder Gesott nennen: dieses ist eine Art von Suppe, die in verschiedenen Gegenden des Reichs, und nach den verschiedenen Jahres-Zeiten, auf unterschiedliche Art zugerichtet wird, je nachdem ein oder der andere von den Artikeln, die gelegentlich zu deren Bereitung gebrauchet werden, mehr oder weniger vorräthig ist, und nachdem auch die Wirthschafterinnen dieses oder jenes nach Belieben dazu wählen. Viele Vieh-Mäster machen ein großes Geheimniß aus der Composition ihrer Sieden; und manche, von denen ich es selbst weis, treiben ihre Künstelei hierinnen so weit, daß sie wirklich Branntwein, freilich in geringen Quantitäten, darein thun; auch behaupten sie, ihren Vortheil bei der Zumischung dieses eben nicht gar wohlfeilen Ingrediens gefunden zu haben.

Die Artikel, die hierzu gewöhnlicher Weise gebrauchet werden, bestehen in Spreu, Ueberkehr, zu Häckerling geschnittenem Futter-Stroh und Grummet, in Kleien, Träbern, gestampften Kartoffeln, gestampften Rüben, Möhren, Kraut-Strünken, Kraut-Blättern, Rüben-Kräutige, Rüben-Schaalen, in Roggen-Gersten- und Haser-Schrot, nebst einer reichlichen Quantität Wassers.

Von

Von diesen Dingen werden dann und wann zwei oder drei oder auch mehrere zusammen gemengt, und daraus eine Siede bereitet. Uebrigens mögen aber die Ingredienzien, aus denen man die Siede macht, bestehn, worinnen sie wollen, so wird jedesmal so viel Salz darein gethan, als nöthig ist, sie schmackhaft zu machen.

Diese Methode, das Rindvieh mit einem angebrühten flüssigen Gemenge zu füttern, ist vermuthlich nichts weniger, als neu; aber die Manier, wie solche Sieden itzt in Deutschland zugerichtet werden, ist, so viel ich weis, noch ganz neu, und dient zu einem Beweise, daß das Futter durch das Anbrühen und Kochen wirklich nahrhafter wird.

Vor diesem wurde dergleichen Suppe dem Viehe kalt in steinerne Tröge gegeben: man hat aber in der Folge entdecket, daß sie merklich nahrhafter für das Vieh wäre, wenn sie ihm warm angerichtet wird; und die Zurichtung derselben ist an vielen Orten neuerlich zu einem regelmäßigen Küchen-Geschäfte geworden. Man hat daher bei großen Holländereien eigne Küchen gebaut, große Koch-Kessel angeschaft und sie eingemauert, bloß um Siede für das Vieh in den Ställen zuzurichten; und es haben mich nicht nur viele sehr einsichtsvolle Landwirthe, bei denen diese neue Fütterungs-Art eingeführt ist,

ver-

versichert, daß dieselbe in der That überaus vortheilhaft sey, sondern ich bin auch selbst durch meine eigne Erfahrung überzeuget worden, daß das Futter-Gemenge offenbar viel nahrhafter werde und dem Viehe viel besser bekomme, wann es eingebrüht, als wann es roh und kalt ist; und daß sowohl die Feuerungs-Kosten, als die Mühe, die es erfordert, solche Sieden zuzurichten, gar reichlich durch die Vortheile vergütet werden, die aus dieser Zurichtung des Futters erwachsen. Ja, wir finden es sogar überaus nützlich, wenn wir das Futter nicht bloß einbrühen, sondern es eine beträchtliche Zeit lang, als zum Beispiele zwo bis drei Stunden über, eigentlich kochen lassen, indem das Futter immer besser, schmack- und nahrhafter wird, je sorgfältiger man es gahr gekocht hat. —

Ich kann die Materie von der Vieh-Fütterung nicht abbrechen, ohne noch mit ein Paar Worten eines andern Gebrauchs zu gedenken, der bei den gescheutesten Landwirthen in unserm Baiern eingeführt ist, und der, meines Erachtens, bekannter zu werden verdient. Sie schneiden nämlich den grünen Klee, mit dem sie ihr Vieh füttern, auf der Futter-Bank klein, und mengen ihn mit einer beträchtlichen Menge von Häckerling zusammen; wie sie denn behaupten, dieses saft- und kraft-volle Futter-Kraut sei so schleimig, daß das Vieh, welches damit gefüttert wird, solches nicht gehörig wie-

wiederkäuen könne, wenn man es nicht mit Häckſel anmengte. Das gewöhnliche Verhältniß des Klees zum Stroh-Häckſel iſt, wie zwei zu eins.

C. A. W.

V.

Ob die Kunſt, Ableger zu machen, dem natürlichen Schwärmen der Bienen inſonderheit bei gewiſſen Jahren nicht vorzuziehen ſeyn dürfte? Von J. G. Lukas.

Da jetzt die Vermehrung der Bienen auf zweierlei Art, nehmlich durch die Ablegerkunſt und durch das natürliche Schwärmen geſchehen kann, ſo iſt es zur Zeit doch noch eine Frage: ob man die eine Art der Vermehrung der andern mit völligem Rechte vorziehen könne oder nicht. Es hat von beiden Arten immer Liebhaber und Partheigänger gegeben, die theils die Vortheile von beiden Arten der Vermehrung richtig angegeben, theils aber auch beſtritten haben. Da ſich aber die angezeigten Vortheile einander immer wieder aufwogen, ſo iſt es auch noch nie bis zu einer beſtimmten Entſcheidung gekommen. Da jedoch die Bienenzucht nicht von allen Bienenwirthen auf einerlei Art und Weiſe, ſondern von einis

gen magazinmäßig, von den mehresten aber einfach behandelt wird, so hat sich auch die zweifache Vermehrung vermittelst der zweifachen Behandlungsart größtentheils selbst entschieden. Bei der einfachen Bienenzucht, wo es an Schwärmen gemeiniglich nicht fehlt, ist das natürliche Schwärmen das eigentliche und gewöhnlichste Mittel der Vermehrung; bei der Magazinbienenzucht, wo die natürlichen Schwärme seltsam sind, mußte nothwendiger Weise die Ablegerkunst desto fleißiger geübet werden.

So viel hat indessen mit allem Recht bei der einfachen Bienenzucht das natürliche Schwärmen vor der Ablegerkunst zum Voraus, daß sie dem gemeinen Volksunterricht allemal eher angemeßner, als jene Kunst ist, indem kaum der zehnte Mann unter gemeinen Leuten die zur Ausübung der Kunst erforderliche Geschicklichkeit besitzet, oder die nöthige Zeit darauf verwenden kann. Aber daraus folgt bei weitem noch nicht, daß diese unschätzbare Kunst von einem Jeden allgemein vernachlässiget werden müsse. Die Kunst an und für sich betrachtet, ist für die Bienenzucht durchaus nützlich und empfehlungswürdig; nur die ungeschickte Anwendung derselben ziehet, durch die Schuld desjenigen, der sie entweder nicht recht versteht, oder am unrechten Orte oder wohl gar zur unrechten Zeit ausübet, der Bienenzucht Nachtheil zu.

Es hat ja mit dem natülichen Schwärmen eben dieselbe Beschaffenheit, wenn bei manchen Jahren

die

die Bienen in Ansehung ihrer Vermehrung der Natur überlassen bleiben: entweder sie schwärmen zu viel oder zu wenig; oder sie schwärmen auch wohl gar nicht, da sie doch zur rechten Zeit hätten schwärmen können. Wer weis es aber nicht, daß jeder von den angeführten Fällen der Bienenzucht allemal nachtheilig wird?

Ob auch schon das natürliche Schwärmen der Bienen von der Kunst, Ableger zu machen, durch die obbeschriebene zweifache Behandlungsart natürlicher Weise unterschieden bleiben muß: so dürfte es meines Erachtens doch nicht vergeblich und ohne Nutzen seyn, wenn es der Lauf der Natur zu verkündigen schiene, daß bei aller Honigtracht die einfache Bienenzucht doch keine oder nur wenige Schwärme zu hoffen habe, man zu solchen Zeiten die Ablegerkunst der natürlichen Vermehrung durchs Schwärmen verzöge. Denn wenn wirkliche Beweise vorhanden sind, daß es vortheilhafter ist, wenn man bei der einfachen Bienenzucht seine Bienen durch die Ablegerkunst vermehret, als daß man sie, nachdem sie ihre Behältnisse vollgebauet haben und doch nicht schwärmen, müßig liegen läßt; so sehe ich gar nicht ein, warum man mit der Vermehrung nicht eine Ausnahme machen sollte.

Unter den Bienen-Autoren kenne ich zur Zeit weiter noch keinen, der in Absicht der doppelten Art der Vermehrung vorurtheilsfreier gedacht und geschrie-

schrieben hätte, als der Herr Commissionsrath Riem *) in der dritten Auflage seiner Fundamentalgesetze §. 55. gethan hat. Hier sind seine eigenen Worte;

„Ob das natürliche Schwärmen dießfalls dem gezwungenen vorzuziehen sey, möchte eine Frage seyn. In gewissem Sinne genommen, kann das freiwillige dem gezwungenen vorzuziehen seyn; nehm-

*) Die wahren Verdienste dieses würdigen Mannes müssen nicht wegen des Tadels der Eigenliebe, die ihm von manchen seiner Recensenten seiner Schreibart zufolge schuld gegeben wird, verkannt werden. Wer diesen gutmüthigen Mann nur erst persönlich kennen gelernt hat, der wird sich von ihm eines ganz andern überzeugen können. Falls er nun ja in seinen Schriften schiene sich in etwas verdächtig gemacht zu haben, welches aber gewiß weiter nichts ist, als daß er seine vielfältigen gemachten praktischen Erfahrungen aus brennendem Eifer und herzlicher Theilnahme am allgemeinen Wohl einem Jeden wünschte gleichsam einzuverleiben; so läßt er ja auch eben sowohl eine ausgezeichnete Bescheidenheit in allen seinen Schriften blicken. — Wie können aber stolze Eigenliebe und die anständigste Bescheidenheit in einem Subjekte beisammen vereiniget seyn? — Wem es ja an Beweisen seiner rechtschaffenen Tugend fehlen sollte, dem will ich solche in Menge, sowohl aus seinen Schriften, als auch andern Thatsachen vor Augen legen. Und — ich will nicht sagen, daß er wohl von manchem getadelt wird, der erst von ihm das gelernet hat, was er tadelt!!! L.

nehmlich wenn die Schwärme zu rechter Zeit kommen. In diesem Falle sind sie nützlich und gereichen zugleich zum Vergnügen. Wenn sie aber, wie oft geschiehet, drei oder mehrere Wochen wie ein Bär am Flugloche vorliegen, und manchmal spät, oft aber auch gar nicht schwärmen, dann ist das Aufpassen eine verdrüßliche Sache, und die vorliegenden Bienen faullenzen zu des Eigenthümers Schaden; da sie während dieser Zeit bei dem gezwungenen Ablegern bereits noch einen Korb hätten vollbauen können."

Bei dem Beispiel der Bienen im heurigen Jahre dürfte wohl vielleicht die Wahrheit dieses letztern Satzes manchem aufmerksamen Beobachter der Dinge in die Augen fallen. Aus der Erfahrung hat er zugleich sehen können, daß der Mangel an Honigtracht die Ursache nicht war, warum die Bienen nicht so fleißig schwärmten, als wie sie andere Jahre zu thun pflegen. Da er nun ferner wird gesehen haben, daß auch diejenigen Bienen, die nach vollgebaueten Behältnissen nicht schwärmten, größtentheils bei der schönsten Tracht müßig liegen blieben, wenn sie nicht etwa magazinmäßig ihre Behältnisse erweitert bekamen; so ist nicht zu zweifeln, daß es ihm unter solchen Umständen auch einleuchtend seyn muß, wie bei ähnlichen Jahrgängen die Ablegerkunst auch bei der einfachen Bienenzucht dem natürlichen Schwärmen mit Recht vorzuziehen ist.

Dieß

Dieß ist freilich wahr: wird mancher sprechen; aber wer sagt es denn zum Voraus, daß die Bienen nicht schwärmen, sondern müßig liegen bleiben werden? Hierauf dienet zur Antwort: Erstens, da es nun ganz ausgemacht wahr ist, daß die Bienen müßig liegen bleiben, wenn ihr Behältniß vollgebauet ist und sie nicht schwärmen können, so muß man, wenn die Tracht nicht schon zu Ende gehen sollte, auch nicht gern einen Tag versäumen, wo man nicht entweder sogleich ihnen ihr Behältniß vergrößerte oder einen Ableger von ihnen machte; zweitens, weil die Erfahrung lehret, daß, wenn wir in der Schwärmzeit immer herrschenden Nordwind behalten, die Bienen sich zum Schwärmen nur sehr schwer bringen lassen; so ist nöthig, daß man bei solchen Jahreszeiten, sobald man dieß an der Witterung bemerken sollte, von der allgemeinen und natürlichen Gewohnheit abgehet, und sich im Gegentheil bei seiner Bienenzucht, theils auf Magazine, theils aber auch auf Ableger befleißige.

Es ist dieß ein ganz falscher Grundsatz, den manche angenommen haben und dabei hartnäckig stehen bleiben, wenn sie die Bienen bei solchen Jahren, wo die Witterung ihrer Schwärmlust ganz zuwider ist, mit Gewalt zum Schwärmen zwingen und sonst mit ihnen auf keine andere und zweckmäßigere Behandlungsart eingehen wollen. Die Folge ist, daß sie, wenn sie ja allenfalls nicht müßig blei-

ben wollen, entweder außer ihren Behältniß anbauen; oder, nach und nach abspielen und bei den benachbarten Stöcken, wenn diese zum Bauen noch Raum übrig haben, mit eingehen; oder sich einander selbst von Zeit zu Zeit wieder vertilgen.

Andere behaupten: man müsse der Natur ihren freien Lauf lassen; sie beobachte allemal den geraden Weg, und thue nichts, als was zum Besten der Bienenzucht gereiche. Dieser Grundsatz scheint ganz gut zu seyn, aber nur für solche Jahre zu passen, wo für die Bienen nur sparsame Tracht zu haben ist. Wenn es aber an der Tracht nicht fehlet, so sehe ich gar nicht ein, warum man, dem Eigenthümer der Bienen zum Schaden, der Natur freien Lauf lassen sollte.

Ich werde es also jetzo dabei bewenden lassen, daß das Ablegermachen unter den Händen des Kunstverständigen für die Bienenzucht eine nützliche und ungemein schätzbare Sache ist, die besonders bei kalten aber honigreichen Jahren, wo die Bienen nicht schwärmen können, mit Nutzen angepriesen werden kann. Und nur dann ist dasselbe ein unnöthiger (aber deßwegen immer noch kein verderblicher) Eingrif in die Natur, wenn die Bienen durch die Witterung dergestalt gereitzt werden, daß sie selbst durch natürliche Schwärme sich genug vermehren können.

VI.

Beschreibung einer sehr einfachen, zweckmäßigen und bewährt befundenen Maschine, mittelst welcher man Haarpuder aus Stärke machen kann. Angegeben vom Herrn Brigad. Gr. von Chesmensky.

Wer seinen Haarpuder selbst bereiten will oder auch in häufig vorkommenden Fällen selbst bereiten muß, der kann sich dazu folgender sehr einfachen Methode bedienen, und dabei doch versichert seyn, daß der Haarpuder rein, und nicht, wie es oft geschieht, mit fremden unreinen Theilen vermischt ist.

Man nehme ein rundes, ohngefehr noch einmal so hohes als breites Faß von willkührlicher Größe. Es hat einen genau passenden Deckel. In der halben Höhe des Gefäßes bringt man noch einen Boden an, in welchem sich eine Menge Löcher befinden, deren Durchmesser ohngefähr einen Drittel Zoll, etwas mehr oder weniger betragen. In der Mitte des Deckels ist ein Loch. Durch dieses Loch geht eine bewegliche Stange in den obersten Raum dieser Zurichtung, und unten ist an der Stange ein horizontales Kreuz befestiget. Nun nimmt man einen Sack von Leinwand, füllet ihn zur Hälfte mit

mit Stärke an, steckt den untern Theil der Stange mit dem Kreuz hinein, bindet den Sack über dem Kreuz zu, stellt ihn in den obern Raum des Gefäßes, und bedeckt nun alles mit dem Deckel. Alsdann zieht man die Stange mit einiger Geschwindigkeit, wie beim Buttern, auf und nieder, wodurch die Stärke zugleich gestampft und gesiebt oder gestäubet wird. Der zarte Staub oder Haarpuder fällt theils von selbst durch die Löcher des mittlern Bodens in den untern Raum, theils wird er auch von dem Sacke hinunter gekehrt. Man kann versichert seyn, daß durch diese Vorrichtung alle Stärke aufs beste zerkleinert und durchgestäubet wird.

Um den in den untersten Raum gefallenen Puder herauszunehmen, muß man eine schickliche Oefnung anbringen; oder man macht die ganze Einrichtung so, daß der mittlere durchlöcherte Boden herausgenommen, und sodann der unten liegende Haarpuder herausgeschüttet werden kann.

Die erstern Maschinen dieser Art, welche gebraucht wurden, hatten in der Mitte den durchlöcherten Boden nicht, wodurch der Uebelstand herrührte, daß durch die Bewegung des Sackes aller Puder immer aufgerühret, und so das Durchbeuteln verhindert wurde. Noch kann man mittelst eines Schlauchs die Stange und die Oefnung des Deckels so verbinden, daß da kein Puderstaub herausteigen kann. Wenn das ganze Gefäß zwei Ellen hoch ist, so darf der Sack nur ohngefähr 12 Zoll hoch

über der Grundfläche des Kreuzes an die Stange angebunden seyn, damit ein fast eben so großer Spielraum zum Auf- und Niederziehn der Stange bleibe.

Gelegentlich will ich hier noch bemerken, daß man aus Kartoffel-Stärke keinen Puder machen kann, und daß auch die gewöhnliche Stärke mit jener nicht verunreiniget seyn darf.

VII.

Vermischte Nachrichten.

1) **Preisaufgaben der Mecklenburgischen Landwirthschafts-Gesellschaft.** Die Mecklenburgische landwirthschaftliche Gesellschaft ersucht solche Männer, welche mit der physischen Beschaffenheit der bisherigen Wirthschaftsart, der Verfassung und den Handelsverbindungen bekannt sind, folgende von ihr hiermit aufgegebene Preisfrage zu beantworten:

„Wird der Mecklenburgische Landwirth bei dem immer steigenden Werthe hiesiger Grundstücke, bei der zunehmenden Anzahl und den wachsenden Preisen der ihm nothwendigen Handelsartikel, die er aus dem Auslande bezieht, bei der sich vermehrenden Theurung der Handarbeit, endlich bei so manchen veränderten Staatsverhältnissen, ferner noch allein mit dem Ertra-

ge

ge aus dem Kornbau und der Viehzucht sich begnügen können?

Wird er nicht vielmehr die Summe seiner Erwerbszweige vermehren müssen? und welches dürften dann die vorzüglichsten derselben sein?"

Nur eine Beantwortung dieser Preisfrage, aus welcher die Anwendung obiger vorausgesetzten Kenntnisse hervorleuchtet, kann den festgesetzten Preis von zwanzig Friedrichsd'or erhalten, außer welchen noch zehn Friedrichsd'or dem Verfasser der zweiten Preisschrift bestimmt sind. Die Gesellschaft bittet, die Abhandlungen über diesen Gegenstand spätestens den 1ten April 1799 dem Professor Karsten zu Rostock mit versiegelter Namensunterschrift des Verfassers einzusenden.

Auch hat die Mecklenburgische landwirthschaftliche Gesellschaft in der Absicht, solche Mecklenburgische Landwirthe, welche weder Gutsbesitzer noch Pachter größerer Güter sind, aufmerksam auf einige fleißiger zu pflegende Erwerbszweige zu machen, für dieses Jahr folgende Prämien ausgesetzt.

1) Drei Prämien, jede von zehn Rthlrn. neuer $\frac{2}{3}$ für diejenigen drei kleinern Hauswirthe, nach obiger Bestimmung, welche mehr als 100 Pfund weißen oder 200 Pfund rothen Kleeversaamen selbst gebauet und brauchbar geworben.

2) Drei Pramien, jede von fünf Rthlrn. neuer $\frac{2}{3}$ gleichfalls für diejenigen drei kleinern Hauswirthe, welche im Laufe dieses Jahres, nach einer erforder-

lichen Falls den Herren Pastoren, in deren Gemeine sie wohnen, gratis mitzutheilenden Anleitung, eine Obstsaatschule, 40 kübische Quadratruthen groß, anlegen, solche mit guten Obstkernen besäen, und durch das Gedeihen dieser Anlage den auf selbige gewandten Fleiß beweisen werden.

Die Gesellschaft ersucht die Herrn Gutsbesitzer, Gutspächter und Prediger, so wie jeden, dem die Beförderung der Industrie unter den hiesigen Landsleuten wichtig ist, dieses in ihrem Kreise bekannt zu machen. Diejenigen, welche zu den ausgesetzten Preisen sich berechtiget halten, haben von ihren respektiven Obrigkeiten und Herren Pastoren sich ein gemeinschaftlich von diesen ertheiltes Zeugniß zu erbitten. Güstrow, den 11ten Juny 1798.

Direktorium der Mecklenburgischen landwirthschaftlichen Gesellschaft.

Graf von Schlitz, auf Karstorff. — von Oertzen, auf gr. Viehlen.

(Aus den Gemeinnützigen Aufsätzen für den Stadt- und Landmann. 27tes Stück vom 4ten Juli 1798. S. 105 — 106.)

2) Statuten der Mecklenburgischen landwirthschaftlichen Gesellschaft.

§. 1. Die Verbesserung der Mecklenburgischen Landwirthschaft, im allgemeinen Sinne des Worts, — durch praktische Prüfung theoretisch entwickelter Sätze, durch Beispiele, — ist der Hauptgegenstand der zu errichtenden Mecklenburgischen landwirthschaft-

schaftlichen Gesellschaft. In der Wahl ihrer Arbeiten läßt sie sich allein durch das, was nützlich ist, aber bisher von dem größern Theile unerkannt und unausgeführt geblieben, bestimmen, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob ihre Rathschläge das Verdienst der Neuheit haben, oder desselben entbehren.

§. 2. Die Gesellschaft besteht aus

1) Ordentlichen (und)

2) Ehrenmitgliedern.

Da praktische landwirthschaftliche Untersuchungen, angewendet auf Mecklenburgs Oekonomie, das Ziel dieser Verbindung, — da selbige nicht allein über den Werth landwirthschaftlicher Verbesserungen, sondern auch über die Möglichkeit der Ausführung derselben im Großen zu entscheiden übernimmt — da ferner dieser Endzweck nur durch manches Opfer erreicht werden kann, welches die ersten Stände des Landes vorzüglich dem allgemeinen Besten darzubringen sich eben so berechtigt, als verpflichtet halten; so werden erstere, die ordentlichen Mitglieder, allein aus der Mitte der in Mecklenburg mit Landgütern Angesessenen genommen. Ueber die Aufnahme der Ehrenmitglieder entscheidet lediglich die Nützlichkeit der Aufzunehmenden für das Institut, und sind Ausländer um desto weniger von selbiger ausgeschlossen, je mehr die anerkannten Kenntnisse und übrige Lage derselben sie in den Stand setzen, nützliche landwirthschaftliche Verbesserungen ihrer Gegend, der Gesellschaft mitzutheilen.

Neu aufzunehmende ordentliche Mitglieder werden allein von dem Direktor mit Verschweigung des Namens dessen, welcher sie empfahl, in Vorschlag gebracht.

§. 3. Jedes ordentliche Mitglied der Societät verpflichtet sich bei seinem Ehrenworte:

„Möglichst zur Beförderung des Endzwecks derselben mitzuwirken, — das Amt, welches ihm das Plenum anvertrauen wird, nicht ohne gegründete Ursache von sich abzulehnen, — die ihm von dem Direktorium übertragenen anzustellenden Versuche willig zu übernehmen, — dabei instruktionsmäßig und übrigens mit möglichstem Fleiße und eigener Aufsicht zu verfahren, und ohne Vorliebe für bisherige Meinung, allein das reine Resultat der dann gemachten Erfahrung einzuberichten."

Wer von den ordentlichen Mitgliedern durch Dienst oder andere Verhältnisse gehindert wird, die in voriger Verpflichtung übernommenen Geschäfte wirklich zu leisten, zeigt solches der jedesmaligen Trinitatisversammlung an, und bleibt es dann dem Anzeigenden überlassen, ob derselbe, so lange dessen Befreiung von thätiger Betreibung der Societätsangelegenheiten währt, zu dem Zwecke der Gesellschaft anderweitig behülflich sein wolle. In wie fern anzustellende Versuche auf eigene oder gemeinschaftliche Kosten vorzunehmen, darüber entscheidet das Regulativ.

§. 4.

§. 4. Wie in allen Societätsangelegenheiten, eben so entscheidet auch über die Aufnahme neuer Glieder die Stimmenmehrheit. Die Abwesenden sind an die Beschlüsse der Anwesenden gehalten.

§. 5. So bald die Gesellschaft sich gebildet, wählt selbige aus der Zahl der wirklichen Mitglieder zwei Direktoren und zehn Assistenten derselben. Damit aber jeder der wesentlichsten Zweige der Landswirthschaft, bei den Arbeiten der Societät, Vorsteher erhalte, welche die Pflege desselben vorzüglich besorgen, so übernehmen.

vier Assistenten das Fach des Ackerbaues und der Viehzucht;

zwei Assistenten das der Forst- und Gartenkunde;

zwei Assistenten das der auf Landwirthschaft angewandten Mathematik und Physik;

zwei Assistenten, die Verbesserung der Wirthschaftsmethoden kleinerer Landwirthe.

Ueber die ferneren Wahlen und die Dienstzeit dieses gesammten Societätsdirektoriums wird im Voraus bestimmt: daß bei Ernennung desselben stets nur ein Direktor und fünf Assistenten abgehen, damit das Direktorium wenigstens zur Hälfte aus Männern bestehe, welche den Gang der Geschäfte ein Jahr leiten helfen, und mit selbigem vertraut sind. Ernennet die Societät einen Sekretär, welcher bei den Versammlungen die Feder führt, die Societätsrechnungen besorgt u. s. w.

§. 6.

§. 6. Bei den Versammlungen des Pleni der Societät sind wenigstens ein Direktor und fünf Assistenten jedesmal gegenwärtig. Der ältere Direktor leitet ausschließlich den Gang der Verhandlungen der versammelten Gesellschaft — führet den Vortrag in den Geschäften und Angelegenheiten derselben, — sammelt endlich die Stimmen der Votirenden.

In Abwesenheit des ersten Direktors tritt der zweite in die Rechte desselben ein.

§. 7. Auch außer oben erwähnten öffentlichen Versammlungen, arbeitet ununterbrochen das Direktorium an der Erreichung des gemeinschaftlichen Endzwecks. Selbiges tritt zu diesem Endzweck in bestimmten Fristen zusammen, entwirft vorläufig die Instruktionen bei vorzunehmenden Versuchen für diejenigen, welchen selbige übertragen werden, — ernennet diejenigen in mehrerer Anzahl, welche sich diesem Geschäfte unterziehen, — prüft die eingelaufenen Berichte, bestimmt über das Resultat derselben und dessen Bekanntmachung, — leitet die Korrespondenz, — und ist möglichst bemühet, die Gebrechen unsrer Wirthschaftsmethode, die Vorzüge anderer, das Eigenthümliche unsers Landes kennen zu lernen. Bei diesen Versammlungen des Direktoriums entscheidet gleichfalls bei abzufassenden Beschlüssen die Stimmenmehrheit; ist jedoch dann nur gültig, wenn mindestens einer der Direktoren und vier Assistenten gegenwärtig waren.

§. 8. Das Plenum der Gesellschaft versammelt sich jährlich zweimal.

§. 9. Bei der jedesmaligen Versammlung, in welcher zuförderst allein die ordentlichen Mitglieder, nächstdem aber sowohl diese als auch die Ehrenmitglieder Zutritt haben, wird nach obiger Stimmenmehrheit festgesetzt:

a) Welche dem Plane der Societät entsprechende Versuche vorzunehmen.

b) Vertheilt das Direktorium diese Versuche unter die ordentlichen Glieder der Societät, so daß jeder einzelne Versuch immer wenigstens von sechs Gliedern, welche gleichmäßig über die dabei zu beobachtende Methode, und die Art der Berichtserstattung instruirt, vorgenommen wird.

c) Macht das Direktorium die Resultate der eingelaufenen Berichte öffentlich bekannt.

d) Entscheidet die Stimmenmehrheit der Glieder über die möglichst nutzbare Verwendung der eingelaufenen Geldbeiträge.

e) Werden die Wahlen der Glieder des Direktoriums, oder der freiwillig von der Societät Aufzunehmenden, nach Stimmenmehrheit vorgenommen, und wird über die sich Meldenden ballottiret.

f) Werden Preisaufgaben bestimmt.

g) Die Rechnungen der Societät nachgesehen und von dem Direktorium quittiret.

h) Ende

b) Endlich die Vorträge jedes Mitglieds von dem Pleno in Erwägung genommen.

§. 10. Jedes wirkliche Mitglied verpflichtet sich zu einem jährlich auf Trinitatis dem Sekretär der Gesellschaft für die Societätskasse zu entrichtenden Beitrage von 5 Rthlrn. Friedrich's d'or und 5 Rthlrn. N. $\frac{2}{3}$. Werden außer diesem Beitrage noch andre Anlagen beliebt, so hängt es von der Willkühr eines Jeden ab, ob, und wie weit er zu selbigen beitragen wolle. Ueber diese und jede andre Einnahme der Gesellschaft, so wie über die konsentirten Ausgaben, führt der Sekretär Rechnung, welche er im Trinitatiskonvent der Versammlung zur Prüfung und Quittirung vorlegt.

Aus dem durch jene jährlichen Beiträge der ordentlichen Mitglieder entstehenden Fond wird zuförderst

a) Für den Sekretär der Gesellschaft ein so lange bleibender Jahrgehalt ausgesetzt, als er diesem Geschäfte vorsteht.

b) Wird selbiger zur Anschaffung einer zu errichtenden Sammlung von Modellen, Zeichnungen, welche in das landwirthschaftliche Fach einschlagen, bestimmt.

c) Werden Preisaufgaben zu öffentlicher Beantwortung aufgestellt, und wenn letztere den billigen Erwartungen der Societät entsprechen, die Verfasser derselben mit dem bestimmten Preise gekrönt.

d) Wer-

d) Werden zur Beförderung des Kunstfleißes unter den geringern Landleuten Preise für diejenigen festgesetzt, welche zuerst, und mit dem mehresten Eifer, entschieden bessere Wirthschaftsmethoden in Ausübung bringen.

§. 11. Die wichtigern Resultate der Beobachtungen der Societät werden jährlich durch den Druck, zu mehrerer Gemeinnützigkeit, dem inländischen Publikum bekannt gemacht. Eben so die ausgesetzten Preise, und wirklich erfolgten Preisaustheilungen. Der Ertrag aus dem Verkaufe dieser Blätter, so wie aus der Mittheilung nützlicher Modelle oder Zeichnungen an solche, welche nicht Mitglieder der Gesellschaft sind, von diesen zu entrichtende kleine Beisteuer, dienen zur Vermehrung des Fonds der Societät.

(Aus den gemeinnützigen Aufsätzen für den Stadt- und Landmann. 30. Stück vom 25. Juli 1798. S. 117 — 120.)

3) Im Junistück vom J. 1798. des Journals für Fabrik, Manufaktur, Handlung und Mode befindet sich S. 417 — 419 die Nachricht eines mit N. B. R. unterzeichneten Einsenders: Wasser ohne Feuer zu kochen. Er bewerkstelliget dieses dadurch, daß er eine stehende eiserne Welle, an welcher oben eine horizontale Scheibe von 2 Fuß Durchmesser befestiget ist, durch Rad und Getriebe in geschwinde Bewegung setzt. Diese Scheibe reibt sich an einer auf ihr ebenfalls horizontal

tal liegenden und durch Stahlfedern dicht darauf gedrückten 1 Zoll dicken eisernen und unbeweglichen Platte, auf welcher unmittelbar ein Topf von weissem Blech befestiget ist, in dem sich das Wasser befindet und durch die Reibung der Scheibe an der Platte siedend gemacht wird. Um die Wärme zusammen zu halten, ist noch das Ganze mit einem Gehäuse von Eisenblech umschlossen.

Diese Nachricht, welche mancher vielleicht unglaublich gefunden hat, wird durch die Versuche des Herrn Grafen Benj. von Rumford, in München außer allen Zweifel gesetzt. Als Aufseher bei dem Kanonenbohren im Zeughause zu München, bemerkte er mit Erstaunen die große Hitze, welche eine messingene Kanone während des Bohrens in kurzer Zeit erhielt, und über die noch größere Hitze der beim Bohren erhaltenen Späne, die weit größer als die des siedenden Wassers befunden wurde. Nach mehrern vorläufigen Versuchen, (die im Allgem. Journ. der Chemie. Herausgegeben von Dr. Alex. Nik. Scherer, B. 1. H. 1. S. 9—37. verdienen nachgelesen zu werden) schritt der Herr Graf von Rumford zu dem entscheidenden Versuche sich dieser Hitze zum Sieden des Wassers zu bedienen. Es wurden zu dem Ende der Bohrer und die Kanone an dem Orte des Anbohrens mit einem länglich-viereckigen bedeckten Kasten genau umschlossen, und in den Kasten beinahe 19 Pfund kaltes Wasser (von 60 Grad nach Fahrenh.)

gegossen.

gegossen. Nachdem das Bohren eine Stunde lang, angehalten hatte, war das Wasser bis zum 107ten Grad, nach den folgenden 30 Minuten bis zum 142sten und nach andern 30 Minuten bis zum 178sten Grad erwärmet; und nach 2 Stunden 30 Minuten vom Anfange des Versuchs gerechnet, fieng endlich zur großen Freude des Herrn Grafen das Wasser wirklich an zu kochen.

Die Wichtigkeit dieses Versuchs, als Stufenleiter zu höhern Erkenntnissen betrachtet, ist außer Zweifel. Wir glauben uns übrigens nicht dagegen verwahren zu dürfen, als ob wir durch Anführung obiger Thatsachen diese Methode zum ökonomischen Gebrauche anzuempfehlen gesonnen wären.

4) In Baiern wird ein Versuch gemacht, eine Kornmühle anzulegen, welche durch eine Dampfmaschine getrieben werden soll, um die in strengen Wintern eingefrornen Mühlen dadurch zu ersetzen und den Mehl- und Brodmangel zu verhindern.

5) Ein I. C. G. unterzeichneter schreibt aus Halle, daß er sich zur Vertilgung der Wanzen folgenden sehr einfachen Mittels bediene. Er nehme ordinäre Waschseife, mache damit in abgekochten, weichen, noch warmen Wasser einen Schaum, und bestreiche damit die Ritzen und Löcher der alten Bettstellen, wodurch nach seiner Versicherung die Wanzen mit aller ihrer Brut das Leben verlieren und vertrocknen.

Man

Man ist nicht in Abrede, daß dieses Mittel zweckmäßig sey, allein folgendes ist der Analogie und den Erfahrungen zufolge noch weit wirksamer. — Man nehme frische Seifensiederlauge, wasche damit alle mit Wanzen verunreinigte Meubles, und lasse die Lauge recht vorsichtig in die Löcher und Ritzen laufen. Da es außer allem Zweifel ist, daß diese Lauge alle thierische Körper auflöst, vernichtet und in einen seifenartigen Körper verwandelt; so müssen nicht nur die Wanzen sondern auch alle Brut augenblicklich vernichtet werden. Dieses Mittel ist auch nicht gefährlich, weil es nach Zeit von etlichen Stunden, binnen welchen man die Meubles hinstellt, ihre Aetzkraft verloren hat. Man spült alsdann die hölzernen Geräthe im Wasser, um die aufgelößten Wanzenkörper wegzuschwemmen. Am besten ists, wenn man sich die Seifensiederlauge zu diesem Behufe selbst macht: Man nimmt ein Pfund gebrannten Kalk, löscht ihn mit Wasser zu einem dünnlichen Brey, mischt alsdann zehn Pfund Asche darunter, und gießt noch so viel Wasser zu, daß man im Ganzen ohngefähr 20 bis 25 Pfund Wasser verbraucht. Man läßt unter fleißigem Umrühren alles einige Stunden lang durchziehen, und sondert dann das Flüssige ab, welches die verlangte Seifensiederlauge zu obigem Gebrauch ist.

6) In Bordeaux hatte man am 11. Nov. eine noch nie erlebte Naturerscheinung. Mitten aus den Morästen der sonstigen Karthause stieg eine Dampfsäule

säule empor, in welcher man auch Feuer bemerkt haben will. Diese Säule erhob sich wie ein Wirbelwind, und riß alle Barraken mit fort, die den Wäscherinnen zum Zufluchtsort dienen. Sie gieng über die Häuser der Karthause und riß ein Schiefer-dach mit fort. Man versichert, die Bretter von diesen Häusern und von den Baraken seien bis in die Stadt geflogen. Ob es gleich zur Mittagszeit war, so herrschte doch eine solche Dunkelheit, daß man in dem Saale des Criminalgerichts, welches eben Sitzung hielt, einander kaum sehen konnte; die Fenster des Saales wurden zersprengt. Die Winde waren so ungestüm, daß auf den Flüssen mehrere Fahrzeuge zu Grunde gegangen sind. Auf der Dordogne ist das mit Menschen beladene Marktschiff gescheitert. Ueberdies sind zwei mit Geflügel beladene Schiffe, zwei Holzschiffe und eins, das mit Schweinen beladen war, untergegangen; auf den letztern retteten sich zwei Menschen, indem jeder sich an den Schwanz eines dieser Thiere anhielt.

7) Der Kaiser hat die bisher erlaubte Getraide-Ausfuhr aus Ungarn über das Meer, so wie auch die Ausfuhr des Getraides aus den gesammten Böhmischen und Oesterreichischen Erblanden über Triest verboten.

Inhalt.

Inhalt.

I. Bemerkungen für den Stadt- und Landwirth, den Gebrauch des Glauberschen Salzes, als Präservativ- und Heilmittel, bei den Krankheiten der Kühe, Pferde, Schweine, Schafe und Ziegen, betreffend. Von Dr. Sigism. Friedr. Hermbstädt. 97

II. Beantwortung der von der Königl. Patriotischen Gesellschaft aufgegebenen Frage: Wie kann ein Landmann mit dem geringsten Kosten- und Zeitaufwand, mit Sicherheit sein Land von dem beschwerlichen Wildhafer befreien und reinigen? Von Pehr Kylander. (Aus dem Hushållnings Journal.) Von C. F. A. Müller. 105

III. Vom Anbaue des Feld-Kohls, oder der Kohlsaat, zum Futter für Rind- und Schaf-Vieh. (Aus dem Englischen.) Von C. A. W. 125

IV. Nutzen der Siede bei der Vieh-Fütterung. Aus des Grafen Benjamin von Rumford politisch ökonomisch- und philosophischen Schriften mitgetheilt. Von C. A. W. 165

V. Ob die Kunst, Ableger zu machen, dem natürlichen Schwärmen der Bienen insonderheit bei gewissen Jahren nicht vorzuziehen seyn dürfte? Von J. G. Lukas. 169

VI. Beschreibung einer sehr einfachen, zweckmäßigen und bewährt befundenen Maschine, mittelst welcher man Haarpuder aus Stärke machen kann. Angegeben vom Herrn Brigad. Gr. von Chesmensky. 176

VII. Vermischte Nachrichten. 178

Intelligenz-Blatt

zum Monat Februar 1799.

Nachricht.

Die von dem Herrn Kammerherrn Grafen von Beust in Altenburg seit 1797 auf seine Kosten herausgegebenen Sächsischen Provinzialblätter werden für das Jahr 1799 in unserm Verlage unter seiner fortgesetzten Leitung erscheinen. Zu Ende eines jeden Monats wird ein Stück von 6 Bogen, nebst Intelligenzblatt, in einem farbigen Umschlage geliefert. Der Preis des aus 12 Stücken bestehenden Jahrganges 1799 ist 3 Rthlr. Sächs. Wir bitten daher alle resp. Postämter, Zeitungs-Expeditionen, Buchhandlungen, Privatkollecteurs und einzelne Interessenten, uns die Zahl der benöthigten Exemplare bald möglichst wissen zu lassen, so wie letztere, die Pränumeration für dieses Jahr beizufügen, weil wir das die Presse bald verlassende erste Stück blos an diejenigen versenden werden, welche es bei uns ausdrücklich bestellt haben.

Leipzig, am 16ten Januar 1799.

Expedition des Allg. litter. Anzeigers.

Reise nach den Bade-Oertern Karlsbad, Töplitz und Eger im Jahr 1797. In Briefen. Mit Kupfern und Vignetten. Leipzig, bei Voß und Kompagnie. 1798. 8. broschirt 1 Rthlr. 16 Gr.

Diese Briefe verbreiten sich über das Lokale, Polizeiliche und Sittliche der genannten Orte, und da sie die Feder eines sehr geschätzten Schriftstellers — Kenner der

Litteratur der schönen Wissenschaften werden ihn leicht errathen — niederschrieb; so wird diese Reise, bei welcher Jovialität und gutmüthige Laune Gesellschaft leistete, gewiß Jedem, und vorzüglich dem, der eines jener Bäder besuchte, interessant und angenehm sein.

Die Staatsverwaltung von Toskana unter der Regierung Seiner Königl. Majestät Leopold II. Aus dem Italienischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Dr. Aug. Friedr. Wilh. Crome. Dritter Band. Oder: Gesetze und Verordnungen S. K. M. Leopold II. in Toskana, von den Jahren 1765 — 1791. Nebst den Gesetzen und Verordnungen S. K. H. Ferdinand III. G. H. v. T. von 1791 — 1794 incl. nach einer richtigen Uebersetzung aus dem Italienischen in einen Realauszug gebracht, nach den Jahrgängen geordnet, so wie mit einer Einleitung und vollständigen Registern versehen von Dr. A. F. W. Crome. Voran zwei wichtige Toskanische Urkunden. Leipzig, bei Voß und Komp. Druckpapier 3 Rthlr. 12 Gr. Velinpapier 5 Rthlr.

In keinem Staate findet man ein vollständigeres System einer allgemeinen Gesetzgebung, als das Florentinische ist; keine Gesetze, die mehr auf Wahrheit und Gerechtigkeit gegründet, mehr auf Weisheit und Menschenliebe gestützt wären, als die, aus welchen Leopolds Ruhm und Toskanens Flor flossen. Daher können diese Gesetze mit Recht der Mit- und Nachwelt zum Muster dienen, um zu zeigen, wie ein Volk weise und glücklich zu regieren sei, und der gelehrte und sachverständige Dr. Crome hat sich durch die Verteutschung derselben unstreitig ein bleibendes Verdienst um die ganze Teutsche Nation erworben. Die Ordnung, in welcher die Gesetze aufgeführt sind, ist alphabetisch nach den Materien geordnet, wie sie das 11 Folio-Bände starke Original beobachtet. Zur Erleichterung des Aufsuchens befindet sich

hinter

hinter jedem einzelnen Jahrgange ein kleines alphabetisches Register, und am Schlusse ist ein vollständiges Sachregister beigefügt, welches sich über das ganze Werk verbreitet. Außer diesen wird noch durch ein drittes chronologisches Register die Nummer der Verordnungen, das Datum, und das Jahr ihrer Erscheinung, nebst der Seitenzahl, wo sie in diesem Werke stehen, dem Leser vor Augen gelegt. Die Einleitung, welche vorzüglich Aufmerksamkeit verdient, entwickelt kurz den Geist der Toskanischen Gesetzgebung, erzählt gedrängt die Geschichte derselben von 1415 an bis auf die neuesten Zeiten, und kommentirt vorzüglich jeden einzelnen Kodex der Gesetzgebung Leopolds II. und Ferdinands III. Die beiden Urkunden werden dem Politiker um so willkommner sein, da die erste bloß in dem Kodex I. unter Franz I. (1737), die zweite aber noch gar nicht gedruckt war. Das äußere Gewand dieses dritten Theils ist den beiden ersten vollkommen gleich.

Leben, Meinungen und Thaten Dr. Martin Luthers, ein Lesebuch für den Bürger und Landmann. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit Luthers Bildniß. 8. 12 Gr.

Dr. Martin Luthers Sittenbuch, aus seinen hinterlassenen Werken mit Auswahl des Besten und Wichtigsten gezogen. Ein Schul- und Lesebuch für Protestanten. Zweite Auflage. 20 Bogen. 8. 12 Gr.

J. Hussens Leben. Ein Lesebuch für den Bürger. Mit Hussens Bildniß. 8. 16 Gr.

Calvins Leben, Meinungen und Thaten. Ein Lesebuch für seine Glaubensgenossen. 8. 12 Gr.

Phil. Melanchthons Leben, ein Seitenstück zu Luthers Leben. 8. 12 Gr.

Diese fünf Werke, deren Werth vom Publikum anerkannt ist, sind von einem Verfasser, der diese Folge von Biographien berühmter Reformatoren noch durch die nächstens zu liefernden Lebensbeschreibungen von Wickleff und Zwingly vermehren wird.

Leipzig.

Voß und Komp.

Oekono-

Oekonomisch-praktischer Unterricht über den vortheilhaftesten Anbau und die beste Benutzung der Kartoffeln. Zweite ganz umgearbeitete und verbesserte Auflage. 20 Bog. 8.

Die zweite Auflage dieses Buchs ist als ein ganz neues Werk anzusehen, und man kann behaupten, daß in demselben nun alles erschöpft ist, was sich über den Anbau und die Benutzung dieser so nützlichen Frucht sagen läßt. Ein Exemplar kostet 12 Gr., 10 Exemplare 4 Rthlr., und 25 Exemplare 9 Rthlr., wofür es in allen Buchhandlungen zu haben ist. Durch einen solchen geringen Preis glauben auch wir unsrer Seits zur Gemeinnützigkeit desselben beizutragen.

Leipzig. Voß und Komp.

In allen Buchhandlungen Teutschlands ist zu haben:

Sammlung größerer Kupfer aus dem Verlage von Voß und Komp. in Leipzig. Fol. 2 Rthlr. 16 Gr.

Enthält auf 14 Blättern größten Theils schöne Ansichten, welche von Günther und Veith gezeichnet und gestochen sind.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der kluge Mann. Vom Verfasser des Erasmus Schleicher. 8. 3 Theile. Auf Velinpapier mit Kupfern von Kohl und Penzel. 4 Rthlr.

So wohl den zahlreichen Besitzern, als auch den Lesern der beiden ersten Theile dieses beliebten Romans, wird die Nachricht gleich willkommen sein, daß nun der dritte und letzte Theil desselben erschienen ist, welcher die interessante Geschichte des klugen Mannes entwickelt und beschließt.

Von

Von dem zu Leipzig in einer eigenen Expedition seit July 1796 erscheinenden

Allgemeinen litterarischen Anzeiger, oder: Annalen der gesammten Litteratur für die geschwinde Bekanntmachung verschiedener Nachrichten aus dem Gebiete der Gelehrsamkeit und Kunst. gr. 4.

werden wöchentlich 4 Nummern, mit 2 auch mehrern Beilagen geliefert. Der ALA. verbreitet sich nicht nur über Alles, was von Teutscher Litteratur irgend merkwürdig und interessant ist, sondern stellt auch, außer den besondern Nachrichten, kurze Uebersichten der ausländischen, z. B. Französischen, Englischen, Amerikanischen, Schwedischen, Dänischen, Italienischen, Griechischen u. s. w. Litteratur auf. Recensionen werden nur von eigentlich so genannten litterarischen Werken geliefert, die aber jedes Mal gründlich und musterhaft sind. Da ein so grosser Schatz von mannigfaltigen Nachrichten, wie dieser ALA. enthält, besonders durch Register noch brauchbarer wird, so wird, außer den monatlichen Inhalts-Anzeigen, zu jedem Bande ein solches veranstaltet, und man wird gesehen, daß das bereits erschienene, in Ansehung seiner Oekonomie, Vollständigkeit und litterarischen Genauigkeit alle andern weit hinter sich zurück läßt. Der I. Band, oder der halbe Jahrgang 1796, aus 83 Bogen bestehend, kostet 1 Rthlr. 8 Gr. Der II. und III. Band, deren jeder aus 2 Hälften (über 250 Bogen) besteht, oder die Jahrgänge 1797 und 1798, jeder 4 Rthlr. Der IV. Band oder der Jahrgang 1799 kostet in wöchentlicher Lieferung 4 Rthlr. 12 Gr. Sächs., oder 8 Fl. 15 Kr. Rhein., oder 3 Laubthaler, und monatlich broschirt 4 Rthlr. Sächs., oder 7 Fl. 15 Kr. Rhein., oder $2\frac{1}{2}$ Laubthlr. und 30 Kr. Man abonnirt und pränumerirt auf den ALA. bei allen Post-Aemtern und bei einer jeden Buchhandlung.

Nachricht.

Die Monate September und Oktober vom Allgemeinen litterarischen Anzeiger bestehen aus 34 ordentl. Nummern (No. CXXXIX—CLXXII) nebst

14 Beilagen, und enthalten: Catharine II. Verordnung für die Volks-Schulen im Russischen Reiche v. J. 1786. — Zustand der Liefländischen Schulen im J. 1796. — Nachr. von den von 20 Gelehrten zu hoffenden Werken. — Auszüge aus 14 Briefen aus Stockholm, Mietau, Padua, Salzburg, Rastadt, Augsburg, Stade, Gotha und ungen. Orten, namentl über Lalande, den Grafen von Golowkin und den Zustand der Kantischen Philosophie in Schweden. — Dr. Schmids Verzeichniß der unter dem Titel: Tempel, erschienenen Gedichte. — Kimbrer, Kelten und Wenden. Ein Volk. Von Dr. Anton. — Nekrolog der Englischen Schriftsteller von 1791—1795. — Chronik der Schwedischen Universitäten Abo und Upsala. — Recension des VI. Bandes von G. W. Panzers Annal. typograph. — Aktenstücke über eine Censur-Streitigkeit zwischen Westenrieder und dem ci-devant von Dietrich. — Gelehrte Gesellschaften in Berlin, Edinburgh, Westphalen, Kopenhagen, Haag, Paris. — Noch Etwas über die Lateinische Dichterin Elis. Joh. Westonia, vom geh. Hofr. Ring. — Beförderungen, Ehrenbezeigungen u. s. w. — 37 Beantwortungen und Berichtigungen von Anfragen und Nachrichten im ALA. und Andern, von Kästner, von Völderndorff, am Ende, Dr. Anton, Reinwald, Meusel, Dietz, Gurlitt, Kordes, Dr. Lüdeke, Hübner, Eberhard, Korn dem ält., North, Kinderling u. Ungen. — 110 längere und kürzere vermischte Aufsätze, Bemerkungen, Anfragen, Nachrichten, Rügen, Nachweisungen, Urtheile, Erklärungen, Bitten, Nachrichten, Vorschläge u. s. w., namentl. von Kästner, Kinderling, Siebenkees, Koppe, Heinemeyer, Reinwald, Wedekind, Kordes, Engelhardt, Meyner, Meusel, Schmidt, Opiz, Dr. Kilian und Ungenannten.

Die Beilagen enthalten über 200 Nachrichten und Anzeigen von Gelehrten und Buchhändlern merkantilischen Inhalts. Leipzig, im November 1798.

* * *

Der Monat November besteht aus 18 ordentl. Nummern (No. CLXXIII—CXC) nebst 6 Beilagen, und enthält: Ausführl. Recension von Panzers, Meiners und Schubarts Schriften über Ulrich

von

von Hutten. — Korrespondenz-Nachrichten aus Krakau, Hermannstadt, Wien, Jena. — Reichstags-Litteratur 1798, Januar und Februar. — Nachrichten von den von 25 Gelehrten zu hoffenden Werken. — Beförderungen, Ehrenbezeigungen u. s. w. — Gelehrte Gesellschaften in Paris, Amsterdam, Güstrow, Halberstadt. — Beiträge zu e. Gesch. d. Preßfreiheit und Aufklärung in mehrern Ländern. — 50 längere und kürzere vermischte Aufsätze, Bemerkungen, Anfragen, Antworten, Nachrichten, Rügen, Verordnungen, Berichtigungen, Zweifel, Anekdoten, Aufforderungen u. s. w., namentl. von Käſtner, Hager, Gurlitt, Wedekind, Köhler, am Ende, Zapf, Hennings, Alter, Engelhardt, Aug. Wilhelmi, Gröninger u. Ungen. — Die Beilagen enthalten über 90 Nachrichten und Anzeigen von Gelehrten und Buchhändlern merkantilischen Inhalts.

Der Allg. litt. Anzeiger wird auch im künftigen Jahre ununterbrochen fortgesetzt. Leipzig, im December 1798.

Expedition des Allg. litter. Anzeigers.

Zeichen- Mahler- und Stickerbuch, zur Selbstbelehrung für Damen, welche sich mit diesen Künsten beschäftigen, von J. F. Netto, Zeichenmeister in Leipzig. 2. Theil. Mit 24 Kupfertafeln und einem auf Taffet mit Seide und Gold gestickten Modelltuche. Querfol. Mit gesticktem Modelltuche 9 Rthlr. Mit illum. Modellblatte 6 Rthlr. Leipzig, bei Voß und Komp. und in allen Teutschen Buchhandlungen.

Dieser zweite Theil handelt vom Landschaft-Sticken und Zeichnen, von der Stickerei in Englischer Wolle, von der Korallen- und Perlen-Stickerei, von der Stikkerei auf Leder u. s. w. Die kolorirten Kupfertafeln enthalten Bouquets nach der Natur mit Insekten; Guirlanden mit natürlichen Blumen zu Kleidern, Shawls, Schürzen und Halstüchern; Bordüren zu Fußdecken in Stuben, Wagen und für Sophas; Desseins zu Schabracken und Reitdecken, zu Ofenschirmen, Tischblättern, Toiletten, Fächern, Potpouris; Allegorien, als: Eremitagen,

tagen, Wasserfälle, Antiken, Ruinen, Grabmähler, Urnen für Stammbücher, Arbeits- und Spielkästchen, Strickbeutel, Brieftaschen, Souvenirs u. dgl. m.

Weil das zu diesem Werke gehörige gestickte Modelltuch viel Zeit und Fleiß erfordert, so konnten wir die darauf zahlreich eingegangenen Bestellungen zeither nicht so promt, wie wir wünschten expediren. Durch getroffene Anstalten haben wir aber wieder eine Anzahl Exemplare vorräthig, so daß wir jeden Käufer und jede Buchhandlung mit beiden Theilen sogleich versehen können.

Almanach und Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für 1799, Herausgegeben von W. G. Becker. Mit Kupfern von Chodowiecky, Kohl und Darnstedt, Landkarten, Spielen, Musik und Tänzen. Leipzig, bei Voß und Komp. 1 Rthlr. 8 Gr. Mit dem Preußischen Stämpel 1 Rthlr. 12 Gr.

Dieses Jahr-Buch ist nun in allen hiesigen und auswärtigen Buchhandlungen zu haben, und wir können, ohne zu erröthen, behaupten, daß dasselbe, sowohl in Rücksicht seines interessanten Inhalts, der Menge der Kupfer und andrer Zugaben, so wie der Wohlfeilheit und des gefälligen Aeußern, trotz der übrigen Menge von erschienenen Kalendern, gewiß mit vielem Rechte um den Vorzug wetteifern kann.

Neues deutschfranzösisches Wörterbuch. Ein Hülfsmittel zur bequemern Anwendung der neuern französischen Wörter und Redensarten, von Fr. la Coste. gr. 8. 18 Gr.

Dieses allen Lehrern der Französischen Sprache, und solchen, die Unterricht in derselben erhalten, gleich nöthige Hülfsmittel, ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Voß und Kompagnie.

Oekonomische Hefte,

für den

Stadt- und Landwirth.

März, 1799.

I.

Von dem Kartoffel-Bau.

Auszug aus einer Abhandlung von Joh. Billingsley *).

(Aus dem Englischen).

Man mag dieses Knollen-Gewächs als ein Nahrungs-Mittel für die Menschen, oder als Futter für

*) S. Letters and Papers on Agriculture, Planting, etc. addressed to the Bath and West of England Society, for the Encouragement of Agriculture, Arts, Manufactures, and Commerce. Vol. VI. pag. 339. ss., oder auch Annals of Agriculture, and other useful Arts, coll. and publ. by A. Young. Vol. XXI. pag. 1 ss.

für das Vieh betrachten, so ist es immer ungemein wichtig. Die Nutzbarkeit desselben wird auch, wie es scheint, so durchgängig eingesehen und anerkannt, daß unfehlbar jedwede brauchbare Nachricht vom Anbau desselben dem denkenden Landwirthe willkommen seyn muß.

Sollten die folgenden Experimente an einem Gewächse, welches nicht nur den Boden reinigt und bereichert, sondern auch zugleich Mittel darbietet, einen stärken Viehstand durchzuwintern, den guten Eindruck machen, daß die Sommer-Braache auf leichtem Boden gänzlich aufgehoben würde; so werde ich nicht vergebens geschrieben zu haben glauben, und meine Speculation wird nicht ganz ohne Nutzen seyn.

Es ist noch nicht gar lange her, daß dieses Gewächs in England ein Gegenstand durchgängiger Aufmerksamkeit geworden ist; und selbst die sonst gut angebauten Grafschaften Norfolk und Suffolk haben es nur noch vor wenigen Jahren bloß als eine Garten-Frucht gekannt. Von der Grafschaft Somerset kann ich mich noch recht gut der Zeiten erinnern, da es für etwas Außerordentliches galt, wenn jemand ein Kartoffel-Feld hatte; itzt, kann ich zuversichtlich sagen, giebt es in dieser Grafschaft alljährlich mehrere hundert Morgen Landes, auf denen nichts andres gebaut wird, als Kartoffeln; und es ist gar sehr möglich, daß der ver-

hält-

hältnißmäßig niedrige Preis des Getraides, beson-ders unsers Waizens, zum Theil eben hiervon herrührt. Bei armen Leuten sind Kartoffeln fast die einzige Speise und ganze Nahrung ihrer Kin-der: und wenn die Kartoffeln in einem Jahre nicht gerathen; so wird es von dem gemeinen Manne für ein nicht geringeres Unglück angesehen, als wenn die Waizen-Aerndte mißräth. Bei alle dem giebt es doch noch nicht viele Grafschaften, deren Ein-wohner mit Herzhaftigkeit den Anbau dieses Gewäch-ses im Großen, zur Fütterung des Rind-viehes, der Schweine und der Schafe unternommen haben.

Man hat bei uns bisher immer den Rüben-Bau für den höchsten Gipfel einer guten Landwirthschaft gehalten; und das so überaus nutzbare Schaf-Vieh hat fast einzig und allein diese Pflanzen-Art zum Winter-Futter gehabt. Ist es also wohl nicht der Mühe werth, den Werth von beiderlei Futter-Ar-ten gegen einander zu halten, und ernstlich zuzusehn, welche von beiden den Vorzug vor der andern ver-diene? Ich wünschte die Aufmerksamkeit meines Lesers fesseln zu können, wenn ich hier eine treuli-che Vergleichung zwischen den Kosten und dem Er-trag einer Rüben- und einer Kartoffel-Aerndte vor-lege. Ich habe bei keinem von beiden die Pacht-Zinse vom Feld, oder irgend einen Artikel zur Düngung in Rechnung gebracht, weil ich glaube,

daß beide gleich guten Boden, und gleich gute Bedüngung erfordern *).

Kosten.

Rüben. jed. Morg. Land.	Pf.	Sch.	St.	Kartoffeln.	Pf.	Sch.	St.
5 mal zu ackern,	0	15	0	2 mal zu ackern,	0	6	0
4 mal zu eggen,	0	4	0	1 mal zu eggen,	0	1	0
Saamen,	0	0	9	Saamen,	2	0	0
Einzusäen,	0	0	3	zu pflanzen,	1	1	0
2 mal zu beh.,	0	7	6	zu behacken,	0	7	0
				auszugraben, ꝛc.	2	0	0
	1	7	6		5	15	0

Ertrag.

Wenn die Aerndte recht gut ausfällt,	3	0	0	Wenn die Aerndte recht gut ausfällt, 100 Säcke, der Sack zu 2 Sch. 6 St. **).	12	10	0

Dies-

*) In magerm Boden dürfte der Kartoffel-Bau wohl eine stärkere Düngung erfodern, als der Rüben-Bau; in gutem, fetten Boden lassen sich ohne Düngung starke Rüben-, aber nicht starke Kartoffel-Aerndten gewinnen. Anm. v. Arth. Young.

**) Dieses ließe sich vielleicht ohne Bedenken höher ansetzen. — Der Ueberschuß nach Abzug der Kosten, ist bei den Rüben 1 Pf. 12 Sch. 6 St. und bei den Kartoffeln 6 Pf. 15 Sch. 0 St.

Anm. v. Arth. Young.

Dieses nur ganz obenhin besehen, fällt schon das Uebergewichte der Kartoffeln in die Augen. Wenn aber der Landwirth vollends die Gewißheit des Kartoffel-Erwachses gegen die Ungewißheit der Rüben-Aerndte halten will; so muß er ganz und gar ein Ungläubiger seyn, oder er wird das Uebergewicht der Kartoffeln eingestehn.

Es ist bekannt genug, daß der Rüben-Bau mancherlei Unfällen ausgesetzt ist. Wenn die Rüben noch jung sind, werden sie von Erd-Flöhen, oder, vielleicht eigentlicher zu reden, von Schnekken und Raupen angefallen und zu Grunde gerichtet. Entgehen sie ja noch diesen Feinden und gelangen zum Erwachs ihres Kräutigs; so werden sie mit der Krankheit des schwarzen Krebses befallen, welcher binnen etlichen Tagen ein ganzes Rüben-Feld wie zergliedert hinter sich läst.

Ueberstehen sie auch alle Krankheiten, und gelangen sie zu noch so großer Vollkommenheit; so kann uns doch ein scharfer Frost oder ein tiefer Schnee um die Möglichkeit bringen, sie gehörig zu nutzen: und wenn alle Gefahr vorüber zu seyn scheint; so ereignet sich hin und wieder einmal noch der Fall, daß im Februar oder im März nach einem starken Regen-Tag ein scharfer Frost eintritt, der den ganzen Vorrath zunichte macht, und uns um alle Fütterungs-Mittel bringt, außer dem Heu-Schober.

Nicht

Nicht so die Kartoffeln: — wenn diese vergraben und recht zugedeckt sind; so sind sie vor aller Gefahr, (Diebes-Finger ausgenommen,) gesichert, und sind im März und April noch eben so gut, als sie im Oktober und November waren.

Den Kartoffel-Bau im Großen zur Nahrung für Menschen zu empfehlen, würde wiedersinnig seyn; und auf eine Anpreisung derselben zum Futter für das Vieh würden wenig Landwirthe sonderlich hören, so lange sie nicht von dem Werthe dieses Futters gehörig überzeuget sind.

Um diesen Punkt ins Reine zu bringen, fieng ich vor acht Jahren eine Reihe von Experimenten an, von denen ich hier das Resultat vorlegen will.

Eigentlich ist bei dem Kartoffel-Bau nicht bloß auf den Profit zu sehn, den die Kartoffeln selbst geben können, sondern man muß denselben vornehmlich als ein herrliches Mittel betrachten, das Land zu reinigen, und es auf das vollkommenste zu einer Getraide-Aerndte zuzurichten. Es ist ein mächtiger Unterschied zwischen einer kostspieligen Braache und einer einträglichen Aerndte in der Braache: deßwegen kann und muß der Landwirth zufrieden seyn, wenn ihm die Kartoffeln auch nur die Kosten einer reichlichen Düngung wieder eintragen und ihm das Land rein halten.

Ich habe mir erzählen lassen, daß einige Landwirthe zu mehrern malen nicht weniger als 1000

Engs

Englische Scheffel (bushels) Kartoffeln auf Einem Morgen Landes erbauet haben sollen: aber sogar schmeichelhaft sind meine Experimente nicht ausgefallen; und vermuthlich wurden auch dergleichen starke Aerndten nicht auf freiem Feld im Großen, sondern nur im Kleinen und auf Garten-Beeten in einem Boden erbauet, der wohl ziemlich durchgehends aus einer Masse von lauter verfaultem Miste bestehn mochte.

Solche Versuche sind immer trüglich. Ich für meinen Theil habe nie mehr Ertrag gehabt, als einen Sack voll von einer Quadrat-Ruthe, oder 160 Säcke vom Morgen Landes; ob ich wohl recht gut weis, daß es möglich ist, von einigen Sorten, zum Beispiele von den Surinamer, von den Edel-Ochsen (Ox-noble), und von den Pferde-Beinen (Horse-legs), eine größere Menge zu erbauen: aber sind denn auch diese Kartoffel-Arten so nahrhaft? das glaub' ich nicht. —

Was den Boden anlangt, der zum Kartoffel-Bau am vortheilhaftesten ist, so leidet es keinen Zweifel, daß ein fruchtbarer Lehm, mit Sande gemischt, das beste Erdreich sey; jedoch können Kartoffeln in allerlei Boden von lockerer Textur mit Nutzen gebaut werden.

Je fruchtbarer der Boden ist, desto ergiebiger fällt die Aerndte aus, — welches einen Unterschied von 50 bis zu 150 Säcken, (den Sack zu 240 Pfun-

den

den gerechnet,) vom Morgen Landes ausmachen kann. Jedoch darf der Landwirth nicht so viel auf die Kräfte der Bodens-Güte rechnen, daß er darüber die nöthige Düngung versäumte. Auf Einen Morgen Landes gehören sich nicht weniger als zwanzig Fuder; und zu einem Fuder rechne ich ein Gewicht von 30 Englischen Scheffeln. Unter allen Dung-Arten ist Pferde-Mist, recht durchgefault, die beste; nächst diesem kömmt Schweine-Mist, und nach diesem alle andre Arten von thierischem Miste.

Kalk, Mergel, Kreiden-Erde, Seifensieder-Asche und alte Lumpen schaffen da nicht viel Nutzen, und thun in manchen Fällen wohl gar Schaden, indem sie die Kartoffeln anbrüchig machen. Grüne Wicken, oder Klee, untergepflügt vor der Kartoffel-Pflanzung, ist eine gute Düngung.

Man lasse sich, so viel möglich, angelegen seyn, in trocknem Wetter, entweder im April, oder doch zeitig im Mai zu pflanzen. Man brauche starke Setz-Pflanzen; dieß heißt, man lese die größten und schönsten Kartoffeln zum Saamen aus, und schneide sie von der Krone bis zur Wurzel in zwei Stücke. Obgleich dem gelehrten und unermüdeten Dr. Jakob Anderson die Experimente, die er mit dem Kartoffel-Bau angestellt hat *), dem Anscheine nach

*) Hiervon ein ander mal in unsern Oekonomischen Heften ein Mehreres. Ueb.

nach Ursache genug geben, ganze Kartoffeln zum Saamen anzupreisen; so haben mich doch meine Versuche durchgängig auf eine gegentheilige Folgerung geleitet: und ich wünschte, daß noch mehrere aufmerksame Landwirthe ihr Gutachten über diese Sache geben möchten, damit aus dergleichen gesammeltem Unterricht ein entscheidender Schluß gezogen werden könnte.

Alle zwei Jahre wechsele man mit dem Saamen, und verschaffe sich diesen zu seiner neuen Pflanzung so weit von seiner Heimath, als man kann.

Man bedecke die ausgesteckten Kartoffel-Stücke mit nicht mehr als drei Zollen hoch Erde, und gebe dabei besonders auf die Dohlen Acht, welche mittelst ihres scharfen Geruchs dergleichen Saamen leicht ausfindig machen, und große Plünderungen daran verüben würden. Wann die Pflanzen ungefähr 3 Wochen aufgegangen sind; so schicke man seine Leute zum Jäten und Behacken aufs Feld: nur aber lasse man sie, so bald die Pflanzen Wurzel-Fasern zu treiben und ihre Knollen anzusetzen beginnen, auf keine Weise die Hacke weiter brauchen; sollte sich hier und dar ja ein Unkraut zeigen, so rotte man dasselbe lieber mit den Händen aus.

Kann man Arbeits-Leute genug haben; so lasse man die Kartoffeln lieber ausgraben, als ausackern: und wenn man sie ausgraben läßt; so halte

man

man die Leute nur dazu an, daß sie ihren Spaten unter die Kartoffeln hinein stoßen, und nicht senkrecht hinein graben. Dadurch wird verhütet, daß die Knollen nicht zerschnitten werden.

Auf keinen Fall lasse man bei nassem Wetter ausgraben; und was ausgegraben ist, das bringe man auf der Stelle folgender Maaßen in Verwahrung. Man mache an einer trocknen Stelle auf dem Felde eine Grube, acht Zoll tief und vier Fuß breit; streue eine dünne Lage von dürrem Stroh auf den Grund, und an die Seiten; werfe sodann die Kartoffeln hinein, und baue sie zu einer Höhe von vier Fuß über einander, so daß die obersten in der Form eines Dachs abhängig zu liegen kommen. Ueber die auf solche Weise geschichteten Kartoffeln lege man ein Bette von dürrem Stroh sechs bis acht Zoll dick, bedecke dasselbe mit Erde, die man aus und neben der Grube ausgegraben hat, und drücke und schlage sie nach und nach immer fester auf, bis sie einen Fuß dick wird. Endlich lasse man den Stroh-Decker das Ganze mit Stroh, mit Schilf, oder mit Kartoffel-Ranken so dicht bedecken, daß kein Regen eindringen könne.

Auf diese Art habe ich viele tausend Säcke Kartoffeln in den härtesten Wintern völlig unversehrt erhalten.

Es giebt unterschiedliche Arten, Kartoffeln zu pflanzen; jedoch lassen sie sich füglich allesammt unter

ter zwo Rubriken bringen, das Pflanzen in Reihen, und das willkührliche Pflanzen ohne bestimmte Ordnung. Beiderlei Arten lassen sich noch in Unter-Abtheilungen bringen: da ich aber nicht willens bin, den Leser damit zu ermüden, daß ich mich in eine Erörterung des verschiedentlichen Werthes derselben vertiefte; so will ich bloß sagen, daß mich meine gehabte Erfahrung bewegt, der unregelmäßigen Pflanzungs-Art den Vorzug zu geben, und meine Kartoffeln auf Beete von fünf Fuß breit, in Zwischen-Räume oder Gänge von drei Fuß, welche ausgegraben und auf die Beete geworfen werden, und die Reihen einen Fuß weit von einander zu pflanzen. Nun mag das Wetter so naß seyn, als es immer will, so liegen meine Kartoffeln trocken. Auch kann man, wenn man sie jäten und behacken will, zu jeder Pflanze kommen, ohne auf eine zu treten. Ueberdieß wird auch, wenn sie so dicht gepflanzt stehen, durch den dicken Schatten des Kartoffel-Kräutigs eine so faule Gährung bewirket, daß der Boden immer mehr verbessert, und das Unkraut vollkommener zerstöhret wird, als auf irgend eine andere Weise geschehn kann. Durch das Behacken mit dem kleinen Pflug hingegen werden die Kartoffeln zerschnitten, und die Fasern oder Ranken, an denen sich die Knollen ansetzen und bilden, zerrissen.

Ich schreite nunmehr zu der Beschreibung meiner Experimente, die eine siebenjährige, ziemlich

ins Große gehende Probe, und zwar in vielerlei Pflanzungs-Arten enthalten: und sollten sich auch viele, die in ihren Vorstellungen von diesem Gewächse zu weit gegangen sind, in dem Resultate, welches sich am Ende aus allen meinen Versuchen ergiebt, in ihrer Erwartung betrogen finden; so kann ich hierzu weiter nichts sagen, als daß nach meiner völligen Ueberzeugung der Bericht von einem schlecht ausgefallenen Experimente nicht minder Nuzzen schaffen könne, als die Nachricht von dem glücklichsten und erwünschtesten Erfolg eines Experiments.

1784.

Experiment No. 1. sieben Morgen Landes.

Cultur, Kosten und Ertrag eines Feldes von sieben Morgen, leichter kiesigen Lehm-Bodens, über einem Unter-Grunde von Kalkstein-Felsen, zu etwan 8 Schillingen Pacht-Zinse vom Morgen. Dieses Feld war noch im J. 1783 ein Stück von dem Forste des Mendip-Gebirges, und in seinem offen liegenden, uneingehegten Gemeinheits-Stand ungefähr 3 Schilling und 6 Stüver der Morgen, werth gewesen.

Kosten.	Pf.	Sch.	St.
Den Ginster und ander Gestrippe wegzuhauen, und verschiedene Ungleichheiten zu ebnen, 5 Schillinge für den Morgen,	1	15	0

1783.

1783. October.

	Pf.	Sch.	Pf.
Transport	1	15	0
Das erste mal den Boden mit dem schweren Pflug aufzureißen, 12 Schillinge für den Morgen,	4	4	0

1784. März.

Den Neubruch in die Quere zu ackern, 10 Schillinge für den Morgen,	3	10	0

April.

Mit einer schweren und weit gespannten Stachel-Walze das Feld in die Länge und in die Quere zu bearbeiten, 6 Schillinge für den Morgen,	2	2	0
140 Quarters *) Kalk, 1 Schilling 4 Stüver für das Quarter,	9	6	8
Fuhr-Lohn davon, 6 Stüver für das Quarter,	5	10	8

Mai.

Den Kalk auf dem Feld auszustreuen, 9 Stüver für den Morgen,	0	5	3
Den Kalk einzueggen, 1 Schill. für den Morgen,	0	7	0
	26	19	11

Zum

*) Das Quarter hält 8 Englische Scheffel (bushels).

	Pf.	Sch.	St.
Transport	26	19	11
Zum dritten male das Feld zu pflügen, 3 Schillinge für den Morgen,	1	1	0
Zu eggen, 1 Schilling,	0	7	0
In 8 Fuß breite Beete und 4 Fuß breite Gänge zu pflanzen,	6	6	0
49 Säcke (jeder von 240 Pfunden) schottische Saamen-Kartoffeln, 6 Schillinge für den Sack,	14	14	0

(NB. die Pflanzen einen Fuß weit aus einander.)

Die Pflanzen entzwei zu schneiden, zu 3 Stüvern für einen Sack,	0	12	8

Junius.

Raben und Krähen vom Feld abzuhalten,	0	6	0
Zu behacken, (Bier dabei mit eingeschlossen,) 5 Schillinge für den Morgen,	1	15	0

Julius.

Die Pflanzen mit der lockern Erde aus den gegrabenen Gängen zu behäufeln, 5 Schillinge für den Morgen,	1	15	0
	51	16	2

October und November.

	Pf.	Sch.	St.
Transport	51	16	2
Die Kartoffeln auszugraben und zu verwahren, 40 Schillinge für jeden Morgen,	14	0	0
Pacht-Zinse, (keine Zehndten-Steuer),	2	16	0
Zinse vom angelegten Capital, 5 Schillinge für den Morgen,	1	15	0
Sämmtliche Kosten *)	70	7	2

Ertrag.

	Pf.	Sch.	St.
Fünf hundert und fünf Säcke, wovon mich jeder einen Preis von etwan 2 Schillingen und 10 Stüvern zu stehn kam,	71	10	10

Bemerkungen.

Ohne allen Zweifel wird es viele von meinen Lesern nicht wenig Wunder nehmen, daß sich die Kosten

*) Diese überaus hohen Auslagen, die sich bei jedem Englischen Morgen auf 10 Pf. Sterl. belaufen, beweisen, wie nöthig das Abplaggen und Brennen solcher Lehden sey; eine Operation, die in den westlichen Grafschaften von England nicht mehr kostet, als zweimaliges Pflügen. Der Waizen-Bau scheint sogar nach zweimaliger Saat fehl geschlagen zu seyn.

Anm. v. Arth. Young.

Kosten dieser Kartoffel-Saat so hoch beliefen: doch kann ich, selbst bei meiner nunmehrigen Erfahrenheit, nicht mehr als einen ausschweifenden Kosten-Artikel ausfindig machen; dieß ist das Ausgraben. Diese Arbeit kostete mich 5 Stüver für jeden Sack voll; und die Löcher zu machen, nebst der Mühe, die Kartoffeln darinnen gegen die Winter-Witterung zu verwahren, erforderte ebenfalls beinahe 4 Pfund Sterlings. Vielleicht hätte mich das alles nicht mehr, als 4 Stüver für jeden Sack, kosten sollen.

Was die Quantität der Saamen-Kartoffeln anlangt, über die sich manche verwundern können, so muß ich erinnern, daß große Stücke zu pflanzen, freilich eine größere Quantität Saamen erfodre, als wenn man sich dazu kleiner Stücke bedient.

Die Rubrik der Zinse von dem, in ein ökonomisches Unternehmen gesteckten Capital habe ich in meinen Berechnungen schon längst eingeführt, und dieß, glaube ich, mit Rechte. Was das Quantum betrift, so wird selbiges nach folgenden Principien bestimmet. Hundert Morgen Landes erfodern unter der Voraussetzung, daß sie, eins ins andre gerechnet, der Morgen 20 Schillinge werth sind, ein Capital von 500 Pfunden Sterlings; folglich

beläuft sich die Zinse zu 5 Pro-Centen auf 5 Schillinge vom Morgen *).

Bei alle dem ist hier ein wildes, rohes Stück Landes, welches in seinem uneingeheegten Stande nur 3 Schillinge der Morgen werth war, mit einer einzigen Saat in einen solchen Stand der Mürbigkeit und Melioration versetzet, daß es nunmehr 15 Schillinge werth ist, und alle Unkosten bezahlet hat — vorausgesetzt, daß die Kartoffeln 2 Schillinge und 10 Stüver der Sack werth sind.

Das Feld wurde darauf mit Waizen besäet; freilich aber verzog sich die Zeit der Einsaat unvermeidlicher Weise bis spät in den tiefen Herbst. In einem kalten Klima, und in leichtem Boden säe ja Niemand nach einer Kartoffel-Aerndte unmittelbar Waizen, sondern stürze das Feld, und lasse es den Winter über zu einer Sommer-Frucht liegen. Und vielleicht ist es gute Wirthschaft, dieses mit jederlei Art von Boden zu thun.

1785.

*) Als General-Regel bei einer Wirthschaft kann das gelten, keinesweges aber beim Kartoffel-Bau, welcher in den vorliegenden Experimenten offenbar drei bis vier mal so viel Ausiagen erfodert hat.

Anm. v. Arth. Young.

1785.

Experiment No. 2. — 8 Morgen.
— 3. — 12 ——
— 4. — 12 ——
32 Morgen.

No. 2. Acht Morgen.

Das Feld war ein leichter, kiesiger Lehm-Boden, 20 Schillinge der Morgen werth, und war drei Jahr vorher mit Esparsette besäet worden, die nicht einschlagen wollte. Dieses Feld ward in Beete von 8 Fuß in der Breite getheilt, zwischen welchen man 4 Fuß Raum zum Ausfüllen ließ. Hierauf wurde Mist aus dem Wirthschafts-Hofe, 20 Fuder auf jeden Morgen, so gleich, wie möglich, über die Beete ausgebreitet, und die Pflanzen wurden in einer Entfernung von einem Fuß darauf gesteckt. Der Zwischenraum oder Gang zwischen den Beeten wurde sodann aufgegraben, die Pflanzen zu decken, so daß das Graas, oder Raasen auf Raasen; niederwärts zu liegen kam.

Kosten.

1785. April.

	Pf.	Sch.	St.
Für das Pflanzen, zu 1 Pf. 11 Sch. 6 St. für den Morgen,	12	12	0
Getränk bei dieser Arbeit,	1	11	0
	14	3	0

Saamen

	Pf.	Sch.	St.
Transport	14	3	0
Saamen, 7 Säcke auf den Morgen, zu 5 Sch. 6 St. ;	15	8	0
Mist zu 3 Sch. das Fuder (mit Einschlusse des Fuhr-Lohns),	24	0	0
Die Kartoffeln zu zerschneiden, zu 3 St. vom Sack, ;	0	14	0
Mai.			
Zu behacken, 5 Sch. für den Morgen,	2	0	0
Erde aufzuschaufeln und anzudrücken,	2	0	0
Julius.			
Mit der Hand zu jäten, zu 2 Sch. 6 St. der Morgen, ;	1	0	0
October.			
Auszunehmen und zu verwahren,	14	3	0
Pacht-Zins und Zehndten-Abgabe, 25 Sch. ;	10	0	0
Zäune und Wege, 6 St. vom Morgen, ; ;	0	4	0
Capitals-Zinse, ;	2	0	0
	85	12	6

Ertrag.

564 Säcke; der Sack kostete mich also in der ersten Hand ungefähr 3 Schillinge.

No. 3. **Zwölf Morgen.**

Eben solcher Boden, wie bei dem vorigen; — trug im J. 1784 Haser, wovon die Stoppel gleich nach

der Aerndte untergepflügt ward. Im März 1785 ward es in die Quere geackert, und sorgfältig geeggt. Darauf wurden Linien in die Länge mit einem Pfluge von doppelter Brust-Schaufel in einer Entfernung von vier Fuß gezogen, und wurde Mist aus dem Wirthschafts-Hof in diese Furche, 12 Fuder auf jeden Morgen, ausgestreut. Auf diese Furchen wurden die Pflanzen in einer Entfernung von 9 Zollen gesteckt, und sodann mit einem leichten Pfluge behäufelt. Als hernach die Kartoffeln ungefähr sechs Zoll hoch aufgegangen waren, ward an der einen Seite der Pflanzen eine Furche gepflügt, und acht Tage darauf an der andern Seite noch eine Wende-Furche gezogen. Alsdann wurden die Beete zwischen den Pflanzen mit der Hand behacket, worauf die zwischen-liegende Erde mit dem Pfluge von doppelter Brust-Schaufel den Pflanzen wiedergegeben ward. Hernach wurden sie wieder obenhin mit der Hand behacket. Es erforderte große Sorgfalt, so wohl nach dem Pflanzen, als nachdem die Knollen sich gebildet hatten, die Dohlen davon abzuhalten: denn die breiten Zwischenräume und die Erhöhung des Bodens, auf dem die Kartoffeln wuchsen, gab ihnen nur allzubequeme Gelegenheit, ungehindert zu den Kartoffeln zu kommen; und ich glaube in Wahrheit, wenn man sie nicht aufs genaueste gehütet hätte, sie würden die ganze Saat zu nichte gemacht haben. Wie die Sache wirklich stand, thaten sie noch Schaden

genug.

genug. Ehe ich die Kartoffeln ausnehmen ließ, wurde noch in die Mitte des Zwischenraums eine Furche geworfen, so daß die Ausgraber nur ein kleines Stückchen Erde umzuwühlen hatten.

Kosten.

1784. October.

	Pf.	Sch.	St.
Zuförderst die Hafer-Stoppel unterzupflügen, 3 Schilling für jeden Morgen, =	1	16	0

1785. März.

Das Feld in die Quere zu pflügen, 3 Schill. für den Morgen,	1	16	0
Zu eggen, 1 Schill. für den Morgen,	0	12	0

April.

Furchen zu ziehen,	0	5	0
Düngung, 3 Schill. das Fuder,	21	12	0

Mai.

Den Dung auszubreiten, zu pflanzen, u. s. w. 15 Schill. für den Morgen,	9	0	0
Saamen, und Zerschneiden der Saamen-Kartoffeln, 5 Säcke auf jeden Morgen,	21	12	0
	56	13	0

Be-

Junius.

	Pf.	Sch.	St.
Transport	56	13	0
Behacken mit dem kleinen Pflug, 3 Schill. für den Morgen,	1	16	0
Zwei mal mit der Hand zu behacken, 5 Schill. für den Morgen,	3	0	0
Die Raubvögel zu scheuchen,	1	4	0

October.

Wende-Furchen an den Kartoffeln,	0	6	0
Auszugraben und zu verwahren,	14	11	0
Pacht-Zins und Zehndten-Steuer, 25 Schill. vom Morgen,	15	0	0
Zäune und Wege, 6 St. für jeden Morgen,	0	6	0
Capitals-Zinse, 5 Schill. für jeden Morgen,	3	0	0
Pf.	95	16	0

Ertrag.

621 Säcke, wovon mich der Sack 3 Schilling 1 Stüver kostete.

Ein Theil von diesem Felde war mit meinen eignen Saamen-Kartoffeln, und der andre mit schottischem Saamen, der damals eben ins Land gebracht wurde, bepflanzet. Letzterer gab die beste Aerndte, welche die meinigen beinah um ein Drittheil überstieg.

NB.

NB. Sollte einer oder der andre Leser meinen, daß der Preis für die Pflug-Arbeit noch zu niedrig angesetzt wäre; so muß ich ihm sagen, daß alle meine Acker-Arbeit mit dem Doppelfurchen-Pfluge verrichtet wird, mit welchem mein Ackermann ohne Schwierigkeit dritthalb Morgen Landes mit vier Ochsen binnen acht Stunden umackern kann. Ich weis Fälle, wo er zwanzig Morgen Landes vier Zoll tief, und neun Zoll breit, binnen 6 Tagen gepflügt hat. Dieses wird manchem unglaublich scheinen; aber es ist nichts desto weniger wahr, und kann, wenn's Noth thut, ferner geschehen *).

No. 4.

*) Die hier gegebene Erläuterung ist bei weitem nicht hinreichend: der Preis der Pflug-Arbeit ist nicht blos nach der dazu angewandten Zeit zu rechnen, sondern auch nach der, die verlohren geht. Ein Gespann kostet mich bei nasser Witterung, in der es nichts thut, eben so viel zu unterhalten, als beim schönsten Wetter: und es giebt nicht viel Wirthschaften, bei denen ein Gespann 300 Tage im Jahr arbeiten kann. 260 bis 270 Tage würden der Wahrheit vielleicht näher kommen. Nach dieser Tage-Zahl also muß die jährliche Auslage eingetheilt werden, wenn man genau bestimmen will, was das Pferd oder der Ochs einen Tag lang koste; und so gerechnet, kann kein Englischer Morgen Landes für 3 Schillinge gepflügt werden, es müßte denn Sand-Boden seyn. Hat Herr Billingsley andre Pflüge, als die im Lande bräuchlich sind; so wird ihn auch wohl die Abnuzzung desto höher zu stehn kommen.

Anm. v. Arth. Young.

No. 4. Zwölf Morgen.

Eben solcher Boden, wie bei'm vorhergehenden; gleiche Beschaffenheit des Landes; Saat und Cultur vor der Kartoffel-Pflanzung ebenfalls gleich. Alsdann ward eine Furche etwan 3 Zoll tief mit einem leichten Pfluge von Norden nach Süden hin gemacht, Mist auf den Acker gefahren, und in kleinen Haufen in einer geringen Entfernung von einander abgeladen, worauf die Weibsleute, die ich zum Pflanzen brauchte, anfiengen, die Pflanzen ungefähr zwölf Zoll weit aus einander in die Furche zu setzen, und sie sodann mit einer dünnen Lage von Miste zu bedecken.

Darauf kamen die Männer, die in einer Entfernung von 18 Zollen von der gepflügten Furche einen derselben parallel laufenden Graben von gleicher Tiefe machten, und die ausgegrabene Erde auf und an die gepflanzten Kartoffeln legten. In diesem ausdrücklich gemachten Graben setzten noch ein Weib und ein Mann die Arbeit auf die nämliche Weise fort, so daß die Kartoffeln in Reihen 18 Zoll weit aus einander, und jede Pflanze um einen Fuß weit von der andern zu stehn kamen.

Es wurden eben solche und eben so viele Saamen-Kartoffeln, und eine eben so starke Quantität von Miste gebrauchet, wie bei dem vorhergehenden Experimente. Zu Anfange des Junius wurden meine Kartoffeln sorgfältig mit der Hand, für 6

Schil-

Schillinge der Morgen, behacket. Nachdem dafür gesorgt war, wurde keine sonderliche Mühe weiter erfodert, weil die Pflanzen so dick wuchsen und so gänzlich den Acker bedeckten, daß sie alles Unkraut erstickten. Wenn der Boden gut ist, und Mist genug herbei geschafft werden kann; so ist dieß eine unvergleichliche Methode. Das Feld wird dabei nicht durch das Treten von Pferden derb getreten, und die Erde wird durch das Graben so locker auf die Kartoffeln gelegt, daß die Wurzeln kein Hinderniß finden, sich auszubreiten. Gar zu weite Zwischenräume gefallen mir eben so wenig beim Getraide-Bau, als bei Hülsen-Früchten oder Wurzel-Gewächsen; und vermuthlich wird der Getraide-Bau mit der Säe-Maschine, dem man in England itzt so übermäßig ergeben ist, von nicht gar langer Dauer in der Praxis bleiben. Ich könnte allerlei Einwürfe dawider machen, die aus meiner eignen Erfahrung fließen: aber ich will doch aus dieser keineswegs übereilter Weise die Folgerung ziehen, daß der Gebrauch der Säe-Maschine nicht wirklich auf sehr dürftigem Boden vorzuziehen seyn sollte, wo es des Behackens im Sommer bedarf, wenn die Saat gedeihen und zu einiger Vollkommenheit reifen soll *).

Erste

*) Dieß ist eine sehr wichtige, der vorliegenden Materie außerwesentliche Bemerkung, die aber von einem Manne kömmt, dessen Bemühungen vorzüglich beherzt, und dessen Einsicht und Erfahrung in der Landwirth-

Kosten.

	Pf.	Sch.	St.
Erste und zweite Arbeit mit dem Pflug und der Egge, wie bei dem vorhergehenden Experiment,	4	4	0
Düngung,	21	12	0
1785. Mai.			
Zu pflanzen, 18 Schillinge für jeden Morgen,	10	16	0
Saamen, 96 Säcke, zu 6 Schillingen jeder Sack,	28	16	0
Junius.			
Mit der Hand zu behacken, 6 Schillinge der Morgen,	3	12	0
Raben und Krähen zu scheuchen,	0	9	0
Auszuackern, 20 Schillinge der Morgen,	12	0	0
Fuhrlohn, Gruben zu machen und zu verwahren,	6	0	0
Pacht-Zinse, u. s. w. wie oben,	18	6	0
Pf.	105	15	0

Ertrag.

968 Säcke, der Sack kostete mich 2 Schill. 2 Stüv.

Bemer-

wirthschaft unstreitig sind, und die also desto mehr Aufmerksamkeit verdient. Ich bin ziemlich geneigt, gleicher Meinung zu seyn; iedoch zweifle ich nicht, daß in einzelnen Fällen, bei vorzüglich angewandter Sorgfalt, die Säe-Maschine oft genug den Vorzug behalten könne. Anm. v. Arth. Young.

Bemerkungen.

In diesem Experimente ließ ich mir, so viel möglich, angelegen seyn, aufs genaueste zu erforschen, bei welchem von beiden, ob bei dem Ausackern oder bei dem Ausgraben der Kartoffeln, am meisten Nutzen sey; und ich fand, daß ein zweispänniger Pflug, ein Acker-Knecht, ein Pferde-Junge, acht Weiber zum Auflesen, und ein Paar Männer, die Wagen zu fahren, mit nicht viel mehr, als einem halben Morgen in einem Tage, fertig werden konnten. Mithin lassen sich die Kosten hiervon nicht geringer ansetzen, als auf 20 Schillinge von jedem Morgen.

Ich hätte diese Kartoffeln zu vier Stüvern für jeden Sack, oder für 1 Pfund 6 Schillinge und 8 Stüver jeden Morgen, ausgraben und zu den Löchern, (wenn diese auf dem nämlichen Felde gemacht worden wären,) bringen lassen können *). Nun ist das Ersparniß von einigen Schillingen an jedem Morgen kein Ersatz für die Menge von Kartoffeln, die durch das Auftreten der Pferde zerquetschet werden,

*) Was im Felde zurücke geblieben sey, ist ungewiß. Wer da ausgräbt, läßt so gut zurück, als wer auflieſt: jedoch kömmt beim Auflesen viel auf eine einfurchige Egge an, welche die Furche dermaßen aufreißt, daß die Wurzeln nackt und bloß zu liegen kommen.

Anm. v. Arth. Young.

—den, und für die vielen, die, wenn die Aufleſer auch noch ſo ſorgfältig ſind, in der Erde zurücke bleiben — und für das Unterbleiben des Zerbröckelns der Erde beim Ausackern, in Vergleichung gegen das Ausgraben. — Ueberdieß hätte auch ſchwerlich eine einzige Art, zu pflanzen, gewählt werden können, die der Pflug-Arbeit ſo vortheilhaft geweſen wäre, wie dieſe. Wären die Kartoffeln auf Beete mit Zwiſchenräumen gepflanzt geweſen; ſo hätte das Ausgraben mit weniger Koſten verrichtet werden können, als das Auspflügen. Zu folge dieſer Probe und vieler andern mehr bin ich geneigt, dem Ausgraben der Kartoffeln in jedem Falle, wo Arbeits-Leute zu haben ſind, den Vorzug vor dem Ausackern zu geben.

1786.

Experiment No. 5. funfzig Morgen Landes.

Der Boden beſtand aus einem zähen Torf-Grunde *), 18 Schillinge der Morgen. — Es waren zwei Felder, welche erſt ſeit vier Jahren her aufgebrochen, und voller Moos waren. Sie wurden im November geſtürzt, im folgenden März in die Quere gepflügt, darauf geeggt, und im Mai auf fünf Fuß breite Beeten in drei Fuß breiten Gängen bepflanzet.

Koſten

*) Woodcock loam.

Kosten.

1785. November.

	Pf.	Sch.	St.
Zu stürzen, 5 Schillinge für jeden Morgen,	12	10	0

1786. Mai.

In die Quere zu ackern, 5 Schillinge für den Morgen,	12	10	0
Zu eggen, 2 Schill. für den Morgen,	5	0	0

April.

500 Quarter Kalk, zu 1 Schill. 10 Stüv. das Quarter geliefert,	45	16	0
600 Fuder Mist, 3 Schill. das Fuder,	90	0	0
Saamen-Kartoffeln (zum Theil schottisch) 400 Säcke, 7 Schillinge für jeden Sack,	140	0	0
Die Saamen-Kartoffeln zu zerschneiden und zu pflanzen, 19 Schillinge der Morgen,	47	18	0
Die Raubvögel zu scheuchen,	1	19	0
Mit einem Spaten zu behacken,	27	0	0
Auszugraben und zu verwahren,	81	0	0
Pacht-Zins und Zehnden,	50	0	0
Zäune und Wege,	1	5	0
Capitals-Zinse,	12	10	0
Pf.	527	8	0

Ertrag.

3850 Säcke voll, von denen mich jeder 2 Schill. 9 Stüv. in der ersten Hand kostete.

Bemerkungen.

Die eine Hälfte von obigen 50 Morgen wurde zu Anfange des folgenden Novembers mit Waizen besäet; die andre Hälfte wurde gebraacht, über Winters zu einer Sommer-Saat liegen gelassen, und zu folge dessen auch im April mit Hafer besäet. Der Erfolg hiervon war, daß der Hafer ungewöhnlich schön, der Waizen hingegen überaus mittelmäßig gerieth — weil die Saat während des Winters größten Theils von Regenwürmern verdorben wurde.

Dieser unglückliche Erfolg hat sich bereits durch vielfältige Erfahrungen zu Tage gelegt *). Also hüte man sich, Waizen in leichten Boden zu säen, und verlasse sich drauf, daß in dergleichen Fällen eine Hafer-Aerndte mehr Werth haben werde, als eine Waizen-Aerndte. Ueberdieß kömmt man auch dadurch in eine beßre Cultur-Ordnung, welches ein Punkt von Wichtigkeit ist.

1787.

*) Die Nachricht ist, meines Erachtens, recht gut, und stimmt mit meiner eigenen Erfahrung völlig überein. Ich für meinen Theil habe unmittelbar nach Kartoffeln noch nie eine gute Waizen-Aerndte gehabt. Dieß hat zweierlei Ursachen; erstlich, weil der Boden gar zu sehr zerpülvert ist; und zweitens, weil die Kartoffel den Boden dermaßen aussaugt, daß für den Waizen nicht Nahrung genug darinnen übrig bleibt.

Anm. v. Arth. Young.

1787.

Experiment No. 6. — 8 Morgen.
— 7. — 2 —
— 8. — 50 —
60 Morgen.

No. 6. Acht Morgen.

Grund und Boden eine schwarze Erd-Art, die dem Torf nahe kam, und darunter, in einer Tiefe von nicht mehr als vier Zollen, ein fester weißer Thon.

Diese Boden-Art ist so leicht, wie Spreu, und kann keine Art von Getraide, (Buchwaizen ausgenommen,) zur Vollkommenheit bringen. Ich hatte diesen Boden im Jahr 1786 gekälcht und mit Hafer besäet: allein diese Saat welkte ab, ehe sie nur Aehren ansetzte, ob sie gleich, da sie zuerst aufgegangen war, ein schönes, blühendes Ansehen gehabt hatte.

Ich braachte dieses Feld, bepflanzte es sodann auf fünf Fuß breiten Beeten und in drei Fuß breiten Gängen. Bei dem Aufgraben der Zwischenräume oder Gänge ließ ich, um die Saamen-Pflanzen zu bedecken, meine Leute so tief graben, daß zwei bis drei Zoll Thon-Erde herauf kamen. Nach dem Behacken wurden die Pflanzen mit noch zwei bis drei Zollen Thon-Erde dergestalt behäufelt, daß nunmehr die Beete wenigstens um einen Fuß hoch

über

über die Gänge erhöhet waren. Als sie hernach ausgegraben wurden, gab ich den Arbeits-Leuten noch 5 Schillinge für jeden Morgen extra, die Beete in gleiche Linie mit den Gängen niederzugraben; dadurch ward ein großer Theil von der Thon-Erde aufs innigste mit der leichten, schwammigen Oberfläche vermischet.

Hiermit wurde dem Fehler des Bodens völlig abgeholfen, und das Feld trug im folgenden Jahr eine sehr gute Hafer-Aerndte; es ist auch, von selbiger Zeit an, 20 Schillinge der Morgen werth gewesen *).

Kosten.

1786. November.

	Pf.	Sch.	St.
Die Hafer-Stoppel unterzupflügen, 3 Schill. für den Morgen,	1	4	0
1787. April.			
Das Feld in die Quere zu ackern, 3 Schillinge für den Morgen,	1	4	0
Zu eggen, 2 Schillinge für den Morgen,	0	16	0
Kalk im vorigen Jahr aufs Feld gebracht, und keine Aerndte,	14	8	0
	17	12	0

Pflan-

*) Ein überaus wichtiges Experiment.
Anm. v. Arth. Young.

	Pf.	Sch.	St.
Transport	17	12	0
Pflanzung zu 25 Schillingen jeder Morgen,	10	0	0
Saamen-Kartoffeln, 64 Säcke, zu 6 Schillingen der Sack,	19	4	0
Die Saamen-Kartoffeln zu zerschneiden, 3 Stüver für den Sack,	0	16	0

Junius.

Zu behacken, 4 Stüver für jeden Morgen,	1	12	0

Julius.

Zu behäufeln, 10 Schillinge für den Morgen,	4	0	0
Die Raubvögel zu scheuchen,	0	6	0

November.

Auszugraben und zu verwahren, 35 Schillinge für jeden Morgen,	14	0	0
Pacht-Zinse,	4	0	0
Zäune, u. s. w.	0	4	0
Capitals-Zinse,	2	0	0
Pf.	73	14	0

Ertrag.

564 Säcke voll, deren jeder mich 2 Schill. 8 Stüv. in der ersten Hand kostete.

No. 7. Zween Morgen.

Der Boden zu diesem Experimente war ein Stück vom Mendip-Forst, und gehörte zu dem Antheile, welches mir bei der Gemeinheits-Theilung in dem Kirchspiele Shepton-Mallet zum Loose zugefallen war. Dieses Stück Landes wurde von den Theilungs-Commissarien auf 2 Schillinge 6 Stüver der Morgen geschätzt. Im März-Monate steckte ich das darauf stehende Gestripp in Brand, worauf das Feld in acht Fuß breite Beete abgetheilt wurde, so daß Zwischenräume von vier Fuß breit zu den Gängen blieben. Auf diese Beete wurde Schweine-Mist, 30 Fuder voll auf jeden Morgen, gestreut; und auf diesen Dung wurden die Pflanzen, in 18 Zoll weit von einander entfernten Reihen, 9 Zoll weit aus einander gesteckt.

Die wilde Oberfläche der Zwischenräume oder Alleen ward hierauf mit der Schaufel ausgegraben, und zwischen die Pflanzen gelegt, worauf auch etwas mit Miste vermischte Erde gegraben ward, um die Pflanzen damit zu bedecken. Die lockere Erde oder die Klöse blieben indessen liegen, damit sie, wann die Kartoffeln aufgegangen seyn würden, an dieselben geschaufelt werden könnten.

Der Ertrag von diesem Felde wurde, nachdem er gehörig abgebracht war, bis zum folgenden Mai aufbewahrt, und sodann zu einem Preise von 9 Schillingen für den Sack völlig verkaufet. Dieses

ist

ist ein merkwürdiges Beispiel von dem Werth einer Kartoffel-Aerndte unter gewissen Umständen. Dieß mal machte der Ertrag vierzig mal den Werth des Landes nach seiner Taxe aus *).

Kosten.

1787. März.

	Pf.	Sch.	St.
Das Gestripp abzubrennen,	—	1	0
April.			
Zu pflanzen, 35 Schillinge für den Morgen,	3	10	0
Düngung, 3 Schillinge das Fuder,	9	0	0
Schottische Saamen-Kartoffeln, und Zuschneide-Lohn,	6	0	0
Mai.			
Zu eggen,	0	10	0
	19	0	0

*) Wer wollte nicht Kartoffeln bauen, wenn er den Englischen Scheffel mit 3 Schillingen bezahlt zu bekommen wüßte? Man thue es aber einmal, und treibe den Anbau dieser Frucht ins Große — und man kann hernach keinen Absatz finden. Von dergleichen Glücks-Fällen hat sich in verschiedenen Fällen schon mancher hinreißen lassen, der es hinterher sehr bereute, daß er sich überhaupt mit einem solchen Unternehmen befasset hatte.

Anm. v. Arth. Young.

Junius.

	Pf.	Sch.	St.
Transport	19	0	0
Die Gänge abzuschaufeln,	0	10	0

November.

Die Kartoffeln auszugraben, 4 Stüv. der Sack,	3	13	4
Sie zu verwahren,	1	0	0
Pacht-Zinse,	0	5	0
Zäune,	0	1	0
Capitals-Zinse,	0	10	0
Pf.	25	0	4

Ertrag.

220 Säcke, der Sack kostete mich 2 Schill. 3 Stüv. in der ersten Hand.

No. 8. Fünfzig Acker.

Ein vor drei Jahren aufgebrochenes altes Feld, welches durch Raasen, auf Raasen gelegt, gebaut und bepflanzet ward.

Kosten.

1787. April.

	Pf.	Sch.	St.
Tausend Fuder Mist, das Fuder für 3 Schillinge,	150	0	0
Pflanzen in 8 Fuß weit entfernten Reihen, auf 4 Fuß weit in den			

Reihen

	Pf.	Sch.	St.
Transport	150	0	0
Reihen zu stecken, 30 Schill. für jeden Morgen (oder 6 Stüver für jede 60 Fuß in der Länge),	75	0	0
Saamen-Kartoffeln, und zu zerschneiden, 400 Säcke, der Sack um 5 Schillinge,	100	0	0
Mai.			
Zu behacken, 5 Sch. für den Morgen,	12	10	0
Zu behäufeln, 5 Sch. für den Morgen,	12	10	0
October und November.			
Auszugraben, 6 Stüver für 60 Fuß lang,	75	0	0
Zu verwahren,	4	0	0
Pacht-Zinse, Zehndten-Steuer, u. s. w. 25 Schilling,	62	10	0
Zäune und Wege,	1	5	0
Capitals-Zinse,	12	10	0
Pf.	505	5	0

Ertrag.

3680 Säcke; der Sack kostete mich 2 Schilling 9 Stüver in der ersten Hand.

Bemerkungen.

Hier ist eine überaus reiche und kostspielige Düngung; und doch kosten die Kartoffeln nicht mehr, als 2 Schilling und 9 Stüver der Sack.

Eine

Eine Rüben-Aerndte würde unter gleichen Umständen, und im Punkte der Total-Auslage, ungefähr 200 Pfunde Sterlings geringer seyn: gäbe aber auch ein Rüben-Feld eine noch so reichliche Aerndte; so würden doch die Rüben nicht mehr werth seyn, als höchstens 150 Pfunde Sterlings. Folglich würde in Vergleichung mit Kartoffeln, vorausgesetzt daß der Sack davon 2 Schilling und 9 Stüver werth ist, immer eine Einbuße von 150 Pfunden seyn *).

1788.

*) Dieß ist aber nicht zu vermuthen. Denn bei der nachmaligen Verfütterung der Kartoffeln, (von der in der Folge die Rede seyn wird,) findet sich, daß in der Consumtion 156 Pfund Sterlings verlohren giengen. Aus jenem Bericht erhellt, daß die Kartoffeln 360 Pf. St. gutthaten; hier belaufen sich aber die Kosten auf 505 Pf. St. also ist da eine Einbuße von 145 Pf. St. Die Rüben-Rechnung hingegen würde folgender Maaßen stehen:

	Pf.	Sch.	St.	Pf.	Sch.	St.
Düngung,				150	0	0
Pflug-Arbeit, 4 bis 5 mal zu 3 Schill.	0	15	0			
Eggen, u. s. w.	0	1	0	40	0	0
	0	16	0			
Behacken, 6 Sch. 6 St.				16	5	0
				206	5	0

Pacht-

1788.

Experimente No. 9. — 7 Morgen.
— 10. — 80 —
— 11. — 10 —
— 12. — 20 —

117 Morgen.

No. 9. Sieben Morgen.

Das Feld war ein fruchtbarer Lehm-Boden, und hatte im Jahr 1787 Gerste, die mit der Säe-Maschine gesäet worden war, getragen. Da die Gersten-Stoppel sehr rein war, so wurde dieses Feld nach der Aerndte in drei Fuß breite Beete gepflügt, damit es im Winter trocken liegen könnte.

Im März-Monate ward eine Furche zwischen den Beeten aufgeworfen, worauf das Feld in die Quere

	Pf.	Sch.	St.
Transport	206	5	0
Pacht-Zins, u. s. w.	62	10	0
Einzäunung und Zinse,	13	15	0
	282	10	0
Valuta, wie sie Hr. Billingsley annimmt,	150	0	0
Verlust	132	10	0

Oder weniger, als beim Kartoffel-Bau. Hierzu rechne man den Unterschied der Feld-Bestellung, und daß die Rüben auf dem Felde von Schafen abgewaidet, aber die Kartoffeln abgebracht werden.

Anm. v. Arth. Young.

Quere gepflügt und tüchtig geeggt wurde. Dreißig Fuder durchfaulter Pferde-Mist, mit Träbern (Brewers hops) gemischt, wurden auf jeden Morgen gefahren. Das Pflanzen geschah dadurch, daß die Kartoffeln in Beete von etwan 8 Fuß breit gegraben wurden, so daß ein leerer, (nicht aufgegrabener) Raum von 2 Fuß zum Behäufeln blieb. Die Pflanzen wurden in 18 Fuß weit getrennten Reihen 12 Zoll weit aus einander gesteckt.

Kosten.

1787. October.

	Pf.	Sch.	St.
Die Stoppel unterzuackern, 2 Schill. für den Morgen,	0	14	0

1788. März.

Eine Furche zu ziehen, 1 Schilling 6 Stüver für den Morgen,	0	10	6

April.

In die Quere zu pflügen, 3 Schill. für den Morgen,	1	1	0
Zu eggen, 1 Schill. 6 Stüv. für den Morgen,	0	10	6
Zu pflanzen, 6 Stüv. für 60 Fuß.	14	0	0
Schottische Saamen-Kartoffeln, 56 Säcke zu 8 Schillingen,	22	8	0
Zur Düngung 200 Fuder Mist, zu 3 Schillingen,	30	0	0
	69	4	0

Zu

Junius.

	Pf.	Sch.	St.
Transport	69	4	0
Zu behacken,	1	15	0

Julius.

Zu behäufeln,	3	10	0
Auszugraben,	14	14	0
Gruben zu machen und die Kartoffeln zu verwahren,	5	4	0
Pacht-Zins und Zehnden, 35 Schill. vom Morgen,	12	5	0
Zäune und Wege,	0	3	6
Capitals-Zinse,	1	15	0
Pf.	108	10	6

Ertrag.

1110 Säcke; der Sack kostete mich 2 Schillinge in der ersten Hand.

Bemerkung.

In diesem Falle beliefen sich die Kosten sehr hoch; aber doch fiel die Aerndte so reichlich aus, daß der Sack nicht höher, als 2 Schillinge, zu stehn kam. Ich betrachte dieses als einen hohen Ertrag, weil es einer der besten ist, die ich jemals gehabt hatte.

No. 10. Achtzig Morgen.

Ein beträchtlicher Theil von diesem Felde machte noch im Jahr 1786 ein Stück vom Mendip-Forst aus,

aus, ward im Winter umgerissen, im Mai und Junius 1787 in die Quere geackert, und zwischen dieser Zeit und dem October gekälcht; — der übrige Theil ward im Frühjahr 1788 gekälcht.

Ein Theil ward in Reihen mit dem Pflug, und ein andrer Theil auf Beeten mit der Hand gepflanzt. Was auf den Beeten stand, gab die beste Aerndte; und da sich die Kosten der Bearbeitung mit der Hand nur um 8 Schillinge für den Morgen höher belaufen, als die Kosten der Behandlung mit Pferden; so verdient, nach meinen Gedanken, erstere den Vorzug. Das Stück, welches 1787 gekälcht worden war, fiel besser aus, als das andre, welches ich erst 1788 gekälcht hatte.

Kosten.

1786. 7.

	Pf.	Sch.	St.
Das Gestripp auszurotten und die unebnen Stellen zu ebnen,	20	0	0
November und December.			
Das erste mal aufzubrechen, 12 Schillinge für den Morgen,	48	0	0
März.			
Zur Hälfte in die Quere zu pflügen, 12 Schillinge für den Morgen,	48	0	0
	116	0	0

Zu

	Pf.	Sch.	St.
Transport	116	0	0
Zu wenden (dragging), 6 Schillinge für den Morgen,	24	0	0

Junius bis October.

800 Quarter Kalk, nebst dem Fuhr-Lohn, u. s. w. 2 Schillinge für jedes Quarter,	80	0	0
40 Morgen zu eggen, 1 Schill. der Morgen,	2	0	0
Beete auf den 40 Morgen zu machen, 3 Schillinge für den Morgen,	6	0	0

1788. März und April.

810 Quarter Kalk, 2 Schillinge für das Quarter,	81	0	0
Zu eggen, 1 Schill. für den Morgen,	2	0	0
40 Morgen zu pflügen, 3 Schill. für den Morgen,	6	0	0
Diese 40 Morgen niederzueggen, 2 Schillinge für jeden Morgen,	4	0	0
40 Morgen zu bepflanzen, zu 18 Schillingen für den Morgen,	36	0	0
Saamen-Kartoffeln, 320 Säcke zu 5 Schillingen.	80	0	0
40 Morgen zu bestecken, 10 Schill. der Morgen,	20	0	0
	457	0	0

Saamen-

	Pf.	Sch.	St.
Transport	457	0	0
Saamen-Kartoffeln, 240 Säcke zu 6 Schillingen,	60	0	0
Das Ganze zu behacken, 5 Schill. der Morgen,	20	0	0
Auszugraben und zu verwahren,	130	0	0
Pacht-Zinse, (keine Zehndten-Abgabe,)	40	0	0
Capitals-Zinse,	20	0	0
Pf.	727	0	0

Ertrag.

4700 Säcke; mich kostete also der Sack in der ersten Hand 3 Schillinge und 1 Stüver.

Bemerkungen.

Augenscheinlich kamen bei diesem Experimente die Kartoffeln hoch zu stehn: allein welche andre Saat würde die Kosten noch so reichlich, und zwar in einem einzigen Jahre vergütet, und zugleich das Land in so guten Stand gesetzt haben? Ich kenne kein besser Mittel, ein rohes, verwildertes Stück Landes zum Anbau für die Folge-Zeit tüchtig zu machen.

Säet man Getraide ein, ehe und bevor der wilde Raasen und Wust ein wenig durchgefault ist;

so

so fallen ihn gemeiniglich die Regen-Würmer an, die ihn denn öfters gänzlich zu nichte machen *).

Experiment No. 11. Zehn Morgen.

Das Feld ein leichter, kiesiger Lehm-Boden. Ein Theil von diesem Acker trug Winter-Wicken in eine Waizen-Stoppel gesäet, und der andre Sommer-Wicken. Zu Anfange des Mai-Monates wurden die Winter-Wicken mit Horden eingeheegt und von Schafen abgewaidet; und sobald sie verzehret waren, wurden, ohne das Feld vorher zu pflügen, Kartoffeln auf fünf Fuß breiten Beeten in Zwischen-Räume von drei Fuß breit gepflanzt.

Die Sommer-Wicken wurden gleichfalls abgewaidet, und das Pflanzen nahm nicht eher ein Ende, als in der Mitte des Junius. Da mich die Wicken hoch zu stehen kamen, nämlich drei Englische Scheffel (bushels) von jedem Morgen zu 6 Schillingen für den Scheffel (9 halbe Metzen (gallons) gemessen;) so habe ich die ganze jährliche Pacht-Zinse den Kartoffeln ins Debet geschrieben. Es ist ein gutes Verfahren, die Wicken zu mähen, sie ein wenig abwelken zu lassen, und dann den Schafen in die Krippen zu geben. Dadurch wird dem Aufblähen (oder der Wanst-Kolik) vorgebeugt.

Kosten.

*) Nach dem Abplaggen und Brennen geschieht dieses nie. Anm. v. Arth. Young.

Kosten.

1788. Mai und Junius.

	Pf.	Sch.	St.
Zu pflanzen, 21 Schillinge für den Morgen,	10	10	0
80 Säcke Saamen-Kartoffeln, (zum Theile schottische)	24	0	0

Julius.

Zu behacken,	2	10	0
Zu behäufeln,	2	10	0

October und November.

Auszugraben und zu verwahren,	20	0	0
Pacht-Zins und Zehndten,	17	10	0
Zäune und Wege,	0	5	0
Capitals-Zinse,	2	10	0
Pf.	79	15	0

Ertrag.

940 Säcke; 1 Schilling und 8 Stüver kostete mich der Sack in der ersten Hand *).

Be-

*) Hier sind die Kosten in der ersten Hand sehr niedrig, weil die Düngung nicht mit-gerechnet wird. Auch darf sie nicht mit in Rechnung kommen, wenn das Schäferei-System die Sache gut macht: wäre hingegen Einbuße bei den Schafen, sie möchte nun an den Kosten, oder am Viehe seyn; so würde diese Einbuße in solchem Falle die Kosten der Düngung ausmachen.

Anm. v. Arth. Young.

Bemerkung.

Aus diesem Experimente konnte ich deutlich erkennen, daß der Schaf-Pferch eine treffliche Düngung für Kartoffeln wäre. Sogar die im Junius gepflanzten Kartoffeln gaben eine gute Aerndte. Ich empfehle also dieses Verfahren um so ernstlicher, je gemächlicher es ist. Es setzt den Landwirth in Stand, eine starke Schäferei zu halten; und es stimmt aufs beste zu einer guten Cultur-Ordnung ein — wenn man auf eine Kartoffel-Pflanzung eine Sommer- und Futterkräuter-Saat folgen läßt.

Experiment No. 12. Zwanzig Morgen.

Diese zwanzig Morgen wurden von dem Forste genommen, und der Boden bestand zum größten Theil aus einer schwarzen Erde, welches die Benennung ist, welche man hier zu Lande einer Boden-Art beilegt, die sich hin und wieder in Waldungen findet, und die, wie ich oben schon angemerkt habe, in ihrem natürlichen Zustande kein Getraide zur Vollkommenheit bringen kann. Dieser schwarze Raasen ward im Winter abgeplaggt, und hernach im März, April und Mai gebrannt.

Kosten.

1788. Mai.

	Pf.	Sch.	St.
Das Feld abzuplaggen und den Raasen zu brennen, 21 Schillinge für jeden Morgen,	1	21	0

	Pf.	Sch.	St.
Transport	21	0	0
240 Säcke Saamen-Kartoffeln, 5 Schillinge für den Sack,	35	0	0
Zu pflanzen, 21 Schillinge für den Morgen,	21	0	0

Julius.

Zu behacken, 5 Schillinge für den Morgen,	5	0	0
Zu ackern, auszugraben und zu verwahren,	20	0	0
Pacht-Zinse,	5	0	0
Capitals-Zinse,	5	0	0
Pf.	112	0	0

Ertrag.

800 Säcke; der Sack kostete mich also in der ersten Hand 2 Schillinge und 9 Stüver.

NB. 120 Säcke verdorbene Kartoffeln abgerechnet.

Bemerkung.

Der Herbst war sehr naß, und die Kartoffeln kamen spät zur Reife. Dieses zog die Folge nach sich, daß viele Kartoffeln, ehe sie noch ausgegraben wurden, in der Erde, und noch viele hernach in den Gruben verdarben und verfaulten. Man hüte sich demnach, wenn man dergleichen Boden mit Kartoffeln bepflanzt, die Pflanzung zeitig vorzunehmen, und den Erwachs zeitig auszugraben.

1789.

Experimente No. 13. — 6 Morgen.
— 14. — 15 —
21 Morgen.

No. 13. Sechs Morgen nach einer Waitzen-Aerndte.

Das Feld war ein leichter, sandiger Lehm-Boden, auf dem im October die Waitzen-Stoppel untergepflügt, und das hernach im März in die Quere geackert, und tüchtig geeggt wurde.

Die Kartoffeln wurden in Reihen 2 Fuß weit aus einander in Löcher gepflanzt, und mit vier Tonnen (oder 800 Centnern) wollener Lumpen gedüngt, wovon ein Theil in der Mist-Pfütze vom Schwein-Stall eingeweicht gelegen hatte.

Kosten.

1788. October.

	Pf.	Sch.	St.
Zu pflügen, 3 Schillinge für den Morgen,	0	18	0
1789. März.			
In die Quere zu ackern, 3 Schill. für den Morgen,	0	18	0
Zu eggen, 2 Schill. für den Morgen,	0	12	0
Saamen-Kartoffeln,	10	0	0
	12	8	0

	Pf.	Sch.	St.
Transport	12	8	0
Löcher zu machen und zu pflanzen, 15 Schillinge für den Morgen,	4	10	0
Lumpen, und diese auszustreuen,	12	0	0
Die Kartoffeln zu behäckeln,	1	10	0
Sie auszuackern und zu verwahren,	4	5	0
Pacht-Zins und Zehnden,	7	10	0
Zäune und Wege,	0	3	0
Capitals-Zinse,	1	10	0
Pf.	43	16	0

Ertrag.

245 Säcke, von denen mich ein jeder in der ersten Hand 3 Schillinge und 9 Stüver kostete.

Bemerkungen.

Diese Kartoffeln kamen sehr zusammen geschrumpft *) aus der Erde, wovon ich den Grund keinem Fehler im Saamen beimessen konnte, da ich von eben denselben Saamen-Kartoffeln etwas auf ein anderes Feld gepflanzt hatte, wo sie überaus gut gedeihten. — Ich werde so wohl aus diesem Zufall als aus einigen andern Versuchen nach verschiedenen

*) curled — eine sonderbare Krankheit der Pflanz-Kartoffeln, die im Zusammenschrumpfen besteht, deren Ursache noch nicht zuverlässig entdecket ist, und die in England häufig, in Deutschland hingegen nur selten vorkömmt. Ueb.

nen vorhergehenden andern Saaten, als Waizen, Flachs, u. s. w. sehr geneigt zu schließen, daß Lumpen meinem Boden nicht bekommen, zumal da ich zu damaliger Zeit nicht die mindeste Wirkung am Felde spüren konnte, und sie doch zuverlässig bereits verfaulet seyn mußten *).

Experiment No. 14. Funfzehn Morgen.

Ein altes Feld, welches im Jahr 1785 auf eben die Art, wie oben No. 2. bepflanzet und behandelt wurde.

Kosten.

1789. Mai.

	Pf.	Sch.	St.
Zu pflanzen, 1 Pfund 11 Schillinge und 6 Stüver der Morgen,	23	12	6
Saamen: Kartoffeln, 107 Säcke, der Sack zu 5 Schillingen,	26	15	0
Die Kartoffeln zu zerschneiden,	1	6	9
Düngung,	45	0	0
Zu behacken, 5 Schillinge für den Morgen,	3	15	0
Zu behäufeln, 5 Schillinge für den Morgen,	3	15	0
Mit der Hand zu jäten,	1	17	0
Auszugraben und zu verwahren,	22	10	0
	128	11	3

*) Eine sehr wichtige Bemerkung.
Anm. v. Arth. Young.

	Pf.	Sch.	St.
Transport	128	11	3
Pacht-Zins und Zehnden,	18	0	0
Zäune und Wege,	0	7	6
Capitals-Zinse,	3	15	0
Pf.	150	13	9

Ertrag.

1250 Säcke; jeder Sack kostete mich 2 Schillinge 5 Stüver in der ersten Hand.

1790.

Experiments No. 15. — 6 Morgen.
— 16. — 8 ——
14 Morgen.

Experiment No. 15. Sechs Morgen.

Das Feld war von der schwarzen Erd-Art, die ich oben schon beschrieben habe. — Es ward im Jahr 1789, in Verbindung mit vierzig Morgen rother Erde, welche ich hernach mit Waizen besäete, gebraacht und gekälcht.

Wegen seiner Unfruchtbarkeit in Absicht auf Getraide-Bau wurde dieses schwarze Feld unbesäet gelassen. Zu Anfange des Mai-Monates ward es geeggt, blos um die Oberfläche ein wenig aufzufrischen, und sodann auf 5 Fuß breiten Beeten 3 Fuß weit aus einander bepflanzet. Der Ertrag, zu 3 Schillingen der Sack, stieg im Werthe doppelt so

hoch,

hoch, als der Ertrag der Waizen-Saat, obgleich jeder Morgen von dieser sechs Säcke gab. Da die Arbeits-Leute in selbigem Jahre wegen der lockenden Anerbietungen, die ihnen von den Bau-Herren zu Bristol und Bath gethan wurden, ziemlich selten waren; so sah ich mich genöthigt, Leute zu einem Tage-Lohne von 2 Schillingen und Bier aus einer abgelegnen Gegend des Landes zu dingen, um meine Kartoffeln auszugraben. Diese Leute wollten nicht nach dem Sacke bezahlet seyn, und folglich stiegen die Kosten außerordentlich hoch. Auch glaube ich wahrhaftig, daß meine gewöhnlichen Leute, welche vertragsmäßig arbeiteten, immer an einem Tage mehr, als die andern in zween Tagen, verrichtet haben. Kurz, die Hand-Dienste sind hier so theuer und die Arbeits-Leute so selten geworden, daß es nun nicht mehr möglich ist, den Kartoffel-Bau im Großen zu treiben; — und ich muß mich fürs Künftige, so ungern ich es auch thun mag, mit einer beschränkten Quantität begnügen.

Kosten.

1789.

	Pf.	Sch.	St.
Zu stürzen, zu kälchen, u. s. w. 4 Pfund der Morgen,	1	24	0
Zu bepflanzen, 21 Schillinge für den Morgen,		6	0
		30	0

	Pf.	Sch.	St.
Transport	30	6	0
46 Säcke Saamen-Kartoffeln,	11	10	0
NB. Das Behacken war nicht nöthig.			
Auszugraben, fortzuschaffen, und zu verwahren,	20	3	0
Pacht-Zinse,	3	0	0
Capitals-Zinse,	1	10	0
Pf.	66	9	0

Ertrag.

542 Säcke; der Sack kostete mich 2 Schillinge und 6 Stüver in der ersten Hand.

Experiment No. 16. Acht Morgen.

Wilder und roher nasser Boden. — Dieses Feld wurde mit einem Aufwande von 12 Schillingen der Morgen abgeplaggt: da aber das Frühjahr sehr naß ausfiel; so konnt' es nicht gebrannt werden. Deßwegen wurden die Kartoffeln ohne alle Düngung in Beeten von etwan 8 Fuß in der Breite eingegraben, und es ward eine tiefe Furche zwischen den Beeten gemacht, um die Nässe abzuleiten.

Die abgeplaggte Torf-Erde ward unter die Pflanzen, und dann ein wenig Mist auf dieselben gelegt. Auf dem größten Theile des Feldes pflanzte ich ganze Kartoffeln, und zwar von der elsterartigen*) Sorte, welche ohne Dung besser, als die weißen

*) tho magpielort —

weißen schottischen, fortkommen. Auf einem kleinen Stück hatte ich Saamen-Kartoffeln in zwei Stücke geschnitten; und beim Ausgraben fand ich hernach, daß die Kartoffeln von diesem Stücke Feldes größer und vollwichtiger waren, als jene, die ich aus ganzen Kartoffel-Pflanzen gezogen hatte.

Kosten.

1790. März.

	Pf.	Sch.	St.
Abzuplaggen; 12 Schillinge für den Morgen,	4	16	0
Mai.			
Zu pflanzen,	14	7	8
Saamen-Kartoffeln, 12 Säcke auf jeden Morgen, der Sack zu 4 Schillingen,	19	4	0
Julius.			
Zu behacken und zu behäufeln,	2	2	0
Die Raubvögel zu scheuchen,	0	15	0
Auszugraben und zu verwahren,	12	17	11
Pacht-Zins und Zehnden,	6	0	0
Zäune, u. s. w.	0	4	0
Capitals-Zinse,	2	0	0
Pf.	62	6	7

Ertrag.

365 Säcke; der Sack kostete mich 3 Schillinge und 6 Stüver in der ersten Hand.

Recapi-

Experimente No.	Morgen Landes.	Kosten. Jeder Morgen. Pf. Sch. St.	Summe. Pf. Sch. St.	Accapitulation. Ertrag. 1784. Sch. St.	Pf. Sch. St.	1785. Sch. St.	Pf. Sch. St.	1786. Sch. St.	Pf. Sch. St.	1787. Sch. St.	Pf. Sch. St.
1.	7 gebraucht	10 1 0	70 7 2	505 [illegible] 2	10	71	10 0				
2.	8 offnes Feld	10 14 0	85 12 6	564 — 3	0	84	12 0				
3.	12 gebraucht	8 0 0	95 16 0	621 — 3	1	95	14 0				
4.	12 deßgl.	8 16 0	105 15 0	968 — 2	2	104	17 0				
5.	50 deßgl.	10 11 0	527 8 0	3850 — 2	9	528	17 0				
6.	8 deßgl.	9 4 0	73 14 0	564 — 2	8	75	0 0				
7.	2 Forst	12 10 0	25 0 4	220 — 2	3	24	15 0				
8.	50 offnes Feld	10 2 0	505 5 0	3680 — 2	9	506	0 0				
	149 Morgen.		1488 18 0	10,975 Edte.		1489	5 0				

Experimente No.	Morgen Landes.	Kosten. Jeder Morgen. Pf.	Sch.	St.	Summe. Pf.	Sch.	St.	Ertrag. Säcke.	Sch.	St.	Pf.	Sch.	St.
	Transport 149				1448	18	0	10,975			1489	5	0
								1788.					
9.	7 gebraacht	15	10	0	108	10	6	1110 zu	2	0	111	0	0
10.	80 deßgl.	9	2	0	727	0	0	4700 —	3	1	724	0	0
11.	10 Wicken	8	0	0	79	15	0	940 —	1	8	78	6	0
12.	20 gebrannt	5	12	0	112	0	0	800 —	2	9	110	0	0
								1789.					
13.	6 gebraacht	7	6	0	43	16	0	245 —	3	9	45	18	0
14.	15 offnes Feld	10	0	0	150	14	3	1250 —	2	5	151	16	0
								1790.					
15.	6 gebraacht	11	0	0	66	9	0	542 —	2	6	67	15	0
16.	8 wild	7	16	0	62	6	7	365 —	3	6	63	17	6
	301 Morgen				2839	9	4	20,924 Säcke.			2843	18	3

Kosten.

Kosten jedes Morgens im Durchschnitte 9 Pfund 9 Schilling 5 Stüver *).

Ertrag jedes Morgens im Durchschnitt etwan 70 Säcke.

Valuta

*) Dieß ist ein so überaus genauer und sorgfältiger Bericht von einer Reihe höchst wichtiger Experimente mit den Kartoffeln, wie er nur irgendwo gefunden werden mag. Es mußten dabei mehrere Umstände zusammen kommen, Hrn. Billingsley's landwirthschaftliche Einsicht und Erfahrenheit — und sein Vermögen, das zu solchen Versuchen in keinem Falle gespart zu werden scheint, und das bei diesen großen Kosten zu neun Guineen an den Morgen Landes gewendet wurde, gegen einen Ertrag von 70 Säcken. Aus dieser Combination muß sich von zween Umständen einer ergeben: entweder taugt der Boden ganz und gar nichts, oder Hrn. B. Lieblings-Methode, Raasen auf Raasen zu legen, ist bei weitem nicht so nutzbar, als die Methode verschiedner andrer Landwirthe, deren Aerndten sich auf 300 bis 400 Scheffel vom Morgen belaufen. Bei einem Ertrage von nur 70 Säcken für 9 Pf. 9 Sch. 3 St. Sterl. den Sack zu 2 Sch. 9 St. oder den Scheffel zu 11 St. würde diese Frucht, wenn sie auch rein aus verkaufet wäre, die Kosten nicht tragen: denn Kartoffeln werden in verschiednen Gegenden von Groß-Britannien viel wohlfeiler, als der Scheffel zu 11 Stüvern, verkaufet; ich habe Fälle gesehen, wo der Scheffel 8 Stüv. ja sogar nur 6 Stüv. gegolten hat; und in den östlichen Gegenden von England werden sie von den Armen nie höher bezahlet, als mit 1 Schilling. Nun würden aber 15 bis 16 Schillinge Einkommen vom

Morgen,

Valuta jedes Morgens im Durchschnitte 2 Schillinge 9 Stüver der Sack von 240 Pfunden.

C. A. W.

Morgen, nach einem Kosten-Aufwande von 9 Pfunden und 9 Schillingen, ein ganz unangemeßner Ertrag seyn. Rechnet man bei der Verfütterung der Kartoffeln unter Schweine den Sack zu 2 Schill. 6 Stüv. und kosten sie doch schon 2 Schill. 9 Stüver; so ist schon dann der Kartoffel-Bau offenbarer Verlust: und da der Werth des Mistes überall mit in Rechnung gebracht wird; so darf auch wohl der Nuzzen, den das Land davon hat, wenn eine Rüben-Aerndte geradehin auf dem Felde von Schafen abgewaidet wird, bei Vergleichung derselben mit der Kartoffel-Aerndte nicht aus der Rechnung gelassen werden. Ein andrer Punkt bei Vergleichung der beiderlei Saaten, und der Kohl- oder Kraut-Aerndte dazu ist die Cultur, die das Land bei dem Kartoffel-Pflanzen und den Rüben-säen oder Kraut-Pflanzen bekommen muß, und die um so viel mehr Zeit und Anlaß zum Ausrotten des Unkrautes giebt.

Anm. v. Arth. Young.

II.

Der deutsche Kaffee, beschrieben von D. C. B. A.

Es ist eigentlich nicht der Endzweck dieses Aufsatzes, den Kaffee, wovon so viel geschrieben worden ist, aufs neue zu beschreiben; sondern nur Versuche an die Hand zu geben, ob man nicht aus inländischen Pflanzen dieses Bedürfniß erzeugen, das Geld im Lande behalten, und gleichwohl den Appetit nach einem Getränke von gerösteten Bohnen stillen könne.

Nachdem ich verschiedene Proben mit allerhand Arten von Erbsen, und Bohnen gemacht, und sie eben so behandelt hatte, wie man den Kaffee zu behandeln pflegt, so sahe ich doch, daß meine Mühe vergebens gewesen war, etwas dem wahren Kaffee ganz ähnliches und im Geschmack ihm sehr nahes kommendes, herauszubringen.

Gleichwohl hörte ich schon vor einigen Jahren, daß ein Adelicher in hiesiger Provinz *) seinen Kaffee selbst erzeuget und sich dessen seit langer Zeit bedienet habe: Allein ich konnte die Art des Gewächses nicht erfahren, so sehr ich mir auch darum Mühe gab.

Ende

*) in der Lausitz.

Endlich communicirte mir ein Freund, der zum öftern um diesen Adlichen gewesen war, eine Art Bohnen. Ich behandelte sie nach seiner Vorschrift, und bekam daraus ein Getränk, das mir noch angenehmer schmeckte, als ein Kaffee von mittelmäßiger Güte; den schlechten gewöhnlichen aber, den der ganz Arme trinkt, weil er wohlfeil ist, übertraf dieses neue Getränk bei weiten. Es machte auch keine Beängstigung, wie manche Arten des Kaffees zu thun pflegen: Mit einem Worte, es schmeckte gut, und ich befand mich so wohl darauf, daß ich gleich beschloß, andern Leuten davon Nachricht zu geben; zumal da der Kaffee in den jetzigen Zeiten so außerordentlich im Preise gestiegen ist, daß der meiste Theil der Menschen sich seiner enthalten muß, und deswegen allerhand Dinge durch einander mischt, die zum Theil der Gesundheit noch schädlicher, als der schlechteste Kaffee sind. Man unterlasse aber dergleichen unschmackhafte Arten des Getränkes, und nehme dafür das von dem erwähnten Adelichen, so viele Jahre gebrauchte Gewächs.

Dieses ist eine Bohne fast kugelrund und mehr nach Erbsenart gestaltet. Jede dieser Bohnen hat eine ziemlich starke lichtbraune Haut, und bei dem Keime einen schwarzen Punkt. Sie verlangt einen durchlässigen sanften Boden; aber in leimigter oder anderer schwerer Erde kömmt sie nicht gut fort. Im lockern Lande bestockt sie sich sehr, wächset über

Manns-

Mannshöhe und dauret bis in den spätesten Herbst, wo sie immer noch Stängel treibt. Ihr Stroh oder Stängel ist viereckigt, und staudig, dahero man es nicht erst mit Bohnenstängeln einfassen darf, um es nach der Luft zu gewöhnen: das Blatt davon ist weder ganz bohnenartig, noch weniger aber gleichet es dem Schotenblatte; am nächsten aber kömmt es der sogenannten kleinen Saubohne; auch ist die Blüthe nicht viel anders gestaltet. Sie ist ganz weiß mit kleinen zarten Adern durchzogen, gleichet in ihrem Baue sehr der Schotenblüthe, hat beinahe die Gestalt des blühenden Löwenmauls und jede Blüthe hat, auf jeder ihrer Seiten, ein schwarzes rundes Pünktchen, welches ihr ein schönes Ansehn giebt. Wenn dieses Gewächs abblühet, so wird die Blüthe schwarz, und es steiget aus ihr eine Schote in die Höhe, welche dick ist, und in die Runde fällt, worin denn die beschriebenen Bohnenkörner wachsen; anfänglich sind sie grün, und wenn die Hülse schwarz wird, fallen sie ins lichtbraune; selten sind mehr als 4 Körner in einer Schote.

Von dieser Art Bohnen nimmt man z. E. 1 Pf. und quellet sie erst ein, bis sie den Keim ausgetrieben haben, alsdenn brühet man sie mit heißem Wasser ab, um die Haut und die ausgetriebenen Keime herunter zu bekommen; dann sie müssen abgeschälet werden, wie die Mandeln, ehe man sie als Kaffee

brennen

brennen kann. Will die Haut wegen ihrer Dicke und Stärke nicht herunter gehen, so muß man sie noch einmal aufwellen lassen, aber die Bohnen nicht weich kochen; worauf man sie denn abziehen kann.

Hierauf werden sie mit einem Tuche abgetrocknet, und in der Luft dünne ausgebreitet, und abgewelkt, bis sie steinfest werden, und mit dem Nagel eines Fingers nicht mehr verletzt werden können.

Indem man die Haut davon abziehet, gehen fast die meisten Körner von einander, und jede Hälfte siehet einer Kaffeebohne sehr ähnlich. Man thut auch sehr gut, wenn man sie unter währendem Abziehen von einander drückt, weil sie alsdenn viel leichter abwelken und die Gestalt des Kaffees leichter annehmen. Wenn sie nun dergestalt abgewelket worden sind, und ihre Festigkeit erreicht haben, so kann man sie wie den Kaffee zum Gebrauch aufheben.

Man brennet hierauf dieses neue Kaffee-Produkt in einer Trommel aber nicht zu wenig, denn die Bohne ist dergestalt zähe und feste, wegen des vielen Oeles, was sie bei sich führet, daß wenn sie gar zu wenig gebrannt ist, man sie nicht anders als mit großer Mühe durch die Kaffeemühle bringen kann. Es verstehet sich aber von selbst, daß man sie nicht verbrennen müsse. Durch eine ordentliche gewöhnliche Kaffeemühle, kann man sie in ein Pulver verwandeln, wie die Kaffeebohne, alsdann eben

so

so sieden und trinken; man muß aber 2 Loth von dieser Bohne nehmen, wo man 1 Loth wirklichen Kaffee nimmt.

So viel versichere ich nochmals, daß mir dieser Trank gut geschmeckt hat, und wohl bekommen ist. Es kommt nur bloß darauf an, daß man seinen Gaumen an etwas anderes, als an eine Martinikische, Surinamische, Domingoische, Levantische ꝛc. Bohne gewöhne, welches eben nichts unmögliches ist, wenn man nur will.

Es ist nicht zu zweifeln, daß diese Art von Bohnen, wenn sie im Lande erzeuget wird, viel wohlfeiler zu haben seyn muß, als der Kaffee: Denn was wird nicht an der Fracht, Zoll, Accise, und an dergleichen unentbehrlichen Abgaben, womit der Ein- und Verkauf der fremden Bohnen beschweret ist, erspart: Ueber dieses ist unsere beschriebene deutsche Bohne ihrer Natur nach sehr fruchtbar, wenn man ihr den beschriebenen lockern Boden giebt; und man kann Rechnung darauf machen, daß die erforderliche Quantität sich reichlich ergeben werde; zu geschweigen, daß man auch sein Feld dadurch nicht verderbet, sondern locker macht.

Es ist wahrscheinlich, daß es diesem Vorschlage nicht besser, als allen neuen Vorschlägen gehen, und manche Einwendung dagegen werde gemacht werden: z. E. Wo sollen denn so viel Bohnen erzeugt

zeugt werden, und wo soll der Raum dazu herkommen. Es hat aber jeder Stengel 20 bis 30 Körner; und wenn der allerschlechteste Platz, wie er soll, beurbaret würde, so hätten wir auch Raum genug.

Deßgleichen: es ist doch nicht Kaffee. Allein, das Publikum bekommt einen viel gesündern Trank davon, und der mittlere und schlechte Kaffee darf dieser Bohne, was den Geschmack betrift, nicht an die Seite treten, noch viel weniger übertrift er sie.

Man bedenke übrigens, was für unaussprechliche Summen Geldes in den Ländern, ich getraue mir zu sagen, in ganz Teutschland bleiben würden, wenn wir mit patriotischer Empfindung uns einen andern Geschmack angewöhnen wollten. Z. E. Schweidnitz in Schlesien hat 831 Bürger, die mit ihren Familien jährlich 100000 Pfund Kaffee vertrinken. (Man sehe neue Bunzlauer Monatsschrift vom Jahre 1792. pag. 725) Man rechne jedes Pfund nur 8 Gr. so kostet es jährlich 33333 Rthlr. 8 Gr., also in 10 Jahren über 3 Tonnen Goldes, womit wohleingerichtete Fabriken, und Gewerken, in dieser Zeit, wenigstens 6 Tonnen Goldes verdienen könnten. Ich berechnete einstens auf Veranlassung eben dieses Consumo bei einer andern Stadt, und fand, daß sie jährlich für 36000 Rthlr. Kaffee vertrank; und ein anderer Freund, der von meiner Rechnung nichts

wußte, berechnete eben dieses, in einer kleinern nicht sehr bevölkerten Stadt, und brachte 26000 Rthlr. jährlichen Aufwand auf den Kaffee heraus. Gesetzt auch, daß nicht alles dieses Geld nach Ost- und Westindien gehet, und ein großer Theil für Zoll, Accise, Fracht, und andere Abgaben im Lande bleibt, so ist doch eine so übertriebene Summe für den einzigen Kaffee, auszehrend für den Ort, der sie jährlich zahlen muß. Wahrscheinlicher Weise kostet der Trank von unsern deutschen Bohnen nicht den 6ten Theil davon, und das bürgerliche Vermögen wird erhalten.

So sind mir noch mehrere entbehrliche Ost- und Westindische Naturalprodukte bekannt, wofür wir das Geld im Vaterlande behalten könnten, weil wir uns wohlfeiler und eben so gut mit unsern Waaren zu versorgen im Stande sind.

Nachschrift.

Die oben beschriebene Bohne, die sich anstatt des Kaffees gebrauchen läßt, hat den Vorwurf wirklich bekommen, welchen ich ihr prophezeihte; sie schmeckte nehmlich etwas wildrig, und nicht so angenehm, als der rechte Kaffee. Ich fiel deswegen darauf, sie wie Gerstenmalz zu behandeln, quellete sie ein, ließ den Keim heraus wachsen, und in der Luft abwelken; alsdenn brühete ich sie mit siedendem Wasser ab, rieb sie auf einem Tuche, bis nichts

von einem Keime mehr zu sehen war; siebete auch die Keime davon ab; und alsdenn brannte ich sie erst beschriebenermaaßen, um den Trank davon zu machen, der auch wirklich viel lieblicher, als zuvor ausfiel, und nun bin ich in meiner Meinung bestärkt, man könne den ausländischen Kaffee ganz entbehren, und die Tonnen Goldes im Lande behalten, die er kostet, wenn man nur die kleine Mühe über sich nehmen, und einige Tage mit Aussetzung des Kaffees, von der inländischen Bohne trinken will, bis der Geschmack sich daran gewöhnet hat.

Außer dem beträchtlichen Nutzen, daß durch Abstellung des Kaffees enorme Summen würden ersparet werden, ist auch ganz wahrscheinlich, daß die innländische Bohne der Gesundheit nicht so viel schaden könne, als der Kaffee. Soll dieser seine medicinische Kraft, die ihm nicht ganz abzusprechen ist, (denn durch die ganze Schöpfung ist nichts ganz ohne Nutzen, und selbst das Gift ist nur objective schädlich) so muß er reif und rein seyn, gehörig zubereitet, und nicht häufig genossen werden.

Das glückliche Arabien ist sein eigentliches Vaterland, wo er in und bei einer Stadt Bethelfaguy seit Jahrhunderten, als der stärkste Handlungszweig erbauet, und weit und breit verführet worden ist. Nun ist er zwar nach der Zeit auch in andern Gegenden gepflanzt worden, aber der orientalische Kaffee behält doch Vorzug; vermuthlich und

gewiß darum, weil dieser sonnenreiche, warme Himmelsstrich zu seiner Reifung mehr beiträgt, als ein anderer; daraus ist auch der bessere Geschmack zu erklären, so wie natürlicher Weise, ein reiferes Gewächs weniger rauhe, und schwer zu verdauende Theile enthält, als ein nicht gehörig gereiftes. Man muß sich also nicht an den Preis kehren, wenn man bloß der Gesundheit wegen Kaffee trinken will; weil aber die allermeisten Kaffeetrinker dieses nicht bewerkstelligen können; so ists besser, sie unterlassen es gänzlich, wenn sie gesund bleiben wollen.

Es ist aber noch weit schwerer, den ausländischen Kaffee gehörig rein zu bekommen. Die Kaffeebohne hat von Natur die Eigenschaft: daß sie von allen stark riechenden Sachen, denen sie zu nahe kommt, die Ausdünstungen an sich ziehet, und sogar den Geschmack davon leicht an sich nimmt. Wenn der Kaffee nun zu Schiffe in Gesellschaft so vieler stark riechender Waaren reisen muß, so mag sein erster einheimischer Geschmack noch so gut gewesen seyn: er wird denselben nicht bis zu uns bringen: Wenn man noch die unangenehmen, und faulen Ausdünstungen eines Schiffes in Betrachtung ziehet; so kann dieß nichts weniger, als Appetit nach Kaffee erwecken. Doch ich will den Liebhabern diesen Appetit nicht auf einmal verderben; da er sich wahrscheinlich nach und nach von selbst verlieren wird. Für gewiß glaube ich annehmen zu können,

nen, daß unter 1000 Centnern Kaffee, wenn er lange zu Schiffe gewesen ist, nicht 5 Centner ihren natürlichen guten Geschmack behalten haben. Kann er da gesund seyn? Oder ist es nicht viel deutlicher einzusehen, daß die deutsche Bohne viel gesünder seyn müsse, als der ausländische Kaffee. Ihre reifen innerlichen Säfte, ihr Mehl, alles ist unserm Klima angemessener: sie kann ohne große Kosten in Menge bei uns erzogen werden, und man braucht nicht so viel Wasser- und Landfracht dafür auszugeben. Sie ist leichter und beschweret den Magen nicht so sehr: sie wird nicht vom Schiffsgestanke angesteckt, und behält ihren angebornen Geschmack.

Der berühmte Zückert sagt in seinem medicinischen Tischbuche: „Wenn ich dergleichen Trank als Arzenei gebrauchen soll, so nehme ich (guten) orientalischen Kaffee: ich will aber nicht immer Arznei nehmen, derowegen wähle ich zum täglichen Gebrauche lieber andere Materien, die ihm substituiret werden: denn aus deren Gebrauche oder Mißbrauche erwächst der Natur lange nicht so viel Schaden, als der wirkliche orientalische Kaffee verursachet.“

Es ist aber von der Berechnung des Schadens noch etwas zu gedenken, den das häufige Kaffeetrinken an dem Vermögen des Staats macht.

Es ergiebt sich derselbe ohngefähr nach folgender Proportion: wenn man eine Commun von 8000

Men-

Menschen zum Exempel annimmt, und sie in fünf Klassen eintheilet.

In die erste Classe rechne man 1600, die gar keinen Kaffee trinken; diese kann man hier nicht weglassen, weil sie den Geldmangel, der aus dem vielen Kaffeetrinken entstehet, mit empfinden; ob sie gleich daran nicht schuld sind. Patienten, Kinder, Arme, und die sonst etwan eine Abneigung von diesem Getränke haben, gehören in diese Classe.

Die zweite Classe soll auch 1600 Personen enthalten, deren jede nur ein halbes Loth Kaffee, für 3 Pfen. trinkt; welches täglich 16 Rthlr. 16 Gr. und in einem Jahre 6083 Rthlr. 8 Gr. beträgt. Zur dritten Classe rechne man ebenfalls 1600 Menschen, deren jeder des Tages nur ein Loth für 6 Pfen. zu sich nimmt; die also täglich 33 Rthlr. 8 Gr. auf den Kaffee verwenden, welches in einem Jahre 12166 Rthlr. 16 Gr. beträgt.

Die vierte Classe, so gleichfalls aus 1600 Menschen bestehet, davon jeder 1½ Loth Kaffee alle Tage verzehret, hat täglich 50 Rthlr. also in einem Jahre 18250 Rthlr. zu ihrem Kaffee nöthig.

Endlich wollen wir zu der fünften und letzten Classe auch nur 1600 Menschen rechnen, davon jeder täglich 1 Gr. in zwei Loth Kaffee verthut; diese vertrinken täglich darinnen 66 Rthlr. 16 Gr., folglich in einem Jahre 24333 Rthlr. 8 Gr. Es erweis-

set also mit folgender Tabelle einen Aufwand von 60833 Rthlr. 8 Gr. die einer Commun von 3000 Menschen jährlich entgehen. Und da man jetzo das Loth Kaffee mit 9 Pfen. bezahlen muß; so entgehet einer solchen Commun jährlich 91249 Rthlr. 12 Gr.

Wenn man bei einer solchen Commun, eine Kanne Bier für 6 Pfen. kauft, und ein Wierthel mit 208 Kanneninhalt in Anschlag bringt, so kostet dieses 4 Rthlr. 16 Gr. Da nun ein ganzes Gebräude aus 25 Viertheln bestehet; so entgehen der Commun, in welcher jährlich für 60833 Rthlr. 8 Gr. Kaffee getrunken wird, alle Jahre 8690 Wierthel oder 347 $\frac{1}{2}\frac{5}{5}$ Gebräude, an ihrem Biere, die sie selbst zu brauen berechtiget ist; und man wird füglich 348 Gebräude für voll rechnen können, die sie darben muß.

Die Braugerechtigkeit bestimmte sonst den Werth eines jeden Bierhofes also; daß, wer 10 Gebräude in einer gewissen Zeit, abbrauen dürfe, dessen Grundstück war ohne das Haus, 1500 Rthlr. mehr als jetzo werth.

a) Man berechne also von jährlich verlohren gegangenen Gebränden, den Abfall des Grundstücks.

b) Den entgangenen Nutzen vom Ausschanke des Bieres.

c) Den entgangenen Nutzen von den Trebern.

d) Der-

d) Dergleichen von den Hefen sowohl von den Oberhefen zum Gären und Backen; als von den Unterhefen zum Brandteweinbrennen.

e) Was an Accise und andern Abgaben dabei eingebüßet wird; dieß berechnet, so wird man leicht einsehen können, wo das Vermögen mancher Familie in 10 oder 20 Jahren hingekommen sey; und warum die Onera publica immer schwerer aufzutreiben sind.

Berechnung, wie viel 8000 Menschen täglich und jährlich in Kaffee vertrinken.

Diese trinken keinen Kaffee, müssen aber den Geldmangel mit tragen helfen.

	Ein jeder trinkt täglich Loth		für	Beträgt v. jeder Classe täglich		Beträgt v. jeder Classe jährlich		Haupt-Summa Rthlr.
	½ Loth	1 Loth	3 Pf.	16	16	6083	8	60833 8.
I. Classe von 1600 Menschen.								
II. Classe von 1600 Menschen.	1½ Loth	2 Loth	9 Pf.	50		18250		
III. Classe von 1600 Menschen.	1 Loth		6 Pf.	33	8	12166	16	
IV. Classe von 1600 Menschen.	½ Loth	1½ Loth	3 Pf.	16		6083	8	
V. Classe von 1600 Menschen.	2 Loth		1 Gr.	66	16	24333	8	

III.

III.

Anweisung einen guten Schnupftabak mit wenigen Kosten sich selbst zu verfertigen.

Man nehme ungarische Tabaksblätter von der geringsten Sorte, oder auch inländische, breite sie an der Luft aus, und lasse sie so stark abtrocknen, daß man sie sehr leicht mit den Händen zu einem gröblichen Pulver drücken kann. Um dieses gröbliche Pulver etwas gleichförmig zu haben, kann man auch die gedörrten Tabaksblätter durch einen groben Durchschlag reiben. Die Stiele und Ribben der Blätter gehen gemeiniglich nicht so leicht mit durch den Durchschlag, sondern man muß sie zuvor besonders in einem eisernen Mörsel noch etwas zerquetschen. Damit auch dieses gar keine Schwierigkeit habe, läßt man sie vorher besonders noch stark abdörren. Denn die Stiele haben mehrere harzige Theile in ihrer Mischung, weswegen die Abdörrung derselben bis auf den höchsten Grad gebracht werden muß.

Hierauf wird dieses grobe Pulver der gedörrten Blätter auf einer Handmühle gemahlen, die man aber nicht gar zu fein stellen muß. Nun hat man ein Haarsieb zur Hand, welches unten und oben

fest verdeckt ist, damit während des Siebens der feine Tabaksstaub den Arbeiter nicht inkommodiren kann. Das Sieb kann zu diesem Ende oben und unten entweder einen Boden haben, oder man verwahrt es nur mit Deckeln aus Wachsleinewand, die aber mit Papier ausgeklebt sind. Ohne diese Vorsicht kann man das Sieben gar nicht aushalten, weil der durchdringliche, feine Staub die Brust außerordentlich inkommodirt. Ist aber das Sieb gut verwahrt, so empfindet man auch nicht das geringste.

Der feinere Tabaksstaub fällt in das untere Siebbehältniß, und was noch nicht durch das Sieb gegangen ist, schüttet man wieder auf die Mühle, läßt es noch einmal durchlaufen und siebt es vom neuen. So fährt man fort, bis alles durch das Sieb gegangen ist.

Es kömmt auf den Geschmack eines jeden an, ob er eine gröbere oder feinere Schnupftabakssorte haben will, um darnach den Grad des Siebes zu bestimmen. Ich für meine Person empfehle eine ganz feine Sorte nicht, weil sie bei nicht gehöriger Feuchtigkeit gar zu flüchtig ist.

Auf gleiche Weise nimmt man die Blüthen vom gemeinen Steinklee, (Trifol. melilotus officinalis L.) dörrt, mahlt und siebt sie, wie die Tabaksblätter, und mischt ohngefähr den zwölften Theil, mehr oder weniger, nach Belieben zu dem Tabakspulver.

Nun

Nun nimmt man das sämmtliche Pulver und feuchtet es gehörig an, wobei man sich aber vorzüglich deßwegen vorzusehen hat, daß das angefeuchtete Pulver nicht klümprig, ferner weder zu naß, noch zu wenig genäßt sey. Es wird leicht klümprig, wenn man das Wasser in zu starken Portionen auf einmal zusetzt, oder wenn man die Masse während dem Annetzen mit einer hölzernen Keule zu stark reibt, wodurch die angefeuchteten Parthien oft so stark zusammen gedrückt werden, daß sie Kugeln bilden, die gar nicht wieder zerkleinert werden können, als durch neues Abtrocknen, Mahlen, und Sieben. Am besten ist es ein kleines Wassergefäß so anzustellen, daß das Wasser nur tropfenweis auf das Tabakspulver fällt, und den Tabak mit den Händen gut untereinander zu mengen. Um den gehörigen Grad von Feuchtigkeit zu beurtheilen, ist es am besten, den Tabaksstaub nur zum Theil anzufeuchten, und ihn ohngefähr 12 Stunden lang durchziehn zu lassen, und dann noch das gehörige Wasser zuzusetzen. Denn anfangs nimmt der Staub die Feuchtigkeit etwas schwer an, und wenn man dann glaubt ihn hinlänglich angefeuchtet zu haben, so findet man doch am Ende das Gegentheil.

Den gehörig angefeuchteten Tabak schüttet man sodann in steinerne Büchsen, drückt ihn mäßig fest ein, und stellt ihn an einen trocknen Ort, wo die Temperatur gemäßigt ist. Anfangs hat dieser Tabak

bak einen wilden, eben nicht angenehmen Geruch. Aber nach sechs bis acht Tagen, einige Zeit mehr oder weniger, erleidet er einen geringen Grad von Gährung, welches man an dem etwas wenig merklichen flüchtig-alkalischen Geruche erkennt, der sich bei Eröffnung der Büchsen zeiget. Jetzt hat nun dieser Schnupftabak erst seine gehörige Güte. Sein Geruch ist etwas pikant, flüchtig alkalisch, aber dem eigentlichen Tabaksschnupfer gar nicht unangenehm. Man kann ihn allein schnupfen oder auch mit andern vermengen. Sein eigenthümlicher Geruch wird verstärkt, wenn man ihn nun in einem Mörsel mit einer hölzernen Keule reibt. Bei starkem Schnupfen genommen leistet er wegen des bei sich habenden geringen Antheils von flüchtigem Laugensalze gute Dienste.

Vorzüglich ist er aber auch seiner Wohlfeilheit wegen zu empfehlen. Denn das Pfund kömmt, die Arbeit ungerechnet, nicht höher zu stehen, als das Pfund von den rohen Tabaksblättern kostet, die man wohl für 2 Groschen das Pfund kaufen kann. Ferner hat dieser Schnupftabak ein sehr geringes eigenthümliches Gewicht oder er ist dem gemeinen Sprachgebrauch nach sehr leicht, und 1 Pfund nimmt so viel Raum ein als zwei Pfund von der gewöhnlichen schwarzen Sorte. Folglich sind 1000 genommene Prisen nur erst dem Gewicht von 500 andern gleich; und man kann auch in dieser Rücksicht noch einmal so weit damit auslangen.

Noch

Noch ist es einem jeden frei gestellt, ob er die Blüthen von dem gemeinen Steinklee darunter mischen will, oder nicht, oder ob er auch noch andere wohlriechende einheimische Kräuter dazu zu setzen für gut befindet.

IV.

Zusatz zu des Herrn Dr. Rößigs Abhandl. über die Dreschmaschinen, im Decemberstück vom Jahre 1798. S. 501 u. f.

Die Maschine zu Erzen ist vom Oberamtmann Voigt angegeben.

Die Schumacherſche und die des Plazza in Paris (von 1786) fehlen beide.

Beseke hat von Curländischen Dreschmaschinen im Leipziger Magazin zur Naturkunde und Oek. 1786. 1 St. Nachricht gegeben.

Auch Hildt hat hiervon eine Beschreibung in seiner Handlungszeitung 1784, 36. geliefert.

P. Helz beschreibt eine Maschine zum dreschen, im 39. B. der Abhandl. der Schwedischen Akad. S. 251. und Schißler die seinige eben daselbst von 1761. S. 221.

Eine

Eine projektirte Dreschmühle nebst Zeichnung giebt Hr. Kunze in seinem Schauplatz der gemeinnützlichsten Maschinen I. B. S. 306 an. Aber auch nur diese und keine andere beschreibt Herr K...!!

Nordhausen.

Rosenthal.
Berg-Commissarius.

V.

Anzeige ökonomischer Schriften.

Genau angestellte Versuche, den englischen Senf als Oelpflanze mit Vortheil zu bauen, nebst zwei andern Gewächsen zu noch feinern Oele. Auf Erfahrung gegründet. Hamm, 1798. 8. 8 Seiten. 1 Gr.

Diese kleine Schrift rührt von dem Mitdirektor der Westphälischen patriotischen ökonomischen Societät, Herrn Commissionsrath Möller her, und verdient wegen ihrer Nützlichkeit um so mehr einer nicht gar zu kurzen Anzeige, je mehr sie sich wegen ihrer scheinbaren Geringfügigkeit unter der Menge der täglich erscheinenden Schriften verlieren und der Aufmerksamkeit der Oekonomen entziehen möchte.

Der

Der Saamen dieses englischen Senfs ist gelb von Farbe; die Körner haben die Größe des Rübsaamens oder sind zum Theil noch größer. Zu Anfang des Mai's wird er gewöhnlich gesäet; im Nothfall kann es auch 3 Wochen später geschehen. Er wächst 4 bis 5 Fuß hoch, und hat gelbe Blüthen. Die damit gemachten Versuche sind alle in schlechtem Boden angestellt worden. Das Land bestand nemlich in Sandhaidegrund, welches im ersten Jahre planirt, mit etwas Rasenerde überfahren und gedüngt wurde. Im zweiten Jahre wurde Roggen darein gesäet und im dritten erst der Senfsaamen ohne weitere vorhergegangene Düngung. Der einige Zeit eingefallenen heißen Witterung ungeachtet lieferte ein Stück von 12848 rheinl. Quadratfuß 5 1/7 Berliner Scheffel Saamen. Folglich würde der Ertrag eines Sächsischen Ackers 22 1/2 Berliner oder 21 1/2 circa Dresdner Scheffel seyn.

Seine Vorzüge vor dem Rübsaamen bestehen kürzlich in folgenden. Er verlangt nur halb so viel Düngung oder statt derselben nur etwas gute Erde. Im Wachsthum schlägt er nie (oder doch nur selten) fehl, verträgt alle Witterung, wird vom Wind nicht niedergelegt. Beim Reifwerden fällt er nicht leicht aus, wenn auch die Sträuche ganz dürre werden. Zur Aussaat braucht man weniger, als vom Rübsaamen, und der Ertrag in der Scheffelzahl ist größer.

Ob schon 21 Scheffel englische Senfkörner nach angestellten Versuchen nur so viel Oel geben, als man aus 18 Scheffeln Rübsaamen erhält, so ist doch der Vortheil auf Seiten des Senfs; einmal weil die Aerndte allezeit weit ergiebiger ist; und zweitens weil nach genauen Beobachtungen sich ergeben hat, daß ein Ohm *) Senföl 2280 Stunden länger brennt, als Rüböl.

Ein Kuchen, in der Pfanne mit Senföl gebacken, hatte einen angenehmern Geschmack, als von Rüböl.

Der viele Dünger, den der Rübsaamen erfordert, der unsichere Ertrag und oft der gänzliche Miswachs sind Ursache, daß man ihn nicht in größerer Menge anbauet. Alle diese Uebel treffen den englischen Senf nicht.

Die andern beiden Pflanzen zur Gewinnung noch feineter Oele sind der chinesische Oelrettig und der englische Oelkohlsaamen. Ersterer ist eine Sommerfrucht, und wird im April in fettes, mürbes, doch nicht frisch gedüngtes Land auf Beeten gesäet, die aber wegen seines 6 bis 7 Fuß hohen Wuchses eine Stangeneinfassung haben müssen. Er trägt reichlich und sein Oel übertrift das

*) Ein Ohm hält 120 Kannen, wovon 100 mit 112½ Berliner Quart übereinkommen.

das Senföl an Güte. — Der englische Oelkohlsaamen ist eine Winterfrucht, wird zu Anfang des Augusts in gut gedüngtes Land gesäet, und im Herbst verpflanzt. Im Herbst und Frühjahr dienen die Blätter zum Viehfutter. Der Vers. hat in geschlossenen Gärten binnen 4 Jahren an dieser Pflanze nicht den mindesten Unfall bemerkt. Wird das Oel dieser Körner kalt gepreßt, so ist sein Geschmack dem Baumöl ähnlich, doch dem Oel des chinesischen Oelrettigs nicht vorzuziehen.

VI.

Vermischte Nachrichten.

1) Der vergangene Winter, der unsere Fluren so anhaltend mit einer so starken Schneedecke belegte, giebt uns Gelegenheit, den Oekonomen die Beobachtungen mitzutheilen, welche der in allen Fächern des Wissens so bekannte französische Bürger Hassenfraz über das Schnee- und Regenwasser in ökonomischer Hinsicht gemacht hat. Er macht zuerst darauf aufmerksam, daß alle Völker, die solche Gegenden bewohnen, wo Schnee fällt, denselben einstimmig als ein solches Mittel betrachten, dessen sich die Natur bediene, um den Pflanzen mehr Stärke und Entwickelung ihrer Kräfte zu geben.

Mehrere

Mehrere glauben, daß auf einen Winter, in welchem kein Schnee fiel, eine schlechtere Aerndte, der Regel nach, erfolge. Bekannt ist es und durch Erfahrung bestätiget, daß nach einem strengen Winter das Wachsthum der Pflanzen desto stärker und kräftiger wird, je höher die Pflanzen mit Schnee bedeckt waren. Die Ursachen dieser Erscheinung klärt Hassenfraz folgendergestalt auf. Nicht alle Pflanzen sind fähig eine große Kälte zu ertragen; denn manche halten nicht einmal den Grad der Kälte aus, wobei das Eis schmelzt, da andere die größte Kälte ohne Schaden ertragen können. Mehrere Pflanzen, die einer Kälte ausgesetzt werden, die nahe an die gränzt, wo sie erfrieren, kommen zwar nicht um; allein sie werden doch krank, so daß sie sich nie vollkommen wieder erhohlen. Setzt man ferner verschiedene Pflanzen, die nicht einerlei Grade von Kälte ertragen können, einer großen Kälte aus: so werden von diesen Pflanzen um so mehrere zu Grunde gehen, je heftiger die Kälte war; wenn aber vermittelst einer Decke die Kälte abgehalten wird, und die Pflanzen keine so große Verminderung der Wärme erleiden, als die Gegenstände in der freien Luft, so werden mehrere von den kranken sich wieder erholen und gesund werden, und zwar desto mehrere, je besser die Kälte von der Decke abgehalten wurde.

Nun hat der Erdboden in seinem Innern viel Wärme, wie man dieses zur Winters Zeit in den

tiefen Gemächern häufig bemerken kann. Es ist aber der Schnee ein schlechter Leiter der Wärme, d. h. er läßt nicht gut, weder die Wärme, noch die Kälte durch sich dringen. Sind also die Pflanzen mit einer starken Schneeschicht bedeckt, so läßt diese die innere Wärme nicht heraus, und die äußere Kälte nicht hineindringen, daß folglich die Pflanzen nur eine geringe Kälte ausstehen dürfen, und vor einer stärkern geschützt werden. Da durch die innere Wärme der Erde auch immer ein Antheil Schnee geschmolzen wird, so haben davon die Pflanzen den Vortheil, daß sie feucht erhalten werden. Dieses ist auch ein Umstand, der den aufmerksamen Landwirthen zu keiner Zeit entgangen ist. Daß der Schnee salpetrichte Salze in sich enthalte, war zwar eine ungegründete Meinung der Alten; die aber doch nicht auf bloße Einbildung, sondern darauf gebauet war, daß der Schnee, viele Körper, wie z. B. Leder und dergl. stark angreife, und sich dadurch vom Regenwasser und andern reinem Wasser sehr unterscheide.

Hassenfraz hat die Ursache dieser verschiedenen Eigenschaften aufgeklärt.

Er that gleiche Quantitäten Schnee und reines Wasser in verschiedene Flaschen, goß in jede eine gleiche Quantität Lakmusauflösung und setzte die Flaschen an einen erwärmten Ort. Als der Schnee geschmolzen war, sah die Lakmustinktur im Schneewasser

wasser röther aus, als in dem reinen Wasser. Dieselbe Erscheinung ergab sich nach jedesmaliger Wiederholung des Versuchs.

Tausend Theile destillirtes Wasser und tausend Theile Schneewasser wurden in verschiedene Flaschen gefüllt, und in jede $6\frac{1}{2}$ Theile reine Eisenauflösung gegossen. Im Schneewasser fanden sich nachher $\frac{5}{100}$ Eisenkalch, im reinen Wasser nur $\frac{1}{100}$.

Folglich enthält das Schneewasser eine nicht unbeträchtliche Menge Sauerstoff.

Da nun nach Ingenhous Versuchen schlechterdings die Gegenwart des Sauerstoffs erfordert wird, wenn die Saamenkeime sich entwickeln sollen, und die Entwickelung des Keims um desto schneller von statten geht, je häufiger der Sauerstoff vorhanden ist: so ist der gute Einfluß, den der Schnee auf den Acker und die darin befindlichen Saamen und Saaten hat, außer Zweifel.

Kürzlich bestehn also die guten Einflüsse des Schnees auf die Vegetation in folgendem:

1. Er sichert die Pflanzen vor dem Frost.
2. Er führt ihnen die nöthige Feuchtigkeit zu.
3. Er macht eine größere Menge Saamen aufkeimen, und vermehrt also die Anzahl der Pflanzen.

2) Der ungenannte Herr Verfasser des obigen S. 252. befindlichen Aufsatzes: der deutsche Kaffee; hat mir auf mein Bitten nicht nur die rohen Bohnen, sondern auch schon gemahlnen Kaffee aus diesen Bohnen zugesendet, um damit eine Probe zu machen. Offenherzig muß ich gestehen, daß der Geschmack dieses deutschen Kaffees weder mir noch einigen andern behagt hat. Sein Geschmack ist zu unangenehm bitter und widerlich. Weit besser habe ich den Kaffee gefunden, den man in Jena, das Pfund für 6 Groschen bekommen kann, den ich auch viel lieber, als schlechten Kaffee trinken will, und den ich allen, die eine so nothwendige Ersparniß machen wollen, glaube empfehlen zu können. Für eins der besten Surrogate halte ich auch die gut abgewelkten und nicht zu stark gebrannten Möhren, die ich zur Hälfte den Kaffee zugesetzt schon seit langer Zeit und jetzt viel lieber als reinen Kaffee trinke. Ich will damit nicht sagen, daß eine aus ½ Loth Kaffee und aus eben so viel Möhren bereitete Portion Kaffee besser schmecke, als aus Kaffee allein; sondern nur, daß wir durch Gewohnheit auch einen schlechtern Trank dem bessern vorziehen lernen.

Trägt man aufrichtiges Verlangen, den ausländischen Kaffee durch ein inländisches Produkt zu ersetzen, und ist man nicht so eitel oder einfältig, sich dessen schämen zu wollen; so muß man, viele auch der Gesundheit wegen, die Angewöhnung eines Surrogats,

gats, z. B. der Möhren, der Cichorien, der Runkelrüben u. s. w. nur nach und nach bewerkstelligen. Man setze dem Kaffee anfangs ein Achtel, nach einigen Wochen zwei Achtel u. s. w. zu, so wird man sich nicht nur sehr leicht daran gewöhnen und Geschmack daran finden, sondern man wird auch keinen Nachtheil für die Gesundheit befürchten dürfen. Wer aber mit einemmale alles thun will, geräth in Gefahr gar nichts zu thun.

3) Der Herr Direktor Achard in Berlin hat kürzlich eine Erfindung gemacht, die den wichtigsten dieses Jahrhunderts an die Seite gesetzt werden muß, und die von den segenreichsten Folgen nicht nur für unser teutsches Vaterland, sondern auch für den größten Theil der Europäischen Staaten seyn wird, wenn sie sich vollkommen realisirt. Diese Erfindung betrift nichts weniger als die Erzeugung des Zuckers in Menge und Feinheit aus einem inländischen Produkte; des Zuckers, wofür jährlich so viele Millionen in fremde Welttheile gehen. Dieses inländische Produkt sind die Runkelrüben, die im Magdeburgischen, Halberstädtischen und in Thüringen schon seit langer Zeit mit so gutem Erfolge cultivirt werden.

Aus einem mit 32½ Pfund Runkelrüben angestellten Versuche erhielt man 2 Pfund 6 Loth hellbraunen Zucker, der ohne Nebengeschmack süß schmeckte, und keine Feuchtigkeit aus der Luft einsog. Außer diesem

sem Versuche wurde noch ein andrer gemacht, und der wahre Zucker vermittelst des Weingeists, welcher die Schleimtheile zurückläßt, ausgezogen; woraus sich ergab, daß man aus 100 Pfund Rüben 8 Pfund reinen Zucker gewinnen kann. Herr Dir. Achard hat noch die Bemerkung gemacht, daß es vorzüglich auf die Kultur der Rüben ankomme, wenn sie einen guten Zucker geben sollen, und daß die nach der gewöhnlichen Weise kultivirte Runkelrübe, keinen Zucker, sondern nur ein süßliches Mus beim Einkochen liefere. Die Methode, nach welcher der Dir. Achard die Rüben bauet, um sie auf Zucker zu benutzen, hält er bis jetzt noch geheim, weil diese Cultur seine ganz eigenthümliche Erfindung seyn soll, mit welcher er sich viele Jahre lang beschäftiget habe. Dem sei nun wie ihm wolle, so scheint die Erfindung und ihre Anwendbarkeit nach dem Zeugniß mehrerer beinahe außer Zweifel zu seyn; und man kann sich mit den angenehmen Hoffnungen schmeicheln, baldigst von einem hohen Tribute an die Ausländer befreiet zu seyn; der um deswillen uns unerträglich seyn und zu den größten Aufopferungen veranlassen sollte, weil der Ausländer den Preis nicht als billiger Kaufmann, sondern als eigennütziger und ungezügelter Monopolist nach dem Bedarf seiner Verschwendungen einrichtet. — Man rechnet, daß aus den preußischen Staaten allein jährlich die Summe von 4,166,666 Reichsthaler für den Zuckerbedarf ausgeführt wird, und daß 8264 Quadrat

drat Morgen Landes, mit Runkelrüben angebauet, hinreichend sind, die preußischen Staaten mit Zucker zu versorgen. Wie viele tausend Familien können also ernährt werden, wenn obige Summe im Lande bleibt. Die Erzielung anderer Produkte kann dadurch gar nicht leiden, wenn man nur alle Beeinträchtigungen und Unterdrückungen, die der Agrikultur noch hier und da im Wege stehen, endlich einmal aus dem Wege räumen will.

4) Um umgeschlagene Weine durch Kohlenpulver wieder zu verbessern, machte ein Chemiker folgende Versuche.

Erster Versuch.

Ein gänzlich umgeschlagener geringer Landwein, der so dick wie Schleim geworden war, einen ekelhaften Geschmack angenommen hatte, wurde folgendergestalt mit Kohlenstaub behandelt. Ein Pfund von diesem Wein und ein halb Loth frisch geglühetes Kohlenpulver (von Lindenholz-Kohlen) wurden 10 Minuten lang in einer gläsernen Flasche umgeschüttelt und dann durch Löschpapier filtrirt. Der Wein hatte etwas von dem übeln Geruch verloren, schmeckte aber noch sehr widrig und war trübe.

Zweiter Versuch.

Ein Loth Kohlenpulver und ein Pfund Wein eben so behandelt verlor den übeln Geruch und Geschmack

schmack gänzlich, schmeckte süßlich angenehm, hatte aber viel vom Geist verloren.

Dritter Versuch.

Vierzig Maaß dieses verdorbenen Landweins wurden mit einem Ferment aus Sauerteig und Honig in Gährung gesetzt; man erhielt einen ziemlich sauren, aber ekelhaft schmeckenden Essig. Zwei Pfund dieses Essigs mit einem Loth Kohlenstaub behandelt, verloren den übeln Geruch und Geschmack und der Essig war zu jedem Gebrauch recht gut. Reichs-Anz. 11 Band 1799. No. 41.

5) Wegen der jetzigen Theurung und des Mangels an Getraide sind durch eine königl. Schwedische Verordnung vom 8. Januar 1799 die Branntweinbrennereien, sowohl auf dem Lande als in den Städten, doch mit Ausnahme von Stockholm, Gothenburg und Carlscrona, bis auf weitern Befehl eingestellt und verboten worden.

Die südlichen Provinzen Schwedens sind von einem ungewöhnlich starken Winter heimgesucht worden.

6) In Wien ist eine strenge Verordnung an die Essigsieder und Branntweinbrenner gegen unverzinnte kupferne Kessel oder sonst unverzinntes Geschirr, welches zur Verfertigung oder Aufbewahrung des Essigs oder des Branntweins gebraucht wird, am 15. December 1798 ergangen.

7) In

7) In Meiningen ward am 21. Nvbr. 1798 in Gegenwart und auf Kosten des Herzogs von Sachsenmeiningen durch den Ingenieurlieutenant, Hoffmann, ein Versuch mit dem bekannten Aken's schen Feuerlöschungsmittel angestellt, welcher so sehr und über alle Erwartung zum Vortheil dieser Erfindung ausfiel, daß man mit völliger Gewißheit die Vortrefflichkeit des erwähnten Löschungsmittels überall empfohlen kann *).

8) Karl Friedrich Bach, Zimmermeister in Droyßig bei Zeitz, verfertiget eine neue Art Futter- und Wurfmaschinen. Erstere besitzt folgende Eigenschaft: daß von grünem Futter, als Erdäpfeln, Kohl, Runkelrüben, Krautstrünken und dergl. in Zeit von ½ Stunde 20 Scheffel durch Beihülfe zweier Leute klar gemacht werden können, welches einige Oekonomen bezeugen können, für die er dergleichen Maschinen verfertiget hat. Die gewöhnliche Bank hat 6 Messer, kann aber auch mit 12 / 18 Messern gemacht werden, nachdem sie viel schneiden soll; der Preis von der Bank mit 6 Messern ist 14 Rthlr., mit 12 Messern 16 Rthlr., mit 18 Messern 18 Rthlr.

Kon-

*) Man vergleiche hiermit: Nachricht von D. van Marums Versuchen ꝛc. im August-Stück dieses Hefte v. J. 1797. S. 141 — 154 wo am Ende gezeigt wird, daß das Aken'sche Löschungsmittel ohne Nachtheil noch mehr vereinfacht und wohlfeiler gemacht werden kann. D. H.

Konventions-Münze. Die Wurfmaschine hat die Eigenschaft, daß sie das Getraide reinigt, ohne daß es braucht gewurft zu werden, vom Rübsen bis zum Hafer.

9) In England füttert man gegenwärtig die Pferde sehr häufig mit Turnips, (weißen Steckrüben). Die Pferde sollen sich nicht allein ungemein wohl dabei befinden, sondern es soll auch diese Fütterungsmethode weit wohlfeiler, als die gewöhnliche seyn; den Pferden ein glattes, (gesundes) Ansehn geben und sie vorzüglich vor Winterkrankheiten bewahren. Man führt zu Gunsten dieser Fütterungsmethode folgende Erfahrung an: Ein Edelmann in der Grafschaft Nottingham hielt in den letzten Wintern funfzehn Zugpferde, fütterte sie mit Turnips, und gab ihnen dabei wenig Heu und gar kein Getraide. Bei beständiger Arbeit waren sie sehr gesund. Ein Edelmann in Leicestershire bediente sich ebenfalls dieser Methode mit Vortheil und beträchtlicher Ersparniß. — Die Turnips werden oben und unten abgeschnitten, gewaschen, klein geschnitten und mit Stroh oder Heu gemischt. Manche Pferde wollen Anfangs dieses Futter nicht nehmen. Man giebt ihnen deswegen eine Zeit lang weniger anderes Futter und Wasser; und vermischt die zerkleinerten Turnips mit Kleien, wodurch sie sich nach und nach daran gewöhnen, und täglich 10 Pfund verzehren.

10) In

10) In der Kurmark Brandenburg werden auf dem platten Lande Industrieschulen angelegt, wozu bereits ein Fond von 100 Rthlr. ausgesetzt ist. Die Oerter dazu werden jetzt ausgewählt. Es sollen königl. Amtsdörfer seyn, die volkreich und nicht so weit von einer Stadt entlegen sind, wo die Küster und Schullehrer sich dazu qualificiren, und in den Schulwohnungen ein hinlängliches Lokale zu dergl. Anlagen vorhanden ist. Die Prediger erhalten die Aufsicht.

VII.

Zur Beantwortung einer Anfrage im Septemberstück vom Jahr 1797.

Man hat bemerkt, daß Pflanzen in schwarzer Erde, bei übrigens ganz gleichen Umständen, weit früher reif werden, als die nämlichen Pflanzen, die in weiße Erde gesäet worden. Da man aber bisher sehr selten die Physik mit dem Ackerbau verband, so hat man diese Wirkung erkannt, ohne der Ursache weiter nachzuspüren. Man konnte sich übrigens auch damit begnügen, weil es nicht in unsrer Gewalt steht, die Natur des Erdbodens zu verändern *).

Allein

*) Man kann zwar durch Vermischung verschiedener Gattungen Erde die Natur eines jeden Bodens verändern;

Allein durch die Erklärung dieser Erscheinung hätte man doch Anleitung erhalten, wie man Früchte zur Reife bringen kann, die in gemäßigten Jahren schwer reifen, und wie die Reife derer zu beschleunigen ist, welche unter unserm Himmelsstrich leicht reifen; ferner hätte man dadurch die Qualität beider verbessern können.

Es ist bekannt, daß die schwarzen Körper im höchsten Grade die Eigenschaft besitzen, das Licht aufzufangen und zu verschlucken, und daß sie sich folglich schnell und stark erhitzen. Die tägliche Beobachtung kann jedermann überzeugen, daß die gefärbten Körper an der Sonne, und sogar im Winter, sich erwärmen lassen, während die weisen ganz kalt bleiben; wie auch, daß wenn man ein schwarzes Tuch über den Schnee legt, dieser schwitzt, während er unter einem weisen unverändert bleibt.

Die Wahrheit dieses Grundsatzes ist jedermann bekannt, und doch hat man bis hieher vernachlässigt, theoretische Schlüsse zur Anwendung auf den Ackerbau daraus zu ziehen; vermuthlich, weil man bisher wenig daran dachte, wissenschaftliche Grundsätze auf gemeinnützige Künste anzuwenden.

Die Früchte der Spalierbäume, die man an schwarzen oder schwärzlichen Mauern zieht, müssen

also

ändern; aber diese Arbeit ist zuweilen sehr schwer und immer kostspielig.

also nothwendig früher reif werden, weil sie den Einfluß der Wärme stärker empfinden.

Ich schlage daher vor, die Mauern, woran man Spalierbäume ziehen will, schwarz anzustreichen, und dieser Rath gründet sich nicht blos auf Grundsätze und Theorie, sondern auf eine funfzehnjährige Erfahrung, die ich in dem Garten meines Vaters angestellt habe, wo ein Rebenstock von ungeheurer Stärke, der selbst in den heißesten Jahren keine ganz reifen Früchte gab, vermittelst dieses Verfahrens jedes Jahr vollkommen reife Trauben bringt. Die übrigen Früchte, die an derselben Mauer stehen, reifen dreißig bis vierzig Tage früher, als in den benachbarten Gärten.

Inhalt.

I. Von dem Kartoffel-Bau. (Aus dem Engl.) Von C. A. W. S. 193

II. Der deutsche Kaffee. Von D. C. B. A. 252

III. Anweisung einen guten Schnupftabak mit wenigen Kosten sich selbst zu verfertigen. 266

IV. Zusatz zu des Herrn Dr. Rößigs Abhandlung über die Dreschmaschinen. Von Rosenthal. 270

V. Anzeige ökonomischer Schriften. 271

VI. Vermischte Nachrichten. 274

VII. Zur Beantwortung einer Anfrage im Septemberstück vom Jahr 1797. 285

Intelligenz-Blatt

zum Monat März 1799.

Nachricht.

Das Januar-Stück 1799 des Journals für Fabrik, Manufaktur, Handlung und Mode, oder das 1. Stück des XVI. Bandes ist erschienen und enthält: I. Von der Entstehung des Spitzenklöppelns im Sächsischen Erzgebirge, von Sch....r. in E. II. Ueber den Häringsfang, in besonderer Rücksicht auf England und Schottland. III. Warum ist der Kaufmann im Allgemeinen aufgeklärter als die übrigen Volksklassen? Von Braubach in Bremen. IV. Wachsseife zu allerhand Gebrauch. V. Ueber die Anwendung der Friktionsräder beim Maschinenbau, vorzüglich bei Mühlen, Salinen u. s. w. Von B... in Göttingen. VI. Ueber Charles Desoudrays neue Feuerrettungsmaschine. VII. Vermischte Nachrichten. (16) Politische und andere Handelsvorfälle. (16) Gesetze und Verordnungen, die das handelnde Publikum betreffen. (5) Neue Erfindungen. VIII. Anzeige und Beschreibung neuer Fabrik-Manufaktur-Kunst-Handlungs- und Mode-Artikel. IX. Anzeige von (8) Häusern und Etablissements. ꝛc.

* * *

Das Februar-Stück oder das 2. Stück des XVI. Bandes enthält: I. Einige Bemerkungen über de la Pryrouse'ns Nachrichten von den Philippinen. Von Karl Hänsel in Pirna. II. Fortsetzung von der Abhandlung: Von dem mannigfachen Nutzen der Kanäle. Von Dr. U. J. Seetzen in Jever. III. Ein beweglicher Tisch für Kupferstecher. Mit 1 Kupfer. Von Buschendorf in Leipzig. IV. Vermischte Nachrichten: (20) Politische und andere Handelsvorfälle. (13) Gesetze und Verordnungen, die das handelnde Publikum betreffen. (6) Neue Entdeckungen und Erfindungen. V. Anzeige und Beschreibung neuer Fabrik-Manufaktur-Kunst-Handlungs- und Mode-Artikel. VI. Anzeige von (19) Häusern und Etablissements ꝛc.

Der XVI. und XVII. Band dieses Journals, oder der Jahrgang 1799, welcher aus 12 Monatsstücken mit 24 natürlichen Zeugmustern, 12 schwarzen und illuminirten Kupfern besteht, kostet in allen Buchhandlungen und auf allen Postämtern Teutschlands 5 Rthlr. Sächs. oder 9 Fl. Rhein.

Rhein. — Ein kompletes Exemplar, die Jahrgänge 1791 bis mit 1799, oder Band I bis mit XVII. enthaltend, kostet 37 Rthlr. 16 Gr.

Leipzig, im Februar 1799.

Das vierte Bändchen der Erholungen (Preis 1 Rthlr.) ist erschienen und enthält folgende Aufsätze:

I. Die Gefahren der falschen Delikatesse. Eine Geschichte. Vom Prof. Eberhard. II. Die Biene, der Goldkäfer und die Rose. Eine Fabel. Von Weisse. III. Der Rabe und die Dohle. Eine Fabel. Von Weisse. IV. Eduards Bekehrung zum Ehestande und seine Wanderung auf Freiers Füßen mit seinem Vetter Jakob. Von August Mahlmann. V. Prolog bei der Widereröffnung des Breslauer Theaters. Von Manso. VI. Modebilder. Zweites Heft. Von Kretschmann. VII. Der Unzufriedene. Von Kretschmann. VIII. List um List, oder Was ein Kuß nicht vermag! Von A. G. Eberhard. IX. Fabeln nach Krasicki. Von N. X. Die Ueberraschung, eine Familienscene. Von K. C. M. Müller. XI. Der Reisende. Fortsetzung. Von Bürde. XII. Vier Fabeln. Von Kretschmann. XIII. Gedichte von E. Bernard, geb. Gad; Lebrecht Möller; E. C. Eccard; und Ernst von Wedig.

Die Erholungen werden fortgesetzt, und das erste Bändchen für das Jahr 1799 wird nächstens erscheinen.

Leipzig.

Roch und Weigel.

Nachricht.

Der Monat December vom Allgemeinen litterarischen Anzeiger, welcher aus 14 ordentlichen Nummern (No. CXCI—CCIV.) nebst V Beilagen besteht, enthält: 15 Korrespondenz-Nachrichten aus Leyden, St. Petersburg, Wien, Prag, Rastadt, Hannover, Weimar und ungen. Orten. — Vorläufige Nachr. v. e. merkwürd. litter. Betrügerei, die Echtheit des Cod. diplomat. Sicil. betreffend. — Nachtr. z. d. Uebersicht der vorzügl. von 12 Gelehrten versprochenen aber noch nichtgelief. humanist. Werke. — Anzeigen und Recensionen mehrerer klein. Schriften von Thorild, Mücke, Besenbeck, Schäfer, Kapp, Müller und einiger Griechischen Werke. — Beförderungen, Ehren-

renbezeigungen u. s. w. — 12 Beantw. und Berichtigungen von Anfragen und Nachrichten im ALA. und Andern, von Hacken, Romanus Schad, Zapf, Sander, Meusel, Dr. Hasse und Ungen. — 40 kürzere und längere vermischte Aufsätze, Bemerkungen, Anfragen, Nachrichten, Rügen, Plagiate, Biographien, Bitten, Aufforderungen u. s. w. von Dr. Oelrichs, Gräbe, am Ende, Engelhardt, Heinemeyer, Pfaff, Alter, Pölitz, Dr. Anton, Wedekind und Ungen. — Die Beilagen enthalten 63 Nachrichten und Anzeigen von Gelehrten und Buchhändlern merkantilischen Inhalts.

* * *

Der Monat Januar 1799 besteht aus 17 ordentl. Nummern (No. 1–17) nebst 4 Beilagen, und enthält: 10 Korrespondenznachrichten aus Paris, Amsterdam, Mainz, St. Petersburg, Berlin, Regensburg, Gießen u. ungen. Orten. — Ueber den berühmten Buchdrucker Bodoni in Parma und dessen Druckschriften. — Vollständiges Verzeichniß der in Rußland von 1796 bis August 1798 verbotenen Bücher. — am Ende's Recension von des Grafen von *Golowkin* Catalogue de ses livres. — Bemerkungen eines Sortiments-Buchhändlers über die Michaelis-Messe 1798. — Gedanken über die Selbstrecensionen der Buchhändler. — 45 Beantwortungen und Berichtigungen von Anfragen und Nachrichten im ALA. und Andern, von Beckmann; Reinwald; Hartleben; Kinderling; Fikenscher; Weinart; Engelhardt; Scheibel; Arnoldi; Dietz; am Ende; Schmidt Phiseldeck; Schmidt; Meusel; Eberhard; Wedekind; von Beust; Müller; Kurt Sprengel u. Ungenannten. — 34 kürzere und längere vermischte Aufsätze, Bemerkungen, Anfragen, Nachrichten, Rügen, Wünsche ꝛc. von Alter; Meusel; Kinderling; Wedekind; Kiefhaber; am Ende; Haynemann; Petschke u. Ungen. — Die Beilagen enthalten 56 Nachrichten und Anzeigen von Gelehrten und Buchhändlern merkantilischen Inhalts.

Wöchentlich erscheinen vom ALA. 4 Nummern, ohne die Beilagen. Der aus 204 Nummern bestehende Jahrgang 1799 des ALA. kostet in wöchentlicher Lieferung 4 Rthlr. 12 Gr. Sächs. oder 8 Fl. 15 Kr. Rhein. oder 3 Laubthaler und monatlich brochirt 4 Rthlr. Sächs. oder 7 Fl. 15 Kr. Rhein. oder 2½ Laubthaler und 30 Kr. Außer an alle Buchhandlungen wendet man sich für die

königl.

königl. Preußischen Staaten an das königl. Preußische Grenz-Postamt in Halle. Für sämmtliche Reichs-Posten hat die kaiserl. Reichs-Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition in Erfurt, und für die übrigen Postämter die kurfürstl. Sächs. Zeitungs-Expedition in Leipzig die Haupt-Versendung übernommen.

Der I. Band des ALA. oder der halbe Jahrgang 1796, aus 83 Bogen bestehend, kostet 1 Rthlr. 8 Gr. Der II. und III. Band, oder die Jahrgänge 1797 und 1798; jeder über 200 Bogen stark 4 Rthlr.

Das Januar-Heft der Sächsischen Provinzialblätter 1799, herausgegeben vom Kammerherrn Friedrich Grafen von Beust, oder des V. Bandes 1. Stück, ist erschienen, und enthält: I. Plan des 5. und 6. Bandes, oder des 3. Jahrgangs der Sächsischen Provinzialblätter, nebst einer Nachschrift der Verlags-Handlung. II. Briefe über die Schul-Pforta. III. Fragen, das Städtchen Werda betreffend. IV. Beschreibung des Buschbades bei Meissen. V. Nachricht von dem bald zu hoffenden neuen Saalfeldischen Gesangbuche. VI. Ueber einige Anstalten in den fürstlich Schwarzburg-Rudolstädtischen Landen, die Verbesserung der Schulen und des Schulunterrichts betreffend. VII. Ueber Weihnachts- und Neujahrsausgaben. VIII. Litteratur. Recensionen von a) des Freiherrn C. A. von Seckendorfs einigen Worten an die Landstände Sachsens u. s. w., und b) den freimüthigen Gedanken über die Ursachen des Verfalls der mehresten Landstädte u. s. w. IX. Historische Chronik. X. Auszüge aus Briefen, aus Erfurt und Fröden, bei Jüterbog. XI. Schreiben Herzog Johann Philipps zu Sachsen-Altenburg an seinen Bruder Herzog Friedrich. XII. Ueber Stärken-Fabriken. XIII. Armen-Versorgungs-Anstalten in Dresden. XIV. Fruchtpreise zu Langensalze in den Jahren 1598—1622.

Der Jahrgang 1799 dieser Sächsischen Provinzialblätter, welcher aus 12 Monats-Stücken, jedes zu 6 Bogen, nebst Intelligenz-Blatt, besteht, und in einem farbigen Umschlage geliefert wird, kostet 3 Rthlr. oder 5 Fl. 24 Kr. Ein kompletes Exemplar, die Jahrgänge 1797 bis mit 1799 in VI Bänden enthaltend, kostet 9 Rthlr.

Leipzig.

Expedition des Allg. litter. Anzeigers
bei Roch und Weigel.

Oekonomische Hefte
für den
Stadt- und Landwirth.

April, 1799.

I.

Ein paar Worte über den Rübsaamenbau.

Oel ist nicht allein eine Sache, welche für jede kleine und große Haushaltung unentbehrlich ist, sondern es ist auch ein starker Handelsartikel, welcher viele Hände beschäftiget und vielen Menschen Nahrung giebt. Daher ist es für den Landbebauer eben so nöthig, als es mehrentheils vortheilhaft ist, ölgebende Gewächse zu bauen, welche das Bedürfniß in der Haushaltung befriedigen und oft noch überdies eine Lücke in der Kasse des Landmanns zu einer Zeit ausfüllen, in welcher er seine übrigen Produkte noch nicht zu Gelde machen kann. Da es aber mancherlei ölgebende Pflanzen giebt, welche

angebauet werden können, als: Rübsen, oder Rübsaamen, Senf, Mohn, Dottersaamen, Safran u. dgl. so entsteht die Frage, welche unter diesen Pflanzen die meiste Aufmerksamkeit und den häufigsten Anbau verdiene? In den meisten Gegenden wird die Antwort für den Rübsen am günstigsten ausfallen.

Zwar ist es nicht zu leugnen, daß der Rübsen, besonders der Sommerrübsenbau im Ganzen genommen dem Ackerbau nicht vortheilhaft ist, weil er viel Dünger erfordert und dagegen wenig liefert. Denn das Stroh desselben wird von vielen Oekonomen so gering geachtet, daß es häufig, obgleich mit Unrecht, auf dem Felde verbrannt wird. Und welcher vernünftige Wirthschafter nimmt wohl nicht bei seinem Ackerbau mit auf das zu erbauende Stroh Rücksicht? Denn nur wenige haben Ueberfluß an Dünger. Allein theils giebt es doch hin und wieder solche gesegnete Gegenden und einzelne wohl eingerichtete Güther, wo man um den Dünger nicht ängstlich bekümmert seyn darf, theils ist es auch in weniger fruchtbaren Gegenden für die Zeitumstände und für einzelne Aecker nöthig und nützlich, Rübsaamen auf denselben zu bauen. Jeder Oekonom versteht mich, daß ich unter den Zeitumständen nichts anders verstehe, als, daß es gewisse Jahreszeiten giebt, in welchen man den Dünger nicht besser anbringen kann, als ihn in das Sommer- oder Win-

ter-

terrübsaamenland zu fahren, und unter einzelnen Aeckern diejenigen, welche durch den Rübsenbau eine Reinigung erhalten können, deren sie oft so sehr bedürfen. Zwar wird reine Braache immer das sicherste und beste Mittel bleiben, den Acker von dem eingeschlichenen Unkraute zu befreien; allein, da die Braache sich hauptsächlich nur für den schickt, der eine Menge Ländereien besitzt, die er ohne Braache zu halten nicht wohl würde vergatten können, und der seinen Schafheerden ohne dieselbe keine Weide würde verschaffen, auch den Schafdünger in gewissen Jahreszeiten nicht würde benutzen können; so bleibt dem Bauer, der von wenigen Aeckern oft ganze Haushaltungen bestreiten muß, selten ein Stück Land zur Braache übrig. Will dieser sein Land reinigen oder rein erhalten, so muß er, außer einer guten, wenigstens nicht nassen, Bestellung der Aecker im Winter- und Sommerfelde, darauf denken, wie er seinen unreinen Acker im Braach- oder Sömmerungsfelde auf eine gute Art reinige, ohne doch deswegen eine Erndte zu verlieren.

Das gemeinste Mittel, dem Unkraute auf guten Aeckern vorzubeugen oder es auszurotten, ist: dieselben mit solchen Gewächsen zu besömmern, welche eine öftere Bearbeitung zu ihrem Gedeihen erfordern, als mit Kohl, Rüben, Kartoffeln u. dergl. Aber auch schlechte Aecker werden bisweilen durch

eine unglückliche Bestellzeit, oft durch einen einzigen Regen am Bestellungstage oder kurz nach demselben so unrein, daß nicht allein die gegenwärtige Erndte misglückt; sondern auch dasselbe von den künftigen zu befürchten ist. Braach kann und will sie der Besitzer nicht liegen lassen, folglich sucht er beide Entzwecke zu erreichen: sie zu reinigen und zu benutzen. Dies geschieht dann gewöhnlich durch Besäung mit Sommerrübsaamen. Denn hiezu hat er, wenn er will, Zeit bis zum Julius, wo er durch öfteres Pflügen seines Ackers im Trockenen das Unkraut fast gänzlich wird tilgen und dennoch in diesem Jahre vielleicht noch eine reichliche Erndte erhalten können.

Aber auch nur aus diesem Grunde und in solchen Rücksichten möchte es den kleinern Gutsbesizzern vortheilhaft seyn, Sommerrübsaamen zu bauen. Denn die allgemeine Regel stehet immer noch fest, und wird durch die Erfahrung immer mehr bestätigt: daß nur in fetten Gegenden und beim Ueberflusse des Düngers es vortheilhaft seyn kann, Sommerrübsaamen zu bauen, weil keine Fruchtart mehreren Feinden ausgesetzt ist, als diese, und auf keine schlechtere Roggenerndten erfolgen als auf diese, wenn die Bestellung erst zu Marientage, wie es in vielen Gegenden gewöhnlich ist, vorgenommen werden kann. Ein Landwirth also, dessen Felder vielleicht mehr aus schlechtem, als gutem Boden bestehen,

wird

wird billig Bedenken tragen, aus dem Sommerrübsaamenbau einen Handelsartikel zu machen. Er wird nicht den ungewissen Vortheil dem sicherern, den gegenwärtigen kleinern, dem zukünftigen größern vorziehen; er wird höchstens nur so viel davon bauen, als er zu seiner Consumtion nöthig hat, um baare Geldausgaben zu ersparen; er wird auch vorzüglich nur solche Aecker dazu erwählen, welche er auf eine andere Art, reine Braache ausgenommen, nicht wohl vom Unkraute reinigen konnte. Der große Gedanke, daß es Pflicht sei für einen Staatsbürger zum Wohl des Ganzen etwas aufzuopfern, und weil Oel ein allgemeines Bedürfniß ist, zu dem Nachtheile des Ganzen seiner Wirthschaft mehr ölgebende Gewächse zu erbauen, als er selbst nöthig hätte, wird auf der einen Seite nicht leicht in die Seele eines kleinen Gutsbesitzers kommen, der mit sich und seiner Familie genug zu thun hat, und auf der andern möchte diese Pflicht auch wohl eher den Rittergutsbesitzer und den großen Pachter treffen, welcher außerdem wohl Bewegungsgründe genug haben wird, sich mit dem Bau des Sommerrübsaamens zu beschäftigen, als den Bauer und den Besitzer eines kleinen Gutes.

Wenn es denn nun ausgemacht wäre, daß es für kleine Landwirthe nicht vortheilhaft sey, Sommerrübsaamen zu erbauen, Oel aber doch für jede Haushaltung ein nothwendiges Bedürfniß sey: so würde man seine Zuflucht zu einem andern ölgebenden

benden Gewächse nehmen müssen. Und welches wäre denn dies? Noch hat sich keines durch Erfahrung in mehreren Gegenden Deutschlandes vortheilhafter gezeigt als der — Winterrübsaamen. Ob dieser gleich vielleicht noch mehreren Feinden ausgesetzt ist als jener; ob er gleich deshalb auch in kleinen Oekonomien noch seltener angebaut wird, als der Sommerrübsaamen, so scheint er doch in mancher Rücksicht vor jenem den Vorzug zu verdienen. Ich muß gestehen, daß ich selbst noch nicht durch reiche Erndten zum Anbau desselben ermuntert worden bin; allein da die Ausbeute von dem Sommerrübsaamen in den letztern Jahren bei uns eben so kärglich gewesen ist, so hebt sich dies gegenseitig. Hierzu kömmt noch, daß man, wenn man es darnach anfängt, sich beim Winterrübsaamen doch weit mehr in Sicherheit setzen kann, als beim Sommerrübsaamen. Bei dem letztern liegt das Feld bis in den Julius ungenutzt, und muß 3 auch 4 mal gepflügt werden. Schlägt er nun um, so ist die Erndte auf das Jahr allemal verlohren, und wie gewöhnlich eine schlechte Roggenerndte zu befürchten. Nicht so bei dem Winterrübsaamen, wenn man ihn auf folgende Art behandelt.

Man stürzt das Feld, welches Gerste oder Hafer getragen hat, im Herbste. Hat man so viel Zeit und Dünger, daß man es vor dem Stürzen mit demselben überfahren und ihn mit unterpflügen kann,

desto besser. Ist dies nicht, so dünget man es im Winter bei Frostwetter, wenn man mit den Pferden sonst nichts vorzunehmen weiß, doch nicht so stark, als man gewöhnlich zur Sömmerung zu düngen pflegt. Im nächsten Frühjahre wird es zum 2ten male gepflügt, und mit Futterwicken d. h. mit Wicken, welche mit Hafer, Erbsen, auch wohl Gerste vermischt sind, frühzeitig bei guter Witterung bestellt. Dieses Mengfutter wird ohngefähr gegen Johanni die Größe erreicht haben, daß es als ein angenehmes Futter für die Kühe grün abgemähet werden kann. Nun haben wir von dem 24sten Junius bis zu dem 24sten August noch vollkommen 2 Monate die Stoppel zu beackern und den Acker zu reinigen. Kann man es, so fahre man sogleich in die noch nicht umgepflügte Stoppel, die 2te Portion von dem Dünger, welchen man dem Stücke zugedacht hatte, pflüge und egge das Feld nach Bedürfniß noch 2 oder 3 mal, und bestelle es dann, wo möglich nach einem fruchtbaren Regen, mit Winterrübsaamen. Verunglückt er gleich anfänglich, so verliert man nichts weiter als die Aussaat, welche gar nicht in Betrachtung gezogen zu werden verdient. Die schönsten Roggen- oder Waizensaaten treten an des Undankbaren Stelle. Steht er aber schön, macht er zu einer reichen Erndte Hoffnung, so überläßt man ihn seinem fernern Schicksale. Der Winter ist oft ein böser Feind für ihn, allein in den meisten Jahren doch nicht so arg, als ein Frühjahr,

in

in welchem häufige Fröste in den Nächten und Sonnenschein am Tage mit einander abwechseln, wodurch seine Wurzeln zerrissen und aus der Erde gehoben werden. Sei es, daß er aus diesen oder andern zufälligen Ursachen zu sehr beschädiget, oder gänzlich verdorben wird: so hat man noch den ganzen Sommer vor sich, um seine Stelle mit andern Früchten zu ersetzen. So kam zum Beispiel der Wintersaamen in unserer Gegend in den verflossenen Jahren 1797 und 1798 recht sehr schön und gut aus dem Winter. Allein, da er in die Blüthe treten wollte, fanden sich in beiden Jahren eine ungeheure Menge kleiner schwarzer Käfer ein, welche an Größe und fast auch an Gestalt den Erdflöhen glichen. Ein Feind, den viele unserer ältesten Oekonomen nicht kannten. Diese Käfer fraßen sich in die Knospen, ehe sie sich noch zur Blüthe hatten eröffnen können, und jede Knospe, welche auf diese Art beschädiget war, verdarb und fiel ab. Man hofte von Zeit zu Zeit, daß Nachtfröste, oder ungestümes Wetter diese unangenehmen Gäste vertreiben sollten, allein das Wetter mogte schön oder schlecht seyn, sie blieben und verdarben die Erndte fast ganz und gar. In dem erstern Jahre hatte die Hoffnung ihn noch gerettet zu sehen, oder doch die Ungewißheit des Ausgangs dieser Sache die Oekonomen hingehalten; aber sie wurden in ihrer Hoffnung betrogen. Es blieb ihnen wegen des herangekommenen Sommers nichts übrig, als nach einer herzlich

schlech-

schlechten Saamenerndte das Feld zu Winterfrucht vorzurichten. Allein im 2ten Jahre waren sie durch die Erfahrung schon klüger gemacht worden, und sobald sie dies feindliche Heer wieder erblickten, welches so stark war, daß der Saamen nicht einmal zur Blüthe kommen konnte, waren sie sogleich beschäftiget, entweder die grünen Stengel unterzupflügen, oder sie abhauen zu lassen. Derjenige Wintersaamen, welcher abgehauen wurde, gab ein vortreffliches Futter für das Vieh, wenn es nämlich auf der Hexelbank klein geschnitten, und unter das noch übrige trockene kurze Winterfutter gemischt wurde.

Im Vorbeigehen kann ich hier einen Gedanken nicht unterdrücken, der mich seit jener Zeit oft beschäftiget hat. Er ist dieser: könnte man nicht gar den Wintersaamen als das erste, allezeit frühzeitige grüne Futter für die Kühe benutzen? Daß ihn die Kühe, wenn er auf vorbenannte Art behandelt wird, recht gern fressen, und daß er auch wirklich gut futtert, kann ich aus Erfahrung behaupten. Wie oft tritt nicht im Frühjahre eine große Futternoth bei denen ein, welche Stallfütterung haben, ehe der Klee herbeiwächst und so groß wird, daß er abgemähet werden kann? Wie, wenn man für diese oft so traurige Periode ein Stück Feld mit Winterrübsaamen besäete? Sollte man nicht, um sich aus seinen Feldern nichts wegzunehmen, die Roggenstoppel im Herbste mit Winterrübsaamen besäen

säen können, denselben, wenn er nicht verwinterte, im Frühjahre abfuttern, und dennoch das Feld noch zur Gerste zubereiten können? So viel weiß ich wenigstens gewiß, daß nach solchem grün abgefutterten Winterrübsaamen die vortrefflichste Gerste wächst, wenn das Land in gutem Stande und wohl zubereitet ist. Es käme darauf an, daß Oekonomen, welche Ländereien genug besitzen, und Mittel in Händen haben, dergleichen Versuche zu machen, es anfänglich im Kleinen versuchten, und ihre Erfahrungen dann mittheileten. Vielleicht könnte dies Mittel manchmal aus der Noth retten, obgleich die Noth erst darauf aufmerksam gemacht hat.

Es sei nun also, daß der Wintersaamen entweder, weil er verdorben war, untergepflügt oder zur Fütterung abgemähet worden war, so bleibt uns doch immer noch die angenehme und meistentheils auch nicht ungegründete Hoffnung zu einer reichen Gerstenerndte. Und so wäre es dann eine leicht zu entscheidende Frage: ob der Anbau des Winter- oder des Sommerrübsaamens für den Landwirth vortheilhafter sey?

Oder wäre es vielleicht gar möglich, daß man zu diesem Behuf früh bestellte, und daher auch früh abgeerndtete Gerstenäcker wählen könnte: so wäre der Vortheil noch größer, und die Gefahr des Verlustes noch geringer. Auf einen Gerstenacker wird doch immer die meiste Sorgfalt verwendet, er wird

höchst

höchst selten zwei, gewöhnlich drei: auch wohl vier: mal gepflüget, folglich ist er meistentheils rein und locker. Würde derselbe nun nach der Gersteneerndte so geschwinde als möglich mit Dünger überfahren, so bedürfte er vielleicht nur eines einmaligen Pflügens, und so könnte man mit der Bestellung gar bald fertig werden. Hielte der Wintersaamen den Winter aus, so hätte man ein angenehmes erfrischendes und nahrhaftes Frühjahrsfutter für die Stallkühe. Und nun hätte man noch freie Hand, das abgeerndtete Wintersaamenfeld zur Sömmerung zu gebrauchen, wie man wollte.

J. F. A. Volborth,
Prediger zu Nieder-Sachswerfen
in der Grafschaft Hohnstein.

II.

Berichtigungen oder Ergänzungen der: Erfahrungen über die Düngerarten, die Düngung und Besäung der Felder, durch zwölfjährige Bewirthschaftung meiner Güter im Magdeburgischen, gesammelt von H. von K..s..gk. Von J. L. G. Leopold.

Wenn eine Wissenschaft auf lauter Erfahrungen beruhet, wie die Landwirthschaft, so sind auch einseitige Erfahrungen nicht unwillkommen, denn sie

helfen

helfen das Ganze bilden; und so verdienet der, welcher einseitige Erfahrungen beisteuert, immer einen ziemlichen Dank. Nur muß er es nicht übel nehmen, muß es keinesweges für eine Nichtachtung seiner Bemühungen halten, wenn diese seine einseitigen Erfahrungen näher untersucht und mit denen welche schon gesammelt sind, verglichen werden, um das Gemeinsame einander anzueignen, und das Abweichende dem Beobachter zur Fortsetzung seiner Erfahrungskunde ferner aufzugeben. Aus diesem Gesichtspunkte mag dann auch H. von K..s..gk im Magdeburgischen, der mir durch seine obangeführte Abhandlung, welche im November-Stück der ökonomischen Hefte 1795 vorkam, alle Achtung für sein Talent, und für seinen Gemeinsinn in Rücksicht der Landwirthschaft abgewonnen hat, — folgende Beherzigungen seiner aufgestellten Sätze betrachten. Drei Jahre habe ich gewartet, ob einer unserer ökonomischen Klassiker auftreten, und die nicht ganz haltbaren Beobachtungen in dieser Abhandlung zwischen den vielen guten und trefflichen ausheben und berichtigen und ergänzen wollte; und da dieses bisher nicht geschehen ist, so will ich hiezu wenigstens durch folgende Bemerkungen Anlaß geben:

1) Wenn der Verf. unter No. 1. vom vegetabilischen Dünger redet, so zieht er den animalischen mit hinein, oder eigentlich handelt er von demselben, ohne seiner zu erwähnen. Denn was Er vege-

tabi-

tabilischen Dünger nennet, sind nur die bekannten Vehikel desselben, als Stroh, Schilf, Moos, Laub, Nadeln u. dgl. *). Der eigentliche vegetabilische Dünger, welchen der Verf. 1795 wohl schon kennen konnte, besteht in Raps, Rüben, Hülsenfrucht-Pflanzen, Klee, Buchwaizen u. dgl., welches alles zu der Zeit, da es eben im schönsten Wachsthume stehet, untergepflügt wird, und an Ort und Stelle, ohne weitere Zuthat, für eine ziemliche Düngung gelten kann.

2) S. 323 heißt es: „hitziger Dünger muß auf kühles Land, und kühler Dünger auf heißes Land gebracht werden.“ Ganz richtig! Aber noch sicherer ist es, daß man, wie auch S. 329 bemerkt ist, allen Dünger auf der Hofstätte vermischet. Wer ja auf seinen Hofe zwei Düngerhaufen halten kann und will, der mache es so wie einer meiner Freunde, der Herr Conr. Jacobi in Elrich, welcher außer dem gewöhnlichen großen Düngerhaufen noch einen Nebenhaufen hält, worauf aller derjenige Unrath geworfen wird, in welchem man etwa Gesäme vermuthet. Dieser wird dann auf die Wiesen gebracht,

*) In diesem Falle möchte Herr J. L. G. Leopold wohl viele Gegner, und wie mich dünkt mit Recht bekommen, wenn er Stroh ꝛc. nur Vehikel des Düngers nennt. Alle diese Substanzen gehn in Fäulniß über, und sind dann den Excrementen der Thiere in ihrer Wirkung gleich zu setzen.

gebracht, woselbst er nützet, ohne schaden zu können. —

3) S. 323 heißt es ferner: „oft und wenig gedünget bringt bessere Früchte, als stark und selten gedünget.“ Und S. 330 wird dieser Satz wiederhohlet so vorgetragen: „Wird der Acker zu sehr mit Dünger überhäuft, so wächset die erste Frucht zu sehr ins Stroh.“ — Diese Sätze müssen berichtiget werden. Da der Verf. Reichardts Land- und Gartenschatz gelesen hat, und auch selbst den Grundsatz aufstellet, daß man sein Feld in sieben Schläge eintheilen müsse, so folgt schon aus dem Letztern: daß wenig und oft gedünget etwas anderes heiße, als man gewöhnlich darunter verstehet. Denn dies kann nur von der bekannten drei- und vierfeldrigen Wirthschaft, die zwar sehr viele deutsche Landwirthe misbilligen, sie aber fast alle noch mithalten müssen, verstanden werden. — Aber, nur alle sieben Jahre düngen, heißt nicht oft düngen; und alsdann wenig d. h. schwach düngen, würde fehlerhaft seyn. Reichardt aber hat durch Erfahrung bewiesen, daß noch viel seltener, aber stark düngen viel vortheilhafter sei, und dieses wollen wir noch einigermaßen zu bestätigen suchen. Im Allgemeinen habe ich mich schon in meinem Handbuche der gesammten Landwirthschaft 1 Th. darüber ausgelassen, woraus ich nur dieses wiederhohle. — Stark düngen verbessert

bessert von grundaus; schwach düngen heißt: wa-
sche mich, mache mich aber nicht naß.
Wer oft dünget, bringet auch oft Unkrautssaamen
mit auf den Acker. Mit diesem Unkraute kämpft
man im ersten Jahre fruchtlos, im zweiten bezwingt
man es mit vieler Mühe größestentheils; und kaum
hat man es gewältiget, so gehet in der elenden drei-
feldrigen Wirthschaft das Düngen, und also das
gelegenheitliche Hinausschleppen von Unkrautssäme-
reien wieder von neuem an. Ich habe diesen Un-
fug schon lange bekämpft, und habe, da ich mich
mit einer dreifeldrigen Wirthschaft plagen muß, viele
male so gedüngt, daß ich es erst nach 6 Jahren
wiederhohlen durfte. Allein wenn ein Prediger bei
einer etwannigen Dienstveränderung, oder wenn
seine Erben bei seinem Absterben für einen Anno
1799 gedüngten Acker, in demselben Jahre 3 Rthlr.,
oder im Jahre 1800, 2 Rthlr., oder im Jahre
1801, 1 Rthlr. vergütet erhalten, — kann er da,
ohne seine Familie zu drücken, dergleichen für die
Landwirthschaft thun? Ist es doch in meinem
Vaterlande, wie in mehreren andern Ländern, noch
problematisch, ob der Nachfolger dem Vorgänger
im Pfarramte etwas für die durch Kleebau verbes-
serten Aecker zu vergüten schuldig sey, oder nicht?
Indessen schrieb mir vor einiger Zeit ein bekannter
großer Oekonom unseres Landes, daß das Consisto-
rium jetzt über diesen Gegenstand deliberire. (Das
ist aber in unserm Lande entschieden, daß man für

neu

neu angepflanzte Bäume durchaus keine Vergütung, selbst nicht einmal die angewandten Kosten erhält. Wenn man nun, wie ich, für den Obstbau glühet, auch Pflanzungen beschaffet hat, welche 1000 und mehrere Stücken betragen, deren schon die Hälfte veredelt und $\frac{1}{3}$ tragbar sind, — so hat man genug zu thun, bei diesen und ähnlichen Aussichten sich muthvoll zu erhalten, und nicht ganz in die niedrigste Sphäre des uralten Schlendrians zurückzusinken.) Man verzeihe mir diese Ausschweifung; ich habe sie nicht um meinetwillen gemacht, denn ich habe mich desfalls schon in Geduld ergeben. Allein es wird wohl, wie Ovid von seinen Briefen aus dem Pontus hofte, von wem gelesen, der Gelegenheit, Mittel und Muth hat, der Sache abzuhelfen, und so andere, besonders angehende Amtsbrüder muthig zu Verbesserungen in der Oekonomie zu machen. Denn vom Edelmanne oder vom Prediger müssen die Verbesserungen in der Landwirthschaft ausgehen, wenn sie gedeihen sollen! — Junge Landprediger fangen zwar mächtiglich an zu verbessern, aber leider zu einer Zeit, da sie es nicht verstehen. Sind sie mit Schaden klug geworden, und sehen zugleich jene üblen Aussichten in der Ferne, so halten sie mit Verbesserungen inne gerade zu der Zeit, da sie sie mit Nutzen für die Wissenschaft vornehmen könnten. — Doch, wieder zur Sache! — Daß nach verstärkter Düngung die erste Erndte zu sehr ins Stroh wachse, kann nur dem

begegnen, der nach starkem Dünger gleich das erstemal Halmkörnerfrucht bauet. Wer Hülsenfrüchte, und unter diesen besonders Bohnen, oder, wie es eigentlich seyn sollte, Kartoffeln, Raps, Rüben und Kohlarten bauet, wird diesen Gewächsen durch verstärkte Düngung keinen Schaden thun, sondern ihnen erst ihr Gehöriges geben. Nun wird der Acker zu den nachfolgenden Fruchterndten allererst recht geschickt. Düngung hat er genug erhalten; die Hacke, welche zwischen den letzt genannten Früchten wirthschaftet, bezwinget die Unkräuter; und so hat die künftige Halmkörnerfrucht ihr rechtes Terrain und auf demselben keinen Feind; was wollen wir mehr? —

4) S. 324. Ueber Schafpferch, Schafstalldünger, und Schafstallgrundausfahren hat der Herr Verf. einige gute Bemerkungen. Ich halte es für Pflicht, Ihn und andere Leser unsrer ökonomischen Hefte auf eine kleine Schrift des bewährten Hannöverschen Hr. Obercommissär Westfeld aufmerksam zu machen, die den Titel führt: Könnten die Nutzungen der Schäfereien im Hannöverschen höher getrieben werden? 1796. In dieser beweiset der Hr. Verf. gleich anfangs durch eine angestellte Berechnung, daß man mit Stalldünger von z. E. 1000 Schafen eben so vieles Land bedüngen könne, als man mit dieser Anzahl bepferchet haben würde. — Die aufgewandten Kosten des Streustrohes ersetzet der dadurch besser

gewordene Dünger gewiß, aber die Fuhren, die hier nöthig sind und dort hinwegfielen, möchten wohl hinzukommende Unkosten seyn. Vorerst ist hiermit genug bewiesen worden. So lange wir nicht Sommerställe haben, müssen wir die Schafe einhürden, welches ihnen gewiß so vielen Schaden nicht thut, als wenn wir sie in unsere gewöhnlichen Schafställe treiben, welche des Sommers für wolltragendes Vieh bei weitem zu warm und also ungesund sind. — Die Schafstallerde von Zeit zu Zeit ausfahren, ist, wenn es besonders nach den in Hr. Prof. Leonhardis Anmerkungen gemachten Bedingungen geschiehet, gewiß ein nützlicher Gedanke.

Die Schafställe im Winter erst einmal ausmisten, und den Kühe- und Schweinedünger durch Vermischung mit diesem Dünger für schweres Land brauchbarer machen, haben mehrere Besitzer kleiner Wirthschaften schon mit Nutzen gethan; und ich bin überzeugt, daß es sich auf den größesten Höfen nützlich verzinsen und die darauf gehenden Unkosten reichlich abwerfen und dem Vieh selbst sehr zuträglich seyn würde. — Wer sich aber durch diesen meinen Gedanken noch so fest überzeugt hätte und, um es ausführen zu wollen, erst seinen Schäfer um Rath fragt, — der thut es alsdann gewiß nicht. Also kein Wort mehr davon. Denn die Schäfer sind doch Ein für allemal kluge Leute, — so glauben wenigstens viele Leute, die sich für noch klüger halten, als die Schäfer.

5) S. 324. H. von K.. s.. gk giebt dem Sommerdünger von Rindvieh vor gleichem Winterdünger den Vorzug. Der Herausg. vermuthet über diese Behauptung Widerspruch. Widersprechen will ich nun eben nicht; aber das finde ich zu erinnern, daß 1) wenn der Sommerdünger nicht Strohbeimischung genug erhält, und zwar am liebsten Sommerstroh, er nicht so vortrefflich wird, als der Verf. glaubt, 2) daß wenn das Rindvieh in der so genannten ersten Fütterungsclasse stehet, mithin, da es äußerst wohlbeleibt ist, auch fetten Dünger liefert, derselbe dem Sommerdünger durchaus nicht nachstehet. — Im Winter, wenn anders derselbe nicht gar zu naß ist, scheint auch die Gährung des Düngers regelmäßiger vor sich zu gehen, als im Sommer.

6) S. 324. „Taubenmist ist einer der hitzigsten. Denn die Tauben fressen nichts, als Gesäme und Körner, welche nicht immer ganz verdauet sind. Auf den Feldern würde er nur Unkraut bringen; er muß daher bloß auf Wiesen gebracht werden.“ — Wahr und Falsch. Wahr, daß die Tauben nichts als Gesäme und Körner fressen; daß ihr Mist der hitzigste ist, dergestalt, daß ein damit bedüngter Gerstenacker neben einem mit Hordenlager gedüngtem immer einen merklichen Vorsprung behält; daß er auf den Wiesen vortreffliche Wirkung thut, wenn anders bald nach Ausstreuung desselben ein eindrin-

gender Regen erfolgt. Falsch aber, daß die Tauben ihren Fraß nicht ganz verdaueten; denn man darf nur beim Schlachten der Tauben alle Mägen einzeln untersuchen, so wird man die vollkommenste Verdauung, welche im Kropfe schon vorbereitet war, vorfinden; — daß er auf den Feldern nur würde Unkraut bringen? Mir ist ein Taubenwirth bekannt, welcher gegen 500 Paar Tauben hat, den Mist sorgfältig sammelt und jährlich zwei bis drei Aecker Gerste damit bestreuet. Schönere und reinere Gerste läßt sich nicht gedenken, als dieser erbauet.

7) S. 328. „Pferdedünger ist wegen seiner vielen salzigen und wenig öligten Theile an sich sehr trocken und hitzig ——— Seifenwasser ist vorzüglich geschickt, ihn zu einem gelinden Dünger zu machen.“ — Wie viel Seifenwasser gehöret z. E. zu 100 Fudern; ist es auch in großen Wirthschaften thunlich, und in kleinern nützlich? — Diese Fragen müssen alle beantwortet worden seyn, wenn die Landwirthschaft von dieser Beobachtung Nutzen haben sollte.

8) S. 328. „Der Schweinedünger allein taugt nie in ein Feld; das Getraide wird ganz kurz davon, weil er zu viele öligte Theile hat.“ Ich traue mir über diesen Grundsatz ein competentes Urtheil zu, da ich von Jugend auf die Nordhäusische und eine derselben benachbarte Feldflur gesehen habe. Es

wird

wird vielleicht in ganz Deutschand nicht so viel Schweinedünger in eine Feldflur gebracht, als in jener Gegend. Denn 5000 Schweine ist wohl die kleinste Anzahl, die Jahr aus Jahr ein daselbst auf der Mast stehet. Und wer schöne, auch lange Früchte sehen möchte, kann sie hier erblicken. Die Gerste war ehemals vor Nordhausen sehr kurz; das kam aber vom allzufrühen Bestellen derselben her. Seit verschiedenen Jahren säet man etwas später, und sie wächst länger. — Eher noch möchte die Bemerkung statt finden, daß der Kohl nach Schweinedünger kugelt, d. h. die Wurzel erhält kugelähnliche Knollen, in welcher sich Maden finden; die Pflanze kuret und geht endlich gar zu Grunde. — S. 329 „Menschendünger ist auf Aeckern, welche zu Wurzelgewächsen bestimmt sind, sehr brauchbar, und hier vielleicht allem andern vorzuziehen."

9) S. 331. H. von K..s.. gk ist für das schleunige Unterpflügen des Düngers und tadelt die Gegner dieser Meinung. Allein, es ist, besonders was den Winterdünger anlangt, immer noch der Untersuchung werth, ob nicht derselbe, wenn er zerstreuet auf dem Acker liegt, viele ätherische (luftartige) Düngertheile an sich ziehe, und ob er nicht diejenigen fetten Theile, welche ihm nach einigen Wochen entflohen zu seyn scheinen, dem Acker schon mitgetheilet habe? So viel ist wenigstens nicht zu verkennen, daß sich ein Stoppelfeld, auf welchem

einis

einige Wochen oder Monate hindurch zerstreueter Dünger lag, noch Eins so mürbe ackert, als ein anderes ohne diesen Umstand. Wenn übrigens Hr. von K. untergepflügten Dünger nicht sogleich übereggen lassen will, aus Furcht, die Egge möchte ihn sogleich wieder herausreißen, so hat er darin ganz recht; die Vorsorge aber, — er verzeihe mir! — ist gewiß übertrieben, wenn er fordert, es müsse während des Pflügens Eine Person den Dünger in die Furche legen. — Das zwingt nicht Eine Person, sondern es sind dann zu jedem Pfluge zwei erforderlich, wenn anders der Pflüger nicht aufgehalten werden soll. Es versteht sich ohnehin, daß nur derjenige Dünger in die Furchen gelegt werden solle, von dem man gleich in der Ferne urtheilen kann, er werde nicht durch den Pflug in die Erde gebracht werden, sonst dürften zwei Personen bei einem Pfluge für dieses Geschäft wohl noch nicht hinreichend seyn. — Soll dieser Satz übrigens so viel heißen: es wäre gut, wenn aller Dünger in die Furche gelegt und so mit Erde bedeckt werden könnte, so hat der Verf. völlig recht. — Will man ihn mit der Saat erst unterpflügen, so hat er freilich nicht Zeit genug, sich aufzulösen und so zu vertheilen, daß er jedes Saamenkörnchen beschwängern kann; allein: in Absicht der Winterfrucht wäre ja dies vielleicht gut und eben recht; denn diese bedarf im Herbste, da sie ihren Wurzelbau vollführen soll nicht sowohl unterstützende Düngerkraft, als viel-

mehr im Frühjahre, da die nun ausgebreiteten und zur Aufsuchung und Aneignung der Düngerkraft fähigen Wurzeln gewiß jedes düngende Theilchen richtig aufsuchen, in sich fassen und consumiren können. — In Absicht der Sommerfrüchte würde der Compost der Engländer, eine künstliche Düngererde, die aber ein jeder bald bereiten lernen kann, jener Besorgniß am sichersten und baldigsten abhelfen.

10) S. 349. „Viele säen altes Getraide und zwar deswegen, weil das frische Korn, welches geschwitzt hat, noch einige Zähigkeit besitzt. Besonders säet man gern alten Waizen deswegen, weil derselbe durch das Abliegen die rohen Theile ganz verloren hat, recht abgetrocknet und vor Brand gesichert ist. — — Der rohe Waizen muß aber vor der Saat eingebeizet werden, und zwar deswegen, damit der Salpeter die rohen Theile der erst reifgewordenen Frucht todt beize, und zugleich die Keimungsgefäße mit guten nahrhaften zur Erzeugung der Frucht dienlichen Substanzen erfülle.“ — Was das Säen des alten Getraides überhaupt anlangt, so ist dies vorzüglich nur von Winterfrucht zu verstehen, denn Sommerroggen und Waizen, Gerste, Hafer und Hülsenfrüchte sind zur Zeit ihrer Aussaat schon in so fern als alte Früchte zu betrachten, als sie sich schon abgelegen haben. Hülsenfrüchte lässet man aber, gleich dem Leine, nicht ohne Nutzen noch ein,

auch wohl zwei Jahre über liegen. Roggen dagegen darf kein Jahr alt seyn, oder er muß 2 — 3 Monate vor der Aussaat in Stroh gesteckt haben. Alle Beherzigung des obigen Satzes fällt also auf den Waizen. Und hier wollte ich wohl behaupten, daß beim alten Waizen das unvollkommene Korn erstorben sei, und daß man es, wenn man keinen alten Saamenwaizen haben kann, bei neuem todt beize. In diesen beiden Fällen ist man vor Brande ziemlich gesichert, und aus beiden Fällen läßt sich ziemlich sicher schließen, daß das unvollkommene Korn die Mutter des Brandes sei. Bei der Beobachtung der Bohne erhält dieser Satz einen noch höhern Grad der Wahrscheinlichkeit. Denn auch bei dieser Frucht keimt und geht das unvollkommene Korn auf. Nach kurzer Zeit aber wird die Pflanze, welche es getrieben hat, vergelben und absterben. Warum sollte man also nicht annehmen dürfen, daß die Pflanze des unvollkommenen Waizenkorns einige Stufen weiter empor klimme und sich dann erst tödlich zeige, wenn es auf die höchste Vervollkommnung, das Saamensetzen ankömmt? Wird doch die Waizenpflanze durch den perennirende Gewächse stärkenden Winter besser unterstützt, als die Bohnenpflanze, die dessen entbehren muß! Das unvollkommene Korn ist also die Mutter des Brandes, und wer dasselbe vor der Aussaat todt beizet, ist vor Brande sicher. Allein es kommt hier eine Frage in Betracht, welche auch der Beherzigung werth ist. Warum

setzen

sehen wir denn unter dem Roggen keinen häufigen Brand, da doch offenbar auch bei aller Vorsicht, unvollkommene Roggenkörner ausgesäet werden? — Ich antworte: Da auch der beste Roggen, ohne gehörig angewandte Vorsicht (entweder ihn ungedroschen liegen gelassen, oder oft genug umgeschaufelt!) im andern Jahre nicht keimen noch aufgehen will, so folgt ziemlich wahrscheinlich, daß das unvollkommene Korn schon im ersten Herbste zur Saat untauglich seyn dürfte. Daß übrigens durch die bekannten Einbeizungsmittel nach den bekannten Quantitäten die Keimungsgefäße mit guten nahrhaften, zu Erzeugung der Frucht dienlichen Substanzen angefüllet werden sollen, kömmt mir zu kleinlich vor. Die Wundermänner, welche Düngesalze erfinden, wovon man mit ein, zwei Prisen mehrere Quadratruthen in den höchsten Stand der Fruchtbarkeit solle setzen können, glaubten dies vielleicht, wenn die Erfindung von ihnen selbst herrührete. H. von K. s.. gk aber, der kein spükender, sondern ein denkender Kopf seyn mag, bitte ich daran zu denken, was einst Friedrich der zweite über die Armee eines kleinen Reichsfürsten urtheilete: „Zum Spaße zu viel, zum Ernste zu wenig!“

11) S. 357. „Man hat Früh- und Spätlein, wovon jener im April, dieser zu Pfingsten gesäet wird.“ Dies ist, mit Erlaubniß, theils schwankend ausgedrückt, theils auch unrichtig an sich selbst.

Pfing-

Pfingsten kann, wie 1788 den 11ten Mai; es kann auch wie 1791 den 12ten Junius fallen. Dies ist ein Unterschied von 32 Tagen. Bei dem Leinsäen aber macht ein Unterschied von 8 bis 12 Tagen die Scheidewand zwischen Früh- und Spätlein: Der H. von K. s.. gk nimmt nun noch eine dritte Sorte, nämlich den Klanglein an. Hier liegt der Fehler. Dies ist der eigentliche Spätlein; der kann mit Nutzen erst im letzten Drittheile des Junius gesäet werden, deswegen heißt er so; jener der Dreschlein aber kann von der letzten Hälfte des Aprils an schon bestellet werden. Jedoch ist eine allzu frühe Aussaat nicht räthlich. Er kann, wie der Spätlein, bis Johannistag gesäet werden, (einige Sorten Hafer lassen auch einen Unterschied in der Säezeit von 20 — 30 Tagen, und der Roggen gar von drei Monaten zu) ich würde jedoch die letzte Hälfte des Mai als die beste Mittelstraße anrathen. Indessen kommt die Zeit der Reife und der Ueberfluß oder Mangel der Arbeitsleute alsdann vorzüglich in Anschlag; dieser Umstand bestimmt die Zeit der Aussaat hauptsächlich.

12) S. 360 f. „Der Säemann muß auch so werfen, daß die Würfe in der Mitte gehörig zusammen kommen, damit nicht unbesäete Striche liegen bleiben. Dieser Fehler fällt besonders vor, wenn zwei Säeleute gegen einander säen.“ Wer wird aber auch auf ein und eben demselben Pflüg-

stücke

stücke oder Ackerbeeten zwei Säeleute neben oder gegen einander anstellen? Das ist ein alter Schlendrians-Fehler, den müssen solche Männer, wie H. von K.. s.. gk, welche eigne Güter bewirthschaften, nicht mehr dulden, sondern, wenn es nicht anders angehen will — mit Gewalt abstellen; sonst würde aus der Verbesserung der Landwirthschaft fürwahr nicht viel werden, wenn man alte in Vorurtheilen graugewordene Schlendrianisten ungestört agiren lassen wollte. Hat man irgendwo nur ein Ackerbeet, so gehört auf dasselbe nur ein Säemann; hat man mehrere Beete neben einander, so stellt man mehrere Säeleute, die man hat, auf mehrere Beete an, so haben sie die Furchen zu ihren Handweisern und kommen einander nicht in den Wurf. Eines andern eben so schädlichen Fehlers, der bei jener übeln Methode ebenfalls nicht wohl vermieden werden kann, wird hier nicht gedacht; es ist das Ueberwerfen oder so genannte Kämmesäen. Hiedurch wird der Saame verschwendet und es wird aus den übersäeten Stellen wenig oder nichts. Bei den verfehlten Streifen behält man doch wenigsten das Saatkorn im Sacke. S. 361. „Einige Hauptfehler werden hier begangen a) daß alle Dreſcher nach der Reihe säen (Ja das mag denn wohl ein Hauptfehler genannt werden!) und b) des Tages eine gewisse Anzahl Scheffel säen müssen. Dadurch geschiehet es, daß die Säeleute, um ihr Tagewerk bald zu vollenden,

das

das Getraide mit Gewalt in den Acker werfen, wodurch der Acker übersäet und die Saat verschwendet wird.“ Wer diese Art Frohndienst aufgebracht hat, der hat sich kein ökonomisches Denkmal verdienet; noch eher würde dem eins zu setzen seyn, der diesen und mehreren Wust muthvoll abstellet. Wer wollte das Meisterstück der Feldwirthschaft, das Säen gerade auf die elendeste Art verrichten und verpfuschen lassen? Alle Dreſcher säen, und zwar eine gewisse Anzahl Scheffel, ohne eine gewisse Fläche Landes vorzuhaben, — was kann da Gutes heraus kommen? — Es wäre zu wünschen gewesen, H. von K. f.. g k hätte uns gesagt, wie viel ein dortiger Säemann zu Dienste säen müsse? und wie viel ein tüchtiger Säemann seiner Gegend wohl säen könne? Ich kenne viele Säeleute, welches in hiesiger Gegend fast immer die Hofmeister sind, welche allenfalls bisweilen, aber nicht immer, den Oberknecht zum Gehülfen haben. Das gewöhnliche ist 1 Wispel täglich; manche treiben es bis zu 1½ Wispel, aber nicht in allen Fruchtarten, sondern nur in denen, die gut fliegen und nicht allzudünne gesäet werden. Denn im letzten Falle müssen sie zu vieles Land begehen, im ersten thun ihnen die Arme zu wehe.

S. 365. „Der Hafer wird allemal in die Stoppelfelder gesäet, und dazu nur einmal gepflügt, in der Meinung, daß er nicht mehr brauche.“ Hiezu macht Herr Prof. Leonhardi die Anmerkung:

kung: „Schlimm genug, daß man dies thut, besonders wie ich es oft sahe, wenn die Stoppeln nicht schon im Herbste gestürzt waren.“ — Dies letztere heißt nun eigentlich einführig bestellen, das erstere nicht; denn das Stürzen im Herbste ist auch eine Pflugart und oft sehr nützlich, wenn sie der Acker im Herbste schon erhält. H. von K. s.. gk aber hätte bestimmen sollen, ob dort Sommer: oder Märzenhafer gebauet wird. Sommerhafer muß durchaus mehrere Pflugarten haben; Märzenhafer ist so eigensinnig nicht; doch nimmt er es auch vorlieb.

H. von K. s.. gk verdient übrigens allen Dank des ökonomischen Publikums, daß er seine Bemerkungen mitgetheilet hat. Dadurch kömmt immer Mehreres zur Sprache, was bald oder spät, aber immer gewiß zur Vervollkommnung der Landwirthschaft hinführet.

III.

Ueber die Anwendung der Grindwurz (Rumex Linn.) zur Färberei und zu anderm ökonomischen Nutzen.

Die Rede soll hier hauptsächlich von der Art Grindwurz, seyn, welche bei Tournefort La-

Lapathum, bei Linnee Rumex acutus etc. heißt, bei uns die gemeine oder spitzblätterige, fr. Racine de Patience des champs. Die Wurzel dieser Pflanze steigt senkrecht in die Erde, und treibt viele Zweige, welche sich wagerecht darinne ausbreiten. Ihr Hauptstamm ist 1 Fuß lang, und da, wo er die gröſte Dicke hat, 1 bis 1½ Zoll im Durchmesser stark. Von Farbe ist sie äußerlich hellbraun, inwendig aber hochgelb. Ihre Rinde ist zäh, der innere Theil aber hart und doch saftig. Der Geruch derselben ist widrig, und der Geschmack anfänglich ekelhaft bitter, bald darauf aber zusammenziehend, und kömmt einigermaßen dem von der Rhabarber bei. Unter dem Kauen der Wurzel wird der Speichel hervorgelockt, und dieser gelb gefärbt. Die Dauer der Wurzel erstreckt sich auf einige Jahre. Mit Ausgang des Märzes oder zu Anfang des Aprils pflegt sie Blätter, und bald darauf auch Stengel, von unbestimmter Anzahl, zu treiben. Die Wurzelblätter kommen bald in gröſserer, bald in minderer Anzahl, unmittelbar aus der Wurzel hervor. Ihre Bildung ist länglich herzförmig, der Rand derselben beinahe ganz, nur hin und wieder fein eingekerbt, etwas zusammen gezogen, und ihre Spitze scharf. Die Oberfläche derselben erhält von den dicken, sie durchkreuzenden Adern, ein grobes runzeliges Ansehn. Die Stiele dieser Blätter sind fast so lang, als die Blätter selbst, und 3 bis 4 Linien breit. Auf ihrer Oberfläche haben sie eine

tiefe

tiefe Furche, und unterwärts sind sie abgerundet. Die Form der Stengel ist rund, gestreift und knotig. In der Jugend haben sie eine grüne oder blaßröthliche, im Alter aber braunrothliche Farbe.

Weil diese Pflanze vorzüglich ein feuchtes, lockeres, mit Sand vermischtes Erdreich liebt, als worin sie Gelegenheit hat, ihre Wurzeln recht tief zu treiben, und seitwärts auszubreiten, so sind daher ihre gewöhnlichsten Standörter feuchte Wiesen und Aecker, Wassergräben und Sümpfe. Sie kömmt aber auch im Nothfall allenthalben fort.

Der Oekonom kennt diese Pflanze bisher fast nur von ihrer verhaßten Seite. Man weiß, daß sich dieselbe, zum größten Nachtheil der Fluren, sehr oft auf den Aeckern und Wiesen einfindet, sich in kurzer Zeit sehr vermehrt, und da den ihr zunächst stehenden Gewächsen einen großen Theil ihres Nahrungssaftes entzieht, oder solche gar verdrängt. Man weiß ferner, daß dieselbe, wegen ihrer sehr langen, tief in den Erdboden eindringenden Wurzeln, da, wo sie sich einmal festgesetzt hat, überaus schwer wieder auszurotten ist, und daß sie endlich als Futterkraut gar nicht benutzt werden kann, weil fast alles Vieh einen großen Widerwillen dagegen zeigt und sie nie frißt, wenn ihm nicht der Hunger recht sehr zusetzt: Daß jedoch eben diese so geringscheinende und verachtete Pflanze sowohl in der Oekono-

mie

mie als im Arzneifach sehr brauchbar sey, beweisen viele damit angestellte Versuche der neuern Zeit auf das zuverlässigste.

In der Oekonomie kann man die Wurzel dieser Pflanze, wenn sie im Herbst gesammelt, und wie die Färberröthe behandelt wird, wegen des darin befindlichen dauerhaften, trefflich gelben Färbestoffs, zum Färben verschiedener Manufakturwaaren mit bestem Erfolg anwenden. Außer dieser hochgelben Farbe lassen sich auch durch den Zusatz verschiedener in der Färberei gebräuchlichen Körper, z. B. des Salmiaks, Weinsteinrahms, Alauns, Gypses, Kochsalzes, blauen und grünen Vitriols, der Zinnauflösung ꝛc. blaßgelbe, orangengelbe, bräunliche, graue, gelbgrünliche, zeisiggrüne und andere Couleuren daraus hervorbringen.

Man wußte zwar schon längst, daß das wässerichte Decoct von dieser Wurzel (welches als ein Waschwasser wider die Krätze gebraucht wird) die Haut mit einer, lange Zeit sichtbar bleibenden gelben Farbe überzöge; und es enstand daher die sehr wahrscheinliche Vermuthung, daß in der Wurzel dieser Pflanze ein brauchbares Farbematerial enthalten seyn müsse. Ob, und in wie fern diese Muthmaßung gegründet sey, und wie man am besten dieses Farbewesen ausziehen und anwenden könne, hat der Herr geh. Kanzleisekretär Hahn zu Hannover unter-

untersucht. Schon Hellot versicherte, in seiner Farbekunst, daß ein Zeug, der königsblau gefärbt ist, und den gewöhnlichen Ansud mit Alaun und Weinstein erhalten hat, eine schöne braungrüne Farbe, welche dem Hals oder der Spitze der Flügel an wilden Enten gleich sieht, annehme, wenn man ihn zwei Stunden lang in einer Brühe kochen ließe, worein man eine hinlängliche Menge von dieser Wurzel gethan hat. Diese Versicherung veranlaßte gedachten Herrn Hahn, mit dieser Wurzel verschiedene Färbeversuche anzustellen, um zu erfahren, in wie fern sie in der Färberei brauchbar, und ihre Farbe dauerhaft sey. Das Resultat war dies, daß in der Grindwurzel nicht nur eine stark färbende Substanz enthalten ist, sondern daß sie auch mit keinem einzigen Farbezusatze ihre färbende Kraft versagt. Schon mancher Versuch im Großen hat dies bestätigt. Ihre Farben, insonderheit die Strohfarben, sind zum Theil sehr schön und dauerhaft; es wäre daher zu wünschen, daß dieser einheimische Artikel in der Färberei bekannter und gebräuchlicher werden möchte, als er wirklich ist.

Ein anderer Gebrauch, den man von dieser Pflanze, und besonders von ihrer Wurzel, und ihren Saamenkörnern in der Oekonomie machen kann, verdient eben sowohl, als ersterer, angemerkt zu werden. Es besitzt nämlich dieselbe alle zum Gerben des Leders erforderlichen Bestandtheile und

Eigenschaften, und man kann sich ihrer zur Zubereitung aller Arten der Häute, diese mögen von feiner oder grober Textur seyn, mit Nutzen bedienen. Ihr Werth wird auch in diesem Fall um so mehr erhöht, daß sie zugleich zum Färben des Leders angewandt werden kann.

Im Arzneifach hat man sich dieser Pflanze schon vor vielen Jahrhunderten zur Heilung verschiedener Krankheiten bedient. Sie hat aber, so wie tausend andere brauchbare Arzneimittel, das Schicksal gehabt, nach und nach in Vergessenheit zu gerathen, und unter die Anzahl der veralteten Medicamente gesetzt zu werden. Nach neuern Versuchen und Wahrnehmungen gebührt ihr aber das Lob einer gegen verschiedene wichtige Krankheiten wirksamen Pflanze. Ihre Haupteigenschaften bestehen vorzüglich darin, daß sie alle Säfte des Körpers, besonders das Geblüt ausnehmend reinigt, die darin befindlichen Unreinigkeiten durch den Stuhlgang oder durch den Urin ausführt, und den geschwächten Theilen des Körpers, vornehmlich des Unterleibes, ihre vorige natürliche Stärke wieder giebt. Man wird diese vortrefflichen Eigenschaften der Grindwurzel um so weniger in Zweifel ziehen, wenn man bedenkt, daß dieses Pflanzengeschlecht mit der Rhabarber in der nächsten Verwandtschaft steht.

Innerlich wird gedachte Gattung der Grindwurz verschiedenen wichtigen Krankheiten und Uebeln,

als

als ein sehr bewährtes Arzneimittel entgegengesetzt, z. B. dem Skorbut, der Gicht, dem Podagra, dem Zittern der Glieder (wenn dies durch eine gichterische, skorbutische Materie veranlaßt ist,) dem Lendenweh, dem weißen Fluß, dem tollen Hundsbiß und der Wassersucht. Ferner bedient man sich dieser Pflanze zur Heilung der hartnäckigsten Durchfälle, und rothen Ruhren, der Wechselfieber, und der Gelbsucht ꝛc. Wegen ihrer seifenartigen, blutreinigenden und abführenden Eigenschaft vergleicht man sie mit der Sarsaparilla, und glaubt, daß man sie der fremden Wurzel dieses Namens gar wohl substituiren könne.

Ihr äußerlicher Gebrauch erstreckt sich hauptsächlich auf die Krätze und andere skorbutische Ausschläge der Haut. Die Weise, wie man sie gegen diese Uebel anwendet, ist verschieden. Einige bedienen sich des aus ihrer Wurzel mit Wasser bereiteten Decocts, oder des daraus destillirten Wassers zum Waschen der mit Krätze, Finnen ꝛc. behafteten Theile. Andere bereiten ein Decoct von der Wurzel mit Essig, und waschen sich damit. Das wässerigte Decoct hat man auch als Gurgelwasser in der Mundfäule bewährt gefunden.

Viele Landleute bedienen sich der gepülverten Wurzel oder der Saamenkörner dieser Pflanze mit Nutzen gegen langanhaltende Diarrhöen und rothe Ruhren bei ihrem Vieh.

2) Die krausblätterige Grindwurz (Rumex crispus L.) dient besonders den Viehärzten, räudiges Vieh damit zu waschen, und dient auch innerlich gegen die Ruhr des Rindviehes. Professor Gleditsch hat die ganze Wurzel nebst den Gipfeln der Pflanze, wenn sie schon in Saamen geschossen ist, zum Gerben des Leders nützlich befunden. Die Blätter, welche in Amerika, und auch bei uns in Thüringen, statt Zugemüse mit Spinat gekocht und genossen werden (daher man die Pflanze auch perennirenden Spinat nennt) und so lang sie noch jung sind, wohl zu dieser Absicht taugen, sobald sie aber älter werden, ganz zäh und dadurch unbrauchbar sind, werden in mancher Gegend statt des Tabaks geraucht, und sind wenigstens unschädlicher, als der schlechte Tabak.

3) Die Italienische Grindwurz, langblätteriger Gartenampfer, Geduldkraut, Patienzkraut, Rumex Patientia L., wird in Frankreich und der Schweiz als ein vorzügliches Küchengartengewächs häufig gebauet und verspeiset. Die Nutzbarkeit dieses Gewächses, als Nahrungsmittel für Menschen, besteht vornehmlich darin, daß es unter allen bekannten grünen Kräutern, welche zu Kohl gebraucht werden, unstreitig das angenehmste, gesundeste und wohlfeilste ist; daß es nicht nur als Salat roh, sondern auch gekocht, theils in der Suppe, theils nachdem es verwällt

oder abgebrüht, hernach gehackt oder klein geschnitten, und auf mancherlei Art wie Spinat zurecht gemacht worden ist, wenn man gleich weniger Zuthat an Butter oder Fett daran gethan hat, dennoch den Spinat am Geschmack weit übertrift; und endlich, daß es zu aller Jahrszeit in Menge zu haben ist.

Auch in der Landhaushaltung ist dies Kraut sehr nützlich zu gebrauchen. Als eine unsrer Himmelsgegend völlig angemessene und sehr ergiebige Pflanze, kann man sie überall auf Wiesen, Weideplätze, an Zäunen, und überhaupt an allen Orten, wo sonst die geringern Arten des Sauerampfers wachsen, mit großem Vortheil säen. Allen wiederkauenden Thieren, Rindvieh, Schafen, Ziegen ist sie ein angenehmes und sehr heilsames Futter; auch den Pferden bekömmt sie vortrefflich, und bewahrt sie vor dem Rotz. Unter den Klee gesäet, macht es, sowohl roh, als auch trocken, das nährendste und gesundeste Futter.

Schedel.

IV.

Ueber den Branntwein.

In der neuen Bunzlauer Monatsschrift, von 1792 im 46 Stück, Seite 728 ist der Branntwein

wein dergestallt herabgesetzt, und verachtet worden, daß er wohl einer Schutzschrift bedürfen möchte.

Wenn er unter allen Getränken das einzige wäre, welches auch ohne Mißbrauch, bei einem nur mäßigem Genusse,

1) Schwachheit des Magens, Reiz zum Brechen, Zittern in den Händen, blasse Farbe, und rothe Streifen auf den Backen.

2) Wassersucht und Geschwulst, in denen äußern Theilen.

3) Verstopfung der Leber, mit Entzündung und Gelbsucht.

4) Dummheit und Wahnwitz.

5) Gicht.

6) Den Schlag, und endlich

7) Verderbniß des moralischen Characters des Menschen bewirkte; so müßte man ganz auf des Verf. Seite treten, und alle Arten des Branntweins abschaffen helfen; zumal, da auch nur ein Schlückchen davon nichts taugen soll. Allein der Branntwein ist nur alsdann schädlich wenn,

1) ein chemischer Fehler bei dessen Verfertigung vorgegangen ist;

2) wenn er nicht getrunken sondern gesoffen, oder ganz zur Unzeit gebraucht wird.

Die-

Dieſes hat er aber mit dem Cyder, dem Bier, dem Wein, dem Eſſig, Zucker, Punſch, Arak, Rum, Grey, Rob, und überhaupt mit allen Getränken, ſogar mit dem Waſſer gemein, daß eins wie das andere der menſchlichen Geſundheit ſchädlich iſt, wenn bei ſeiner Zuſammenſetzung gefehlet, oder wenn es in übermäßiger Menge gebraucht worden iſt.

Wenn z. E. das Waſſer vollkommen rein iſt, das iſt, wenn es keinen fremden unverdaulichen Zuſatz hat, ſo löſcht es den Durſt, befördert die Verdauung, hält den Leib offen, ſtärkt die innern und äußern Theile des menſchlichen Körpers, und iſt nach ſeiner ganzen Natur, uns mehr, als alle andere Getränke, zuträglich. Iſt es aber mit zu vielen ſchwefligen, ſalzigen, gyps-, kalk- oder thonartigen Theilen vermiſcht, oder es führet Kupfertheilchen bei ſich, ſo verderbt es den Appetit, benimmt dem Magen ſeine Verdauungskraft, macht Blähungen, verhindert den Abgang des Urins, und erreget eben die Leiden, die alle unreine Getränke verurſachen. Ein jählinger und übermäßiger Trunk kalten Waſſers, wenn man aufs äußerſte erhitzt iſt, verurſachet Verſtopfung der Leber, auch wohl gar einen plötzlichen Tod. Iſt denn unter dieſen Umſtänden der Branntwein oder das Waſſer ſchädlicher?

1) Die

1) Die chemischen Fehler tragen das meiste dazu bei, wenn der Branntwein schädlich wird. Ihrer sind so viel, daß ich einen eignen Tractat davon schreiben müßte, wenn ich sie alle betrachten wollte. Ich werde also nur einige, die ich so oft selbst gesehen habe, in Erwegung ziehen.

Wenn z. E. der Brenner keine größere Blase oder Branntweintopf besitzt, als daß er nur den dritten Theil eines Scheffels von seinem Getraide auf einmal einsetzen kann; er möschet aber den ganzen Scheffel Getraide auf einmal zur Guhre (Gährung) ein, so begeht er einen der Gesundheit nachtheiligen Fehler, wofür er von der Policei gestraft werden sollte. Denn ehe er noch den ersten Theil oder Satz seines Mösches übergetrieben hat, so sind die andern zwei Theile schon über die Gebühr gegohren, der Spiritus ist in die Luft geflogen, das Uebrige ist zum Theil in Säure übergegangen, oder hat andere Veränderungen erlitten; mit einem Worte: es ist das schlechteste vom Mösche. Dies treibt er dann über, und glaubt daraus einen brauchbaren Geist zu bekommen: Er stehet auch noch in der Meinung, weil an anderen Orten von einem Scheffel Getraide, (wie er sich einbildet) 40 Kannen guter Branntwein übergetrieben werden; so müsse er von seinem verdorbenen Mischmasch auch so viel bekommen; er läßt also so viel als möglich davon übergehen: Er hat aber in 40 Kannen

seiner

seiner übergetriebenen Flüssigkeit kaum 9 oder 10 Kannen wirklichen gesunden Geist. Das trinkt denn der gemeine Mann für guten Branntwein, und weil es an sich selbst sehr schlecht schmeckt, und der wenige Spiritus darin kaum zu merken ist; so thut der Brenner noch alte ranzige Zitronen oder Pomeranzenschalen, Alantwurzel, Kalmus, auch wohl gar Kellerhals, wilde Rosmarin, Pfeffer, Spanischen Pfeffer, und andere narcotische und beißende Gewächse hinein. Und das ist sein zweiter chemischer Hauptfehler: Denn was er über den Helm treibt, bekommt zwar davon einen Geschmack, es ist aber doch meistens Phlegma, welches mit Kupfertheilen angeschwängert und nicht besser als ein successives Gift ist, so sich nicht verdauen läßt. Dergleichen Gauche muß dem Trinker schlechterdinges schädlich werden, und dies ist auch die Ursache, warum unter dem gemeinen Manne, welcher den Schaden nicht einsiehet, so viele Branntweintrinker sind, die am Ende aufgedunsen, und gelb im Gesichte werden, und ihr Leben nicht hoch bringen; denn sie saufen wirklich den Tod hinein. Hingegen wird ein Branntwein unschädlich seyn, wenn die Guhre (Gährung) dabei in Obacht genommen und nicht mehr auf einmal angemacht worden ist, als die Blase oder der Topf fassen kann; denn da wird ein jeder Einsatz seinen gewissen Antheil Geist geben können. Wenn ferner kein Phlegma mit herüber

in

in den Spiritus gelassen wird; wenn an die Stelle des Phlegma zur Verminderung der Stärke des Spiritus natürliches, am besten Regenwasser, darzu gethan wird; wenn man in der Brennerei ein Digestorium anbringt und auf solchem die Kräuter, Wurzeln ꝛc. wornach der Branntwein schmecken soll, mit reinem Wasser, oder reinem Branntwein, in welchem kein Phlegma ist, erst digeriren läßt, ehe man es zum Trinken zusammen setzt; wenn man seinen Branntwein nicht mit gemeinem Syrup süße macht; wenn man ihm lieber gar keine als eine Metallfarbe, wie z. E. grün mit Kupfer giebt; wenn man sich bei der Zubereitung vor aller Unsauberkeit, so viel wie nur immer möglich ist, hütet, und dieses heilsame Getränke nicht im Ueberflusse gebraucht.

3) Es hat aber der Branntwein noch darin etwas vorzügliches, daß er keinen Weinstein in den Leib bringt, welchen der junge Wein und der Cyder bei sich haben. Er trennet sich zwar, sonderlich von dem Wein durch die Gährung, welches aber nicht so geschwind, sondern erst nach Jahren geschiehet. Junge, unausgelegene Weine haben den meisten Weinstein bei sich, dahero diejenigen das Podagra und andere gichtische Zufälle bekommen, die, um sagen zu können, daß sie ihren eignen Wein im Keller haben, dergleichen junge Weine zum Tischtrunke gebrauchen. Von einem reinen unverfälschten Branntwein hat man das nicht zu besorgen.

Er

Er führt keinen Weinstein bei sich, den der Wein nach seiner Verbrausung immer noch in sich behält. Gewiß, ein guter Branntwein ist gesünder, als ein junger Wein, den die meisten trinken. Man wende nicht ein, daß man alten Wein trinken solle, der seinen Weinstein bereits habe fallen lassen: Denn er ist nicht jedermanns Kauf; und der gemeine Mann, der fleißige Handarbeiter, der Soldat, kann für 12 Gr. einen ganzen Monat lang täglich ein Schlückchen guten Branntwein zu seinem Labsale haben: Aber eine Kanne Wein für 12 Gr. ist mittelmäßig, und hält nicht so lange aus; diesen kann er nicht bezahlen, und den ersteren wollte man ihm nach dem Bunzlauer Vorschlage nehmen? und zwar aus der unrichtigen Ursache, weil man sich in einem so gut, als in dem anderen betrinken kann: Das wäre unbarmherzig.

Die Bunzlauische Monatschrift empfiehlet anstatt des Branntweins Bier, das malzreich und gut abgegohren ist. Ich lasse es gelten, und bin mit ihr einig, daß dieses ein nahrhafter Trank sey. Aber man braucht nicht lauter nahrhafte Sachen; sondern auch stärkende, und was sonst zur Erholung dienet. Es haben auch die Zeiten, oder vielmehr die Menschen, durch Vermehrung der Abgaben und Unkosten Mittel erfunden, die die malzreichen und guten Biere seltner zu machen, und es dahin zu bringen pflegen, daß man nach dem Genusse des Bieres,

(eben

(eben darum, weil es nicht so viel abwirft, daß es malzreich und gut abgegohren gebrauet werden kann) ein Schnäpschen darauf setzen muß, wenn man nicht Blähungen und verdorbenen Appetit, Strangurie ꝛc. nebst andern Beschwerden haben will.

Also wollen wir den gut, rein und verdaulich gemachten Branntwein nur nicht ganz abschaffen, sondern dessen Trinkern, so wie den Biertrinkern, einerlei freundschaftliche Warnung geben:

Trinket, Freunde, nur betrinket euch nicht.

So viel hiervon in Rücksicht auf die Branntweintrinker. Allein es käme auch das Publikum, als der dritte Mann, durch gänzliche Abschaffung der Branntweinbrennereien über alle Maßen zu kurz: Denn die Apotheker müssen den Spiritus zu arzneilichem Gebrauch haben. Gleichwohl können wir diese nicht entbehren, so lange es noch Patienten auf der Welt geben wird. Man kann dagegen nicht sagen, der Branntwein gäbe nur einen Spiritus frumenti, (Korngeist) zur Arzenei; nicht aber Spiritus vini; (Weingeist) also sei der erste zu entbehren. Beide sind aus dem Gewächsreich: Was man nun aus dem Weingewächs, wie hier zu Lande, nicht in Menge haben kann, das müssen die andern Gewächse gewähren; also ist in dieser Rücksicht das Branntweinbrennen nicht zu entbehren.

Und was würde endlich der Oekonom dazu sagen, wenn er mit Verlust des Branntweinbrennens, auch die zur Viehmastung unentbehrlichen Trebern einbüßen sollte.

Das Bierbrauen giebt deren nicht so viel, als das Branntweinbrennen: Denn von einem ganzen Fasse Bier, welches aus 416 Kannen bestehet, gewinnet man nur 2 Scheffel Gerstentreber: Hingegen werden von eben so viel Kannen Branntwein $11\frac{5}{9}$ Scheffel Korn oder: Waizentreber gesammelt. Von Trebern melken die Kühe vortrefflich, und der Dünger davon wird gut. Der Schaden ist also unermeßlich, den der Oekonom an der Viehzucht, und auf dem Felde haben würde, wenn man die Branntweinbrennereien, nach dem Wunsche des Herrn Verf. zu Bunzlau, behandeln wollte: Verdirbt das übermäßige Trinken den moralischen Charakter des Menschen, so gilt das auch vom Biertrinken, und es darf dem Branntweine nicht zum Vorwurfe gereichen. In Holland, Westphalen, Pommern, im Quedlinburgischen, in Pohlen, Rußland weiß man mehr vom Branntweine als vom Biere; und doch findet man in diesen Gegenden Menschenfreunde, behülfliche, redliche, aufrichtige Leute, dergleichen man an vielen Orten vergeblich sucht, wo Bier und Wein in Menge getrunken wird.

Das moralische Betragen der Menschen gegen einander, verhält sich nach ihrer jugendlichen Erziehung,

hung, und am öftern nach den Beispielen der Aeltern: Taugen diese nichts; so werden sie von Getränke nicht besser, wenn sie gleich Malvasier und Nektar bekämen.

Wenn ich aber zur Verbesserung dieses ansehnlichen Nahrungszweiges etwas beitragen dürfte; so würde es der wohlgemeinte Rath seyn: Man setze über jeden District, wo besonders viel Branntwein gebrennet wird, einen Aufseher oder Commissarium, bei welchem die Branntweinbrenner sich erst müssen examiniren lassen, ehe sie Erlaubniß bekommen eine Brennerei zu eröfnen. Man lasse diejenigen tüchtig bestrafen, welche dergleichen schädliche Branntweine fabriciren, wie sie oben beschrieben worden sind: Dadurch wird mancher unwissend begangner Mord vermieden werden, wenn kein anderer, als gesund ausgearbeiter Branntwein, verkauft werden darf.

V.

Nachricht von dem Bau und der Nutzung der Kartoffeln in der Pfalz-Grafschaft Lancaster.

(Aus dem Englischen, nach einer Handschrift von Mylord Findlater.)

Die Pfalz-Grafschaft Lancaster ist in England die erste Landschaft gewesen, in der man Kartoffeln gebaut hat: und da sie sich noch bis auf heutigen Tag in diesem wichtigen Wirthschafts-Artikel einer vorzüglichen Cultur zu rühmen berechtiget ist, in der es ihr keine andre Englische Landschaft gleich thut; so wird es nicht undienlich seyn, einige Particularitäten von der Methode zu beschreiben, deren sich die Leute da bedienen, um sich eine gute Erndte zu verschaffen.

1) Es würde am vortheilhaftesten seyn, eine Lehde oder einen Neubruch damit anzubauen, wenn nur immer ein solches Stück Landes zu haben wäre. Man bekömmt aber auch nicht selten von sehr ausgesogenen Grundstücken gute Kartoffel-Aerndten. Hat man vor allen Dingen den Grund und Boden durch tüchtiges Ackern vom Unkraute gesäubert; so kann man im April, vorausgesetzt, daß zu solcher Zeit das Land gehörig zugerichtet ist, schon pflanzen.

Es

Es müssen aber die Kartoffeln in Furchen *) etwan 3 Fuß, und die Pflanzen in jeder Reihe 9 bis 12 Zoll weit auseinander **) gepflanzt werden, und zwar auf langen Mist aus dem Wirthschafts- und Hühner-Hofe.

Mist

*) Nach meiner Ueberzeugung ist diese Methode, frühe oder späte Kartoffeln zu pflanzen, nicht so ergiebig, als wenn man sie auf 5 Fuß breite Beete pflanzt, und sie, so bald der Keim zum Vorscheine zu kommen beginnt, mit Erde bedeckt, die man aus dem Zwischen-Raume zwischen den Beeten nimmt. Dieß ist durchgängiger Brauch in der Nachbarschaft von Frodsham in der Pfalzgrafschaft Chester, wo die Landwirthe, die dieses schätzbare Gewächs bauen, seit mehrern Jahren her allerlei Methoden versuchet haben; und man ist darüber durchgehends einig, daß sie auf gleichem Grund und Boden immer eine stärkere Kartoffel-Aerndte erzielen, als andre Englische Landwirthe.

**) Der Verwalter hat unterschiedliche Versuche gemacht, welche Art und Weise, die Kartoffeln zum Pflanzen zuzuschneiden, die beste wäre. Denn wenn man auch dieses Gewächs in ganzen Knollen pflanzt; so entsteht doch daraus nicht immer, wie manche behaupten wollen, Fäulniß, und ein Schnitt hinein von beträchtlicher Länge ist gewisser Maaßen besser, als ein kurzer und kleiner. Die beste Art, die er gefunden hat, besteht darinnen, daß man die obern und untern Enden der Kartoffeln abschneidet, und das ganze Mittelstück des Knollens zum Pflanzen zurücke läßt. Die schädlichste Art ist es, wenn man sie von oben bis unten der Länge nach zerschneidet, obwohl dieses bei uns sehr gewöhnlich geschieht.

Mist aus volkreichen Städten thut eine bewunderuswürdige Wirkung auf Grundstücken, die daran nicht gewöhnt sind. Ueberhaupt glaubt man, er befruchte das Land zwei mal stärker, und mit gleich guten Folgen für künftige Aerndten, wie der Dünger aus dem Wirthschafts-Hofe. Die Erfahrung hiervon haben wir in den Gegenden, die an Canälen liegen, welche den Transport des Mistes befördern. Die große Quantität Körner, und die mannigfaltigen Futter-Arten, die das Vieh, welches in Städten gehalten wird, zu bekommen pflegt, müssen unfehlbar das Ihrige beitragen, die Beschaffenheit des Mistes zu verbessern, bei dessen Güte eben sowohl, als bei dem Menschen-Kothe, nicht wenig auf die Nahrungs-Mittel ankömmt, die vom Vieh und von den Menschen genossen werden.

2. Nun ist zwar der April-Monat der vortheilhafteste Zeit-Punkt zu Pflanzung der Kartoffeln, die auf den Tisch kommen sollen, in wie fern dieses Gewächs eine gesetzte Zeit braucht, ehe es den Grad von Reife bekommen kann, bei dem es ganz mehlig wird: aber man pflanzt sie doch nichts desto weniger auch noch im Mai, und wohl gar erst im Junius, und bekömmt doch bei alle dem noch gute Aerndten; jedoch sind dann die Kartoffeln auch nicht von so vollkommener Güte, wie diejenigen, die frühzeitig gepflanzt wurden.

3. Furcht vor Nacht-Frösten im Frühjahre, bei denen die jungen Schößlinge, so bald sie davon ge-

troffen würden, sogleich welk werden müßten, wodurch denn der Landmann mit einmal um seine Hoffnung gebracht wäre — hält die Leute ab, daß sie nicht frühzeitig pflanzen: aber gute und beherzte Landwirthe wagen es auf die Gefahr der Nacht-Fröste hin, um Kartoffeln von desto größerer Güte zu erzielen.

4. Man läßt sich angelegen seyn, die aufgegangenen Pflanzen vom Unkraute mittelst des Pfluges zu säubern, mit dem man zuförderst eine Furche, die zu dieser Absicht gelassen worden ist, an die jungen Pflanzen, so bald sie zum Vorscheine kommen, heran drückt, und hinterher die nämliche Furche wieder umpflügt, um sie von der Pflanzen-Reihe zu entfernen, welche hernach, wenn sie ziemlich unsauber ist, mit einer kleinen dreieckigen Egge zwischen allen Pflanzen-Reihen durchgeeggt wird. So bald das Unkraut auf diese Weise ausgerottet ist, wird die Furche wieder hergestellt, und zuweilen braucht man noch einmal in jeder Reihe den nämlichen Pflug, oder eine oder ein Paar Hände. Durch diese verschiedentlichen Operationen wird der Boden, außer der Zerstöhrung des Unkrautes, trefflich bearbeitet, und von allen Seiten dem Einflusse der Sonne und der Luft ausgesetzt, welches nicht wenig zu einer guten Aerndte beiträgt.

5. Es giebt bekanntlich verschiedene Arten von Kartoffeln. Was die Engländer die Ox-noble und

die

die Cluſter-Potatoe*) nennen, wird lediglich für das Vieh **), das Pink-Eye (oder Klein-Auge) hingegen, und einige andre, ſo wie verſchiedne ſogenannte Nieren- oder Zucker-Kartoffel-Arten (Kidney-potatoes) werden für die Tafel gebauet. Die alte rothe Winter-Kartoffel, wie dieſe Sorte hin und wieder genannt wird, verdient wegen ihrer Güte im Frühjahre gerühmt zu werden: denn wenn die andern keinen Geſchmack mehr haben, kömmt dann erſt die rechte Zeit dieſer Sorte,

*) Schweine-Kartoffel in Deutſchland. Ueb.

**) Der Verwalter hat Gelegenheit gehabt, den Ertrag einer Aerndte von Cluſter-Pataten zu ſehn, die noch auf einem Felde lagen, welches dem Obriſten Mordaunt gehörte. Er und ein erfahrner Landwirth aus der Nachbarſchaft fanden, daß ſie noch nie eine ſo ergiebige Aerndte geſehen hatten; und gleichwohl war, wie man ihnen ſagte, an Erbauung derſelben nicht einmal Miſt gewandt worden.

Die Cluſter- oder Suffolker-Kartoffel, (wie ſie Herr Howard nennt, der das Publikum zuerſt mit dieſer Kartoffel-Art bekannt gemacht hat), iſt ſchon ſeit 25 Jahren in der Pfalz-Grafſchaft Lancaſter gebaut worden, und zwar durch Pflanzen, die er der Engliſchen Societät zu Beförderung der Gewerbe und des Handels mitgetheilt hatte. (Man ſehe die Schriften dieſer Societät im 10ten Bande nach.) Sie iſt hernach durch Saamen fortgepflanzt worden: und ob ſie gleich dadurch an Größe zugenommen hat; ſo behält ſie doch noch immer ihre rothe Farbe und den Zucker-Geſchmack.

in der sie am besten ist. Auch hat sie noch überdieß die Tugend an sich, daß sie in keinem Falle zusammenschrumpft.

Man hat auch eine große Mannigfaltigkeit von frühen Kartoffeln, und wendet viele Mühe und Sorgfalt an, sich neue Sorten von den besten Eigenschaften mittelst des Beeren-Saamens, der sich an der Spitze der Stengel findet, zuzulegen. Herr Green hat bemerket, er habe nach unterschiedlichen Versuchen gefunden, daß die wäßrige Kartoffel (von der es große Varietäten giebt), ganz und gar nicht den Erwartungen entspreche, die man sich davon gemacht hat. Er habe, sagt er, zu verschiednen malen, theils aus Noth, theils um ein Experiment zu machen, seinen Melke-Kühen nach Erschöpfung der mehligsten, wie das Pink-Eye ist, die Ox-noble zu fressen gegeben; und die Folge davon sei keine andre gewesen, als merkliche Abnahme der Milch und der Butter binnen sehr kurzer Zeit; und dabei hätten auch die Kühe selbst mit dieser Veränderung ihres Futters ziemlich unzufrieden zu seyn geschienen.

6. Man muß große Sorge tragen, den Saamen von Zeit zu Zeit zu wechseln, um dem Zusammenschrumpfen vorzubeugen *).

Man

*) Der Verwalter hat im Jahr 1789 die Ehre gehabt, von der Societät zu Beförderung der Gewerbe und des Handels einen Preis für ein Schreiben zu bekommen,

Man hatte vor einigen Jahren bei uns die Gewohnheit, neue Saamen-Kartoffeln aus Schottland kommen zu lassen: aber diese Gewohnheit ist schon itzt nicht mehr so herrschend, weil man gefunden hat, daß es überall hinreichend wäre, den Kartoffel-Saamen von Gebirgen mit Saamen aus sumpfigen Gegenden, und vice versa zu wechseln. Auch würde man wohl-thun, zuweilen mit dem Grund und Boden zu wechseln; jedoch läßt sich dieses nicht immer thun; und man hat der Beispiele genug, daß auf einem und eben demselben Felde mehrere Jahre nach einander sehr gute Aerndten gehalten worden sind.

7. Der

kommen, welches er über die in Lancashire gewöhnliche Methode, dem Zusammenschrumpfen der Kartoffeln vorzubeugen, geschrieben hatte. Er hat das Vergnügen zu bemerken, daß die Sache nicht nur durch die allgemeine Meinung in der ganzen Pfalz-Grafschaft, sondern auch durch die Praxis in derselben bestätiget zu werden scheint: denn er hat in dem ganzen Bezirke seiner Aufsicht nicht eine einzige Kartoffel gesehen, die mit dieser Krankheit behaftet gewesen wäre; und die Aerndten waren immer durchgängig schön. Noch weiter ist dieser Gedanke vom Herrn Wright, dem Gärtner des Herrn Fazakerly auf Prescot, getrieben worden, der einige Pflanzen von seltener Art, welche mit dieser Krankheit befallen gewesen waren, auf sumpfigen Boden hat bringen lassen; und er macht sich Hoffnung, daß dieser Wechsel eine heilsame Cur für dieselben bewirken werde.

7. Der Ertrag einer Kartoffel-Aerndte hält gemeiniglich das Mittel zwischen zwei und drei hundert Scheffeln *) vom Englischen Morgen Landes. Die frühzeitigen Kartoffeln werden gemeiniglich auf Beeten in Reihen gepflanzt, welche 8 Zoll weit aus einander stehen; und die Pflanzen in den Reihen brauchen nur 4 bis 5 Zoll weit aus einander zu stehen: denn da die frühen Kartoffeln von kleinerer Art sind, bedürfen sie keines so großen Raumes; aber der vortheilhafte Preis, den der Landmann dafür auf dem Markte bekömmt, entschädigt ihn um so reichlicher für die Größe **), weil er außer dem Profit, den er aus einer solchen frühzeitigen Aerndte zieht,

*) Unter einem Scheffel Kartoffeln versteht man in England ordentlicher Weise ein Maaß von 90 Pfunden am Gewichte, ehe die Kartoffeln von der dran klebenden Erde gesäubert sind.

**) Herr Eccleston führte den Verwalter auf einen Fleck Landes von 30 Ruthen, (die Ruthe von 12 Schuhen,) von dem die Kartoffeln, die er da im J. 1793 eingeärndtet hatte, mit 50 Pfunden Sterlings bezahlet worden waren. Nach dieser Früh-Kartoffel-Aerndte hatte er von dem nämlichen Flecke Landes auch noch eine Rüben-Aerndte gehabt; und die Rüben, von denen der Scheffel für 6 Stüver verkaufet ward, haben ihm, NB. vom ganzen Morgen, noch 50 Pfund eingebracht, welches eine Aerndte von 2000 Scheffeln voraussetzt. Eben dieses Grundstück sollte nunmehr mit Weizen besäet werden.

zieht, auch noch in demselben Jahre sein Feld zu einer zweiten Aerndte zugerichtet bekömmt. Der Wirthschafts-Aufseher des Grafen von Derby, Hr. Waring, hat dem Major Atherton folgenden Bericht von dem Ertrag eines Morgens Landes von mittelmäßiger Güte mitgetheilt: Im Jahr 1793 — 700 Scheffel Klein-Augen (Pink-eyes); im Jahr 1794 — 92 Scheffel Weizen, wovon der Scheffel 70 Pfund wiegt, und jeder Scheffel mit 7 Schillingen und 6 Stüvern bezahlet ward. (Hätte er seinen Weizen noch ein Vierthel-Jahr unverkauft liegen gelassen; so würde er noch 3 Schillinge mehr für den Scheffel bekommen haben.) Herr Waring sagte, der Ertrag von diesen Aerndten wäre dem innern Werthe des Grundstücks gleich gekommen; und er ist gänzlich der Meinung, daß dieses Grundstück, wenn es mit Mergel gedüngt worden wäre, noch 20 Scheffel Weizen mehr gegeben haben würde.

Man pflanzt in manchen Gegenden auf das Grundstück, aus dem man schon eine Aerndte gezogen hat, immer noch frühzeitige Kartoffeln, die man gegen den November aus der Erde nehmen, und auf der Stelle in Stücke schneiden muß, welche in Häckfel von Hafer-Stroh oder in Säge-Spänen verwahret werden, worinnen sie bis im März liegen bleiben. Alsdann pflanzt man sie, indem man einen Keim davon abbricht, aber doch

noch

noch einen von hinlänglicher Länge dran läßt, damit er binnen etwan acht Tagen über der Erde zum Vorscheine kommen könne.

Aber die Methode, die den meisten Beifall findet, besteht darinnen, daß man die Pflanzen zerschneidet und sie in einer Kammer, in der man nach Belieben einen starken Luft-Zug unterhalten kann, auf den Boden, oder auf Breter legt; jedoch dürfen sie da nicht gar zu dick an und über einander gelegt werden; am besten thut man, wenn man ihrer nur ein Paar beisammen legt, und sie mit etwan ein Paar Zollen hoch Häckfel von Hafer-Stroh oder Säge-Spänen bedeckt. Dadurch werden sie vor Winterfrösten gesichert, bleiben in leidlicher Wärme, und vegetiren fort, haben aber doch das bei Zugang der Luft zu Stärkung ihrer Keime; und dieß gelingt den Landleuten unfehlbar, wenn sie, so oft es Gelindigkeit der Witterung zuläßt, Thüren und Fenster öffnen.

Man muß indessen fleißig nachsehen: und wenn die Keime anderthalb oder zwei Zolle lang werden, muß man die Hälfte von dem Häckfel oder den Säge-Spänen, womit sie bedecket sind, säuberlich mit einem hölzernen Rechen, oder lieber mit den Händen davon wegnehmen, muß sich aber dabei sorgfältig hüten, daß man die Keime nicht verletze oder gar zerreiße.

Zu ihrer Stärkung ist das Tages-Licht eben so nöthig, als die Luft. In dieser Rücksicht hat ein Gewächs-Haus den Vorzug vor einer Kammer; jedoch dient auch eine Kammer recht gut zum Zwecke, wenn sie nur ein oder ein Paar große Fenster hat, und noch besser, wenn sie an der Sonne liegt. Auf diese Art bleiben die Saamen-Kartoffeln bis zur Stunde liegen, wenn sie gepflanzt werden sollen; nur muß man immer Sorge tragen, ihnen durch Thüren und Fenster so viel als möglich, Luft zu geben, so fern es sich nur thun läßt, ohne daß man Frost zu befürchten hat. Bei dieser Verfahrungs-Art werden die Keime an der Spitze grün; es bilden sich Blätter, die ziemlich stark werden, und alsdann pflanzt man sie nach gewöhnlicher Weise mit einem Pflanz-Stock in Reihen, und schließt die Löcher, die der Pflanz-Stock gemacht hat, sorgfältig mit dem Rechen wieder zu. Durch diese Methode werden die Pflanzen in Stand gesetzt, einen kleinen Frost ohne Gefahr auszuhalten.

Die frühzeitigste Kartoffel-Art ist die in England so benannte superfeine weiße Zucker-Kartoffel (Kidney), von der es verschiedne Varietäten giebt. Von dieser hat man vier Aerndten nach einander auf einem und eben dem Grundstück erbauet, indem man immer Pflanzen auf dem Repositorium in Bereitschaft hielt, die man sogleich an die Stelle der aus der Erde genommenen einsetzen konnte;

könnte; ja, man erbaut in manchen Jahren sogar auf dem nämlichen Grundstücke noch eine fünfte Aerndte von dahin verpflanzten Winter-Lactuken. Bei den ersten im Frühjahre gepflanzten Kartoffeln muß man ja nicht versäumen, sie mit etwas zu bedecken, wodurch sie vor Nacht-Fröften gesichert werden.

Diese treffliche Methode ist uns vom Herrn Joh. Blundell auf Ormskirk mitgetheilt worden, und es sind bisher nur noch wenig Landwirthe damit bekannt gewesen.

8. Die Art und Weise, Kartoffeln einzuärndten, ist verschieden. Insgemein bedient man sich hierzu der dreizinkigen Gabel. Mit dieser wendet man den Boden um, reißt das Unkraut aus, hebt die Kartoffeln vom Boden auf, und die nämliche Person sondert sie auch nach ihrer Größe ab. Eine andre Gewohnheit besteht darinnen, daß ein starker Mann ein Grabscheit nimmt, mit dem er unter jede Pflanze in die Erde gräbt, die Wurzeln aus der Erde reißt und von der Erde entblößt; worauf denn ein Paar Kinder, die hinter dem Mann her gehen, die Knollen auflesen. Noch eine Manier ist, daß man längs der Kartoffeln hin mit einem gewöhnlichen Pflug ohne das Eisen eine Furche zieht, um die Kartoffeln heraufzubringen, die sodann leicht aus der Erde heraus zu lesen sind.

Wann die Kartoffeln erst aufgelesen, und hinlänglich abgetrocknet sind, bringt man sie in verschiedene Haufen von der Form eines Haus-Dachs, welches am Ende sorgfältig mit Stroh eingedeckt wird, indem man das Stroh der Länge lang dergestalt an den Haufen aufstellt, daß die Spitzen von allen Seiten oben am Dache zusammen-kommen. Diese Stroh-Decke muß sechs Zoll dick seyn, und muß hernach noch mit Erde überkleidet werden, welche dadurch, daß man sie mit einem Spaten schlägt, dicht an den Haufen angedrückt wird. Ist Herr Eccleston damit fertig, so macht er alsdann oben und an den Seiten solcher Kartoffel-Magazine Löcher in die angedrückte Erde bis zum Strohe, und zwar etwan 4 Fuß weit aus einander, um der Luft, welche sich unausbleiblich durch inwendige Gährung erzeugt, einen Ausweg zu verschaffen. Wenn hernach die Gährung nachgelassen hat; so werden die Löcher zugestopft, damit weder Frost, noch Regen in den Kartoffel-Haufen hinein dringen können.

9. Der Nutzen von Anwendung der Kartoffeln zur Vieh-Fütterung ist zwar auch in der Pfalz-Grafschaft Lancaster bekannt genug; aber diese Nutzungs-Art derselben ist doch nichts weniger als durchgehends üblich, weil die Landleute da eine mächtigere Lockspeise an dem Gelde finden, welches sie geradezu aus ihren Kartoffeln lösen können, wenn sie dieselben zu Markte bringen, als daß sie erst Vieh

eins

einkaufen, und es mästen, oder die Anzahl des Viehstandes bei ihrer Wirthschaft verstärken sollten. Allein auf diese Weise opfern sie eine Quelle der Melioration für ihre Grundstücke auf, und geben folglich einen viel größern Profit, den sie davon in der Folge haben könnten, verloren.

10) Da das Vieh eine so große Quantität Kartoffeln verzehrt; so wird es nicht undienlich seyn, hier der Art und Weise zu gedenken, wie diese Knollen zu solchem Behuf am besten gekocht und zugerichtet werden können. Es geschieht dieses fast durchgängig durch die Dämpfe, die in einen großen Korb, oder in einen am Boden durchlöcherten Bottig, welcher über kochendem Wasser steht, empor steigen. Auf diesem Wege werden die Kartoffeln eher zum Gebrauche fertig, als wenn man sie im Wasser selbst kocht. Wann sie nun auf die gedachte Art zugerichtet sind, so giebt man sie dem Viehe kalt oder warm nach Belieben, und zwar mit Spreu, mit Kleyen, mit Hen-Saamen, mit Gersten-Schrot oder mit Hafer-Mehle gemengt.

Die Methode, Kartoffeln bei Wasser-Dämpfen kochen zu lassen, ist bei manchen Leuten auch zum Küchen-Gebrauch eingeführt worden, weil sie meinten, die Kartoffeln saugten bei dieser Verfahrungs-Art nicht so viel Wasser ein, als wenn man sie geradezu im Wasser kocht. Allein die Kartoffeln

geben

geben doch, wenn man letzteres thut, eine gewisse Materie von sich, welches die bloßen Dämpfe nicht bewirken können: und diese Materie benimmt der Kartoffel, wenn sie in derselben bleibt, viel von ihrem guten Geschmack. Unsre Tagelöhner verstehen sich vollkommen auf diese Kocherei: sie gießen das Wasser ab, und lassen die Feuchtigkeit dadurch abdampfen, daß sie den Kessel oder Topf, worinnen die Kartoffeln gekocht haben, wieder ein wenig über das Feuer setzen. Uebrigens lassen sich die Kartoffeln nicht, wie manches andre Gemüse, in einem Topfe kochen, worinnen das Wasser schon siedet, sondern sie müssen in kaltem Wasser ans Feuer gesetzt werden. —

Hätte Amerika die Bemühungen der Europäer, jenen neu-entdeckten Welt-Theil zu erforschen, auch mit weiter nichts vergütet, als mit der Entdeckung und Mittheilung dieses vortrefflichen Knollen-Gewächses; so würde doch die gegenwärtige Generation immer noch Ursache vollauf haben, ihm diese Acquisition Dank zu wissen; so wie England besonders den Landwirthen in Lancashire immer Dank für die große Sorgfalt schuldig ist, mit der sie den Bau der Kartoffeln zur Vollkommenheit gebracht haben.

W.

VI.

Verſuche mit der Roota-Baga, einer Schwediſchen Rüben-Art. Von Johann Anſtruther.*)

(Aus dem Engliſchen.)

Ich habe die Roota-Baga oder Schwediſche Rübe in meinem Vaterlande (Schotland, von Edinburgh nordwärts,) eingeführt, weil ich einſah, daß dieſelbe (als ein grüner Futter-Artikel nach Ablauf des März-Monates, wenn unſre gemeinen Rüben ziemlich durchgehends in Saamen zu ſchießen pflegen, und wir uns des Vieh-Futters wegen in Verlegenheit befinden, bis unſre Wieſen-Gründe wieder in Bereitſchaft kommen, friſches Futter zu geben, welches ſelten vor der erſten Woche des May-Monats geſchieht,) von großem Nutzen ſeyn könnte; deßwegen ſchränkt ſich auch mein Verſuch mit dieſer Pflanze meiſtens bloß auf den Frühling ein.

Die erſte Probe, die ich machte, war im Jahr 1789. Da ich's nicht beſſer wußte; ſo befolgte ich die gewöhnliche Methode, den Saamen in meinem Garten auf ein Beet zu ſäen, welches ungefähr um den 12ten bis 15ten April geſchah.

Gegen

*) S. Annals of Agriculture, and other uſeful Arts; collected and publiſhed by *Arthur Young*. Vol. XVI. pag. 172 — 175.

Gegen den 10ten Junius verpflanzte ich sie aufs Feld, wo ich Rüben, Möhren, Kopf-Kohl, Kartoffeln, und andre in Reihen gesäete Früchte stehn hatte. Die Größe des bepflanzten Bodens machte gerade einen halben Schottischen Morgen aus. Dieses Stück Feldes wurde nach der gewöhnlichen Weise — eben so, wie das übrige Feld, wo die gemeinen Rüben gesäet standen — gepflügt und gedüngt, und auf gleiche Art in Reihen von drei Fuß weit auseinander gepflanzt.

Gegen Anfang des Junius wurden sie eben so, wie die gemeinen Rüben, erst mit dem kleinen Pflug (oder Cultivator,) und dann auch mit der Hand umgraben, gejätet oder behacket, und überhaupt durchgängig auf gleiche Weise behandelt. Ich habe vergessen, zu erwähnen, daß die Pflanzen in den Reihen neun Zoll weit auseinander gesetzt waren; und keine einzige von ihnen blieb zurücke, daß sie nicht Wurzel geschlagen hätte.

Im Winter hernach fieng ich an, einige Rüben für meinen Tisch auszuziehen; sie schienen mir überhaupt kleiner, als unsre gemeinen Rüben, aber auch länger, und meistens in der Gestalt und Größe einer Kannen-Flasche, dagegen aber zwei mal so schwer zu seyn, als eine gemeine Rübe von gleicher Größe.

Was ihren Gebrauch für den Tisch anlangt, so kann ich sie wegen ihres vorzüglichen Geschmacks

zuversichtlich rühmen; auch schmeckten sie den Meinigen so gut, daß Niemand von meiner Familie, nachdem er davon gegessen hatte, ein andre Art von Rüben weiter kosten mochte.

Ich versuchte es damit bei meinen Kühen und Mast-Ochsen, und sie fraßen die Roota-Baga eben so begierig, als die gemeinen Rüben. Meine Schaafe hingegen wollten sie, eins wie das andre, durchaus nicht fressen, so lange sie noch zu gemeinen Rüben kommen konnten. Das nahm mich aber auch nicht Wunder, weil alle meine Schaafe sechs bis sieben Jahr alt waren und nicht viel taugliche Zähne mehr hatten, bei denen es ihnen zu schwer ward, eine so harte Wurzel zu beißen: denn die Roota-Baga ist merklich härter, als die gemeine Rübe.

Um zu sehen, ob sich die Roota-Baga, wann sie aus der Erde gezogen wäre, auch wohl halten könnte, ließ ich im November eine kleine Quantität davon ausnehmen. Einen halben Karren voll verwahrte ich in einer Scheune im Sand, und die übrigen legte ich in meinem Garten auf eine Rasen-Allee, in welche den ganzen Winter hindurch sonst Niemand kömmt, um sicher zu seyn, daß sie mir nicht von jemandem zur Unzeit genommen und verzehrt würden. Da lagen sie denn, gänzlich der freien Luft und allem Wind und Wetter preis gegeben, bis in den April, welches eben die rechte Zeit zu ihrem Verbrauch ist; und nun wurden sie gerade

eben

eben so gut befunden, und mein Rind-Vieh fraß sie nun eben so begierig, als wenn sie erst frisch aus der Erde gekommen gewesen wären. Die andern, die in der Scheune gelegen hatten, waren ebenfalls gut und unverändert: wir selbst ließen von beiden für unsern Tisch zurichten, und fanden sie eben so gut und schmackhaft, wie die ersten, die wir im November gegessen hatten. Dieser Versuch überzeugt mich von ihrer Ausdauer gegen die kälteste Witterung. Denn wir hatten, wie sich jedermann erinnern kann, vom 15ten März 1789 an bis zu Ausgange des Aprils überaus schwere und kalte Windstürme von Frost und Schnee mit wenig oder keiner Abwechselung von gelinderm Wetter.

Im Jahr 1790 hatten wir keinen Frost. Weil ich dieses nun für ein Jahr hielt, wo das mühselige Verpflanzen vielleicht entbehrlich seyn könnte, und ich mir zugleich Hoffnung machte, daß die Roota-Baga größer wachsen sollte, wenn sie so gleich auf das Feld ausgesäet würde, auf dem sie hernach stehn bleiben mußte; so ließ ich in der ersten Woche des Junius einen halben Englischen Morgen auf drei Fuß breite Beete in Reihen aussäen, und behackte und jätete hernach meine Pflanzen gerade so, wie die gemeinen Rüben. Der Erfolg entsprach auch meiner Erwartung vollkommen: meine Schwedischen Rüben wurden um vieles größer, als im ersten Jahr, ob sie gleich auf viel geringern Boden gesäet waren.

Abgerechnet, was ich davon mit den Meinigen an meinem Tische selbst verzehrte, wurde der sämmtliche Erwachs vom 20sten bis 25sten März nach und nach aus der Erde genommen, ganz unbedeckt gegen Wind und Wetter in Haufen auf dem Hofe vor der Scheune hin gelegt, und, nachdem alle unsre gemeinen Rüben aufgezehrt waren, meinen Mast-Ochsen zu fressen gegeben. Sie mästeten sich damit, wo mir recht ist, ungefähr drei Wochen lang; welches mir zum größten Vortheile gereichte: denn bei damaliger gelinden Witterung schossen alle unsre andern in Saamen: und da wir noch kein junges Gras hatten; so würde unser Rind-Vieh ohne die Roota-Baga haben Hunger leiden müssen.

Ueberhaupt bin ich bereits völlig der Meinung, daß die Roota-Baga ein sehr schätzbares Wurzel-Gewächs auf jeden Fall sey, man nütze sie nun dazu, daß man eine Quantität davon auszieht, ehe großer Schnee fällt, da man nicht zu den andern Rüben kommen kann, oder man grabe sie auch erst im Frühjahr aus, und behalte sie zum Gebrauche bei der Fütterung, wann unsre gemeinen Rüben ganz aufgezehrt sind und der etwanige Ueberrest in Saamen geschossen ist.

Den 17ten Junius 1791.

W.

VII.

Nutzen des Esparsette-Baues zum Futter für Kühe. Schreiben eines Landwirthes in der Landschaft Essex an die Societät von Bath und dem westlichen Theile von England zu Beförderung der Landwirthschaft u. s. w. *)

Da ich im vorigen Sommer während meines Aufenthaltes zu Bath, und auf der Reise durch die Grafschaften Somerset und Dorset wahrgenommen habe, daß in diesen Gegenden nur sehr wenig Esparsette wächst, ob sich gleich viele von den dortigen Ländereien, wie es mir scheint, recht gut zum Anbau dieses nutzbaren Futter-Krautes schicken; so bewegt mich dieses, der Gesellschaft folgende Bemerkungen über die Esparsette mitzutheilen.

Im nord-östlichen Theil unsrer Landschaft Essex wird die Esparsette häufig gebaut; besonders bei dem Markt-Flecken Saffron-Walden, wo der Boden kreiden-artig ist. Auf die Bemerkungen, die ich der Societät hier vorlegen will, kann man sich um so dreister verlassen, weil sie aus meiner eignen Erfahrung und vieljährigen Beobachtung gemacht

*) S. Letters and Papers on Agriculture, Planting etc. addressed to the Bath and West of England Society etc. Vol. II. Art. LXI. pag. 362 — 367.

sind, welche mich völlig überzeuget haben, daß unter allen, für uns ehedem ausländischen Futter-Kräutern kein einziges sey, welches diesem in der Vergleichung beikäme.

Esparsette wird jederzeit gut fortkommen, wo die Wurzeln in die Tiefe greifen. Der allerschlimmste Boden für sie ist da, wo sich ein Lager von kaltem, nassen Thone findet, durch den die zarten Wurzel-Fasern nicht dringen können. Diese Pflanze kann aber einen Ertrag geben, der wenigstens dreißig mal stärker ist, als gemeines Gras-Land oder der gewöhnliche Rasen in geringhaltigem Boden. Wo sie auf Kreide oder Steine trifft, da kann sie ihre Wurzeln bis zu einer sehr großen Tiefe durch die Spalten und Ritzen ausstrecken, ihre Nahrung zu suchen. Trockner, magerer Boden ist zum Esparsette-Bau besser, als fettes und fruchtbares Erdreich; obwohl gutes, fruchtbares Land, wenn es nur recht trocken ist, immer die stärksten Aerndten geben wird.

Sie wird insgemein breitwürfig (mit voller Hand) ausgesäet; jedoch hat man gefunden, daß sie am besten auf schmalen Beeten geräth, zumal wenn das Land durch mehrmals wiederholtes Pflügen, Walzen und Eggen recht fein und mürbe gemacht wird. Hierbei kömmt nicht wenig auf die Tiefe an, in die der Saame zu liegen kömmt. Ist er über einen Zoll tief begraben; so wird er schwerlich

auf-

aufgehn: und läßt man ihn unbedeckt; so wird er seine Wurzeln über der Erde treiben, und diese werden alsdann von der Luft vernichtet. Der März bis zu Anfange des Aprils ist die beste Jahres-Zeit, Esparsette zu säen, indem die Kälte des Winters den jungen Pflanzen derselben eben so schädlich ist, als die dürre Witterung des Sommers. Ein Englischer Scheffel (a bushel) Saamen, breitwürfig, oder nur die Hälfte davon in schmale Beete, gesäet, ist, wenn der Saame nur gut ist, für den Englischen Morgen *) hinlänglich. Die Beete müssen dreißig Zoll breit seyn, damit ein Pferd den kleinen Pflug zwischen den Pflanzen-Reihen ziehen, und somit die Pflanzen behacket werden können. Indessen beruht bei alle dem das mehreste auf der Güte des Saamens, welche sich am besten an folgenden Merkmalen erkennen läßt: — die Hülse oder Haut muß glänzend, der Kern dick und schwer, äußerlich von grauer oder bläulicher, und, wenn er zerschnitten wird, inwendig von frischer, grünlicher Farbe seyn. Ist er hingegen klein, mager und runzlich, und fällt er ins Gebliche; so wird er schwerlich aufgehen. Wenn die Pflanzen einzeln stehen, und Raum haben, sich auszubreiten; so erzeugen sie die größte Menge Kräuter, und der Saame kömmt am besten zur Reife.

Ge-

*) Acre — hält 43,560 bis 43,600 Englische Quadrat-Schuh, welche 38,284 Französischen Quadrat-Schuhen gleichkommen. Ueb.

Gemeiniglich aber säen oder pflanzen die Landwirthe aus einer irrigen Vorstellung, die sie sich von alle dem Lande gemacht haben, welches sie für unfruchtbaren Boden, und folglich für unergiebig halten, die Esparsette so dicht an einander, daß die Pflanzen einander entkräften und ersticken, und daher nicht selten in ein Paar Jahren ausgehen. Einzeln stehende Pflanzen dringen weit in die Tiefe, und ziehen aus derselben desto mehr Nahrung an sich; auch sind sie um so leichter frei von Unkraute zu halten, je weiter sie von einander entfernt stehen. Eine einzeln stehende Pflanze wird zum öftern allein ein halb Pfund Heu geben, wann es abgedörrt ist. Auf gutem, fruchtbaren Boden kann dieses Futter-Kraut, wenn es nur leidlich gepflegt wird, in einem Jahre zwo starke Aerndten geben. Im ersten Jahre freilich darf man keine sonderliche Aerndte davon erwarten: aber wenn die Pflanzen nur nicht zu dicht beisammen stehen; so werden sie schon im zweiten erstaunlich an Stärke zunehmen.

In dem ersten Winter, nachdem das Getraide, worunter man Esparsette gesäet hat, abgebracht ist, darf kein Rind-Vieh auf das Feld getrieben werden, weil es mit seinen Füßen die jungen Pflanzen zertreten würde. Auch im folgenden Sommer dürfen keine Schaafe auf dasselbe kommen, weil diese den Pflanzen die Krone abbeißen, und allen fernern Trieb derselben vernichten würden. Dagegen wird

eine

eine mäßige Quantität Seifensieder-Asche, wenn das Feld im ersten Winter damit überstreuet wird, große Dienste thun.

Wird Esparsette gerade zu der Zeit gehauen, wann sie eben blühen will; so ist sie ein herrliches Futter für das Rind-Vieh: und wenn sie so zeitig gehauen wird; so giebt sie auch in dem nämlichen Jahre noch eine zweite Aerndte. Fällt aber nasse Witterung ein; so thut man am besten, daß man sie stehn läßt, bis ihre Blume völlig erwachsen ist. Denn wenn man Esparsette zu Heu macht; so muß man sich sorgfältig in Acht nehmen, daß die Blumen nicht abfallen, weil die Kühe sie mit großem Appetit verzehren: überhaupt aber erfordert die Esparsette mehr Zeit zum Dürre-machen, als ander Heu.

Für die Pferde ist Esparsette ein so nahrhaftes Futter, daß sie, so lange sie solche zu fressen haben, gar keinen Hafer begehren, wenn sie auch gleich während der Zeit mit der schwersten Arbeit strapazieret werden. Auch die Schaafe werden vom Esparsette-Futter geschwinder fett, als von irgend einem andern.

Sollte die Zeit zum Hauen der Esparsette durchaus regenhaft seyn; so kann man nicht besser thun, als wenn man die Aerndte gar stehn und in Saamen schießen läßt, indem dieser den Verlust reichlich vergüten kann: denn er wird nicht allein seinen guten Preis einbringen, sondern es wird auch eine

Metze

Metze (a peck) davon zum Pferde-Futter so weit reichen, als anderthalbe Metzen Hafer.

Die beste Zeit zum Hauen der in Saamen geschossenen Esparsette ist, wann der größte Theil dieses Saamens in der Hülse recht voll, die zuerst aufgegangenen Blumen ganz reif sind, und die zuletzt aufgegangenen so eben anfangen sich zu öffnen. Aus Mangel an dieser Sorgfalt haben manche Leute den größten Theil von ihrem Saamen gerade darum verloren, weil sie ihn gar zu lange zum Reifwerden stehn ließen. Esparsette, wann sie in Saamen geschossen ist, muß allemal des Morgens in der Frühe, oder des Abends, wenn der Thau die Stengel weich und zähe macht, gehauen werden: denn wird sie erst gehauen, wann die Sonne schon heiß scheint; so wird natürlicher Weise viel Scame ausfallen und verloren gehn.

Ein Morgen ganz mittelmäßigen Landes wird, mit diesem Futter-Kraute besäet, völlig zureichen, des Futter für vier Kühe vom ersten April bis zum letzten November, und noch außerdem einen Vorrath von Heu hergeben, daß sie den größten Theil von den folgenden vier Monaten davon leben können.

Die Quantität Milch, welche Kühe geben, die mit Esparsette gefüttert werden, ist beinahe doppelt so stark, als die Milch von jeder andern Futter-Art. Auch ist diese Milch viel fetter, und setzt eine größere Quantität Rahm ab. Die davon gemachte Butter

hat

hat eine höhere Farbe, und ist von lieblicherm Geschmack, als jede andre. Ich habe viele Kühe gesehen, die zwölf Nößel (pints) Milch auf einmal, und zwei mal des Tages so viel gaben, wann sie gemolken wurden, so lange man sie mit Esparsette fütterte.

Ist das Feld, auf das man Esparsette gesäet hat, nur von leidlicher Güte; so kann es sich funfzehn bis zwanzig Jahre hindurch in der besten Blüthe halten: jedoch wird es nach Verlaufe von sieben oder acht Jahren nöthig seyn, daß man ihm eine mäßige Lage gut verfaulten Mistes, oder auch, wenn der Boden sehr leicht und sandig ist, eine Lage Mergel gebe. Dadurch wird der fernere Zuwachs an Futter, und das Bestehn der Pflanzen bei Gesundheit und Kraft gar sehr vermehret und verlängert werden. Hieraus läßt sich denn auch einsehn, daß dem Anbau dieses Futter-Krautes auf einem unfruchtbaren Boden nichts in der Welt an zuverlässig guter Nutzung für den Landwirth beikomme.

Brabanter Klee kann nicht über zwei Jahre lang seinen vollen Ertrag geben: und wenn der Boden kalt und naß ist, wird nicht selten die Hälfte seiner Pflanzen verfaulen, so daß sich im zweiten Jahre schon überall im Felde kahle Flecke finden. Ueberdieß gehen durch die häufigen Regen-Güsse, die bei uns während des September-Monates so gewöhnlich sind, viele Klee-Aerndten, die wir zu Saamen stehn lassen, geradehin verloren.

Da-

Dagegen ist bei der Menge und ausnehmenden Güte der Esparsette, und bei dem wichtigen Vorzuge, den dieses Futter-Kraut hat, daß es zeitiger zur Fütterung reif wird, und so viele Jahre länger in seiner vollen Kraft bleibt, nicht nur vieles Risico, und viel unvermeidlicher Aufwand zu ersparen, sondern es wächst auch durch dasselbe dem Landwirth alljährlich ein ansehnlicher Profit zu.

Am 21sten März 1781.

P. W.

VIII.

Vorzug der Kohl-Rüben und des Weiß-Krautes oder Kopf-Kohls zum Winter-Futter für das Vieh; von dem Prediger Milas Beevor zu Hethel in Norfolk. *)

(Aus dem Englischen.)

Ich habe seit der Zeit, daß die Kohl-Rüben **) in unsrer Gegend eingeführt worden sind, eine ganz ausnehmende Neigung zum Anbau derselben gefaßt, und es ist bei mir nach und nach zu einer unverän-

der-

*) S. Annals of Agriculture, and other useful Arts; collected and published by *Arthur Young*. Vol. XI. pag. 637 f.

**) Brassica napobrassica.

derlichen Maxime geworden, daß ein Landwirth in seinem Wirthschafts-System, besonders in einer solchen Gegend, wo bey dem ersten harten Frost ein so großer Theil von dem sonst gewöhnlichen Vieh-Futter erfriert und verdirbt, immer eine widerwärtige und höchst schädliche Lücke behalte, wenn er dieses vortreffliche Wurzel-Gewächse zu bauen ganz versäumt. — Die nützlichen, ja in Absicht auf die Vieh-Futterung unschätzbaren Eigenschaften, die dasselbe in der kritischen Zwischen-Zeit zwischen dem gänzlichen Abgang oder dem zur Nahrung untauglich gewordenen Zustande der gemeinen Rüben, und dem hinlänglichen Zuwachse frühzeitiger Gräser und Futter-Kräuter beweist, sind lange Zeit ein Gegenstand meiner Beobachtungen gewesen; und diese Beobachtungen haben mich zur Ueberzeugung geführt. — Der Erfolg von der Erfahrung des verwichenen Winters wirkt, auf die unzweideutigste Art, Bestätigung dieser Grundsätze: denn mitten unter dem unglücklichen Schicksale, welches die gemeinen Rüben und mehrere Futter-Arten traf, schienen die Kohl-Rüben der äußersten und unablässigsten Strenge des Winters ohne die mindeste Schwierigkeit zu trotzen; und sie sind noch jetzt so frisch und saftvoll, als sie vor dem Einbruche des Frostes waren.

Das Weiß-Kraut, und darunter besonders der schottische plattköpfige Kohl (drum-head cab-

ba-

bages) *) hat ebenfalls größten Theils, obwohl nicht so ganz den Frost ausgehalten. Indessen bin ich von jeher der Meinung gewesen, daß aller Kopf-Kohl aus mehrfältigen Gründen zeitiger im Winter, als gewöhnlich, und, wo möglich, noch vor Weihnachten verfüttert werden sollte. Denn ich kann gar nicht einsehn, zu was Ende man ihn länger aufheben will, da der Aufschub unfehlbar immer den wichtigen Verlust aller der großen offenen Blätter mit sich bringt, die in manchen Fällen ein Dritthel vom Kraut ausmachen, und die bei dem ersten Froste, der nur eintritt, unvermeidlich allen Saft verlieren und verwelken.

Den 26sten Febr. 1789.

W.

IX.

Herrn Heinrich Harpers sonderbare Art, Kühe zu füttern.

(Aus dem Englischen nach einer Handschrift von Mylord Findlater.)

Es fallen Jahre vor, in denen es so schwer hält, gutes Heu zu machen, daß sehr viel daran verloren geht,

*) Vermuthlich nichts anders, als was wir in Deutschland unter dem Namen des großen Braunschweigischen Kopf-Kohls oder Kappus-Krautes kennen.

Ueb.

geht, wenn auch von Seiten der Landleute nichts versäumet oder versehen wird. Die üble Folge davon ist, daß die Quantität von Milch, welche die nämlichen Kühe geben, nicht nur überhaupt geringer, sondern auch sogar schlechter wird, und die Butter sowohl an ihrer natürlichen Farbe, als an ihrem guten Geschmacke verliert. Diesem vielfachen Uebel zu begegnen, hat Herr Harper folgenden Weg eingeschlagen.

Er versieht sich mit einer eignen Futter-Art für seine Kühe, nämlich mit einer Art von geschrotenen Körnern, die er mit wenigem Heu von der besten Art, das auf dem fruchtbarsten Boden gewachsen ist, auf folgende Weise vermischt. Dieses gute, feine Heu nutzt er als eine Art von Thee, *) indem er

*) Ist das Heu verdorben; so taugt es nicht zum Futter für Kühe: und eine Art von Thee für sie von gutem Heu zu machen, möchte wohl ein eben so mühsames, als unnöthiges Geschäfte seyn, weil der Magen des Viehes ohnehin sein Futter verdaut, und überhaupt alles, was ihm nützlich ist, verrichtet. Auch ist, nach meinen Gedanken, die beste Maschine zum Futter-schneiden in dem Maule der Kuh, für dessen Brauchbarkeit hierzu die Natur schon gesorgt hat. Bei alle dem hat es jedoch seine unstreitige Richtigkeit, daß eine Kuh desto mehr Milch und desto bessere Butter giebt, je besser sie gefüttert wird. Läßt sich verdorbenes Heu nicht ohne Gefahr unter junges Vieh verfüttern; so kann es doch zur Streu genutzt werden.

er kochendes Wasser darauf gießt, und dieses Infusum braucht, den Körner-Schrot damit einzubrühen. Dabei aber ist er besorgt, das Heu, ehe er es infundirt, auf der Häckfel-Bank klein, etwan ein Zoll lang, schneiden zu lassen, damit es sich desto inniger mit dem andern warmen Futter vermischen könne.

Das Gemenge von geschrotenen Körnern, durch ein Infusum von gutem Heu angebrüht, trägt nicht wenig bei, der Butter einen guten Geschmack zu geben, und ihr die hochgelbe Farbe, die ihr sonst natürlich ist, zu verschaffen. Ueberhaupt werden in Lancashire die Melke-Kühe ordentlicher Weise, den Winter über, mit Heu gefüttert, ausgenommen in der Nähe der Städte. Wollte man sie in diesen Gegenden, wie anderwärts, mit Rüben und Kraut oder Kopf-Kohl *) füttern; so würde man sie mit viel

*) Eine kleine Portion Salpeter, mit der frisch gemolkenen Milch in die Milch-Aesche geschüttet, benimmt dem Rahm und der Butter allen üblen Geschmack, wenn die Kühe auch übrigens nur mit dem Abfalle von Kohl und Rüben gefüttert werden sollten. In der That hat die Erfahrung häufig gelehrt: wenn man sich bei den Holländereien (oder Küh-Melkereien) auch noch so sorgfältig gehütet hatte, den Kühen die äußersten rohen Kraut-Blätter, und das Rüben-Kräutig mit den Schaalen, oder gar angegangene Rüben und Kohl-Blätter zu geben, daß gleichwohl Rahm und Butter einen sehr üblen Geschmack behielten.

So

viel weniger Kosten für den Wirth durchwintern können, und die leidige Braache würde auch dadurch endlich aus dem Lande verwiesen werden.

X.

Yaourt oder saure Milch nach morgenländischer Art zu bereiten *).

Man hat in Arabien und in der Türkei ein Milch-Gerüchte, welches mit dem Kumiß der Kalmucken gleiche Eigenschaften hat; die Araber nennen es Leban, und die Türken Yaourt.

Dieses Gerüchte zu machen, thun sie zu frischer Milch, nachdem sie solche am Feuer warm gemacht haben, ein wenig alten Leban oder Yaourt. In etlichen Stunden, mehr oder weniger, ja nachdem die Temperatur der Luft mehr oder weniger warm ist,

So bald hingegen die Milch-Pflegerin Salpeter brauchte, war kein widerlicher Geschmack mehr zu spüren; und man hat auch hernach nicht weiter nöthig gefunden, wegen der Fütterung der Kühe sogar ängstlich zu seyn: denn man konnte ihnen Kraut und Rüben zu fressen geben, ohne lange darnach zu sehn, ob diese Gewächse gut oder schlecht wären.

W.

*) S. a Survey of the Turkish Empire, by *W. Eton*, (London 1798) pag. 232 ss.

ist, wird die Milch geronnen, von einförmiger Consistenz, und von einer überaus lieblichen Säure; der Rahm sondert sich guten Theils ab, und läßt die geronnene Milch leicht und halb durchsichtig zurücke. Die Molken ist hierbei weit weniger geneigt, sich abzusondern, als bei dem Quarke, der bei uns mit Laab gemacht wird, wenn wir Käse machen wollen.

Der Yaourt hat die sonderbare Eigenschaft, daß er, wenn er gestanden hat, von Tage zu Tage saurer wird, und am Ende eintrocknet, ohne in Fäulniß-Gährung gegangen zu seyn. In diesem Zustande wird er in Säcken aufgehoben, und gleicht dem Anscheine nach gepreßtem Quarke, der mit den Händen gebrochen wird. Mengt man nun dergleichen trocknen Yaourt mit Wasser an; so wird daraus eine schöne kühlende Speise, oder ein kühlender Trank, der in Entzündungs- und Faul-Fiebern treffliche Dienste thut, indem er, allem Ansehen nach, nichts von den Eigenschaften an sich hat, wegen deren sonst Milch in Fiebern nicht gut zu genießen ist. Frischer Yaourt ist für die Landes-Eingebornen ein wichtiger Nahrungs-Artikel, den auch die Europäer gar bald lieb gewinnen.

Es giebt keine andre Säure, die eine gleiche Art von Quark erzeugte: alles, was man nach vollendeter sauren Gährung versuchet hat, bewirkt Fäulniß. In Rußland setzen die Landleute ihre Milch in

Töpfen

Töpfen auf den Ofen, und lassen sie stehn, bis sie sauer wird; und diese brauchen sie dann in solchem Zustand als einen Nahrungs-Artikel, oder machen auch Käse daraus: aber sie hat keine von den Eigenschaften des Yaourt, ob sie gleich, in ihrer Neuheit, viel vom Geschmacke desselben hat. Vielleicht könnte frische Milch, wenn man sie mit saurer gerinnen ließe, und diese hernach wieder als Gährungs-Mittel brauchte, bei Fortsetzung dieses Verfahrens mit der Zeit die Eigenschaften des Yaourt annehmen, welcher in der Türkei nie ohne ein wenig alten Yaourt zu Stande gebracht wird.

Wie Yaourt zum ersten male gemacht worden sey, davon wissen weder Türken, noch Araber eine vernünftige Nachricht zu geben. Einige von ihnen erzählten mir, es wäre ein Engel gewesen, der es den Erzvater Abrahäm gelehret hätte; und andre sagten, ein Engel hätte der Hagar einen Topf voll davon gebracht, welches denn der erste Yaourt oder Leban gewesen wäre.

Es verdient Aufmerksamkeit, als ein überaus schmackhaftes Gericht, und noch obendrein als ein Medicament *).

*) Ein Problem für Chemiker!

C. A. W.

XI.

Erfahrungen und Anmerkungen vom Ulmbaum, seiner rechten Säung und Pflanzung, von Herrn J. C. Ackermann.

(Aus dem Hushällungs Journal.)

Alle kommen darin überein, der Ulmbaum müsse unter die prächtigsten und nützlichsten Laubhölzer gerechnet werden; dem ungeachtet findet man aber diesen Baum, der eine sehr schöne Krone hat, wenig. Man giebt zur Ursache an, daß der Ulmsaamen selten, oder nicht gehörig gedeihe. Im Auslande geschieht die Fortpflanzung meist durch Ableger, welches aber mißlich und mühsam ist.

Indem ich mich mit der Beförderung der Anpflanzung wilder und fruchttragender Bäume im Lande beschäftigte, fand ich auch das beste Verfahren, sich den Ulmbaum durch Saamen leicht zu verschaffen. Ich habe, dem Vorgeben mehrerer gerade entgegen, durch Versuche ausgemacht, daß der Ulmsaamen gegen die Mitte des Sommers, oder gegen den 23, 25 — 27 Junius reif ist. Gerade in diesen Tagen muß der Saame von solchen Bäumen, welche kernvollen Saamen haben, abgepflückt, und so bald dies geschehen ist, ohne zu trocknen, in ein vorher wohl bereitetes, aus loser, feiner Erde be-

stehen-

stehendes Beet, höchstens 1½ Zoll tief, gesäet werden.

Bei dieser Vorsicht, nämlich daß der Saame sogleich in die Erde kömmt, bleibt er frisch, und geht im nächsten Frühjahr nach Wunsch auf. So bald aber der Schnee geschmolzen ist, muß man ihn 8 — 14 Tage mit Tannenzweigen bedeckt halten. Dadurch verhindert man, daß er nicht zu früh heraus kommt, und den Nachtfrösten ausgesetzt ist. Auf diese Weise habe ich 1000 kleine Ulmen aufgebracht, und in 5 Jahren so hoch gezogen, daß sie 5 — 6 Ellen Höhe, einen geraden Stamm hatten, und also zu Alleen dienlich waren.

Im ersten Jahre wachsen sie auf dem Beet, worin sie gesäet worden, ¾ Elle hoch. Im folgenden Jahre werden sie in eine Baumschule verpflanzt, wo sie wenigstens 1 Elle wachsen; im 3ten Jahre schießen sie 2 Ellen auf; im 4ten gewinnen sie wieder 2 Ellen. Man hat solchergestalt beinahe 6 Ellen hohe Stämme. Im 5ten Jahre wächst die Krone auf dem Stamme. Hernach können sie nach Belieben verpflanzt werden.

Um aber in so kurzer Zeit solche große schöne Bäume zu erhalten, wird ein gutes wohl zubereitetes Erdreich erfordert. Schwarze, ¾ Elle tiefe Gartenerde ist wohl am besten; aber man kann auch sandigen Boden dazu nutzen, wenn er nur gut gedüngt ist.

Auf hoch gelegenen und hügelichten Stellen wächst und gedeiht der Ulmbaum recht gut, vorzüglich in einem feuchten Sommer. Auch an niedrig gelegenen Orten wachsen diese Bäume, nur müssen sie im Sommer trocken gehalten werden.

Es giebt vom Ulmbaum mehrere Varietäten, besonders in Amerika, wovon ich 8 Sorten versucht habe. Aber unsere Schwedische gemeine Ulme mit ihrem glatten Stamme, schöner Krone und breiten Blättern ist die beste, und leistet in aller Hinsicht den Nutzen, welcher sich von einem einheimischen Baume erwarten läßt.

G. M.

XII.

Stärke aus wilden Kastanien zu bereiten.

Aus den wilden Kastanien, die man so wenig achtet und nur hier und da versuchsweise zur Viehfütterung anwendet, läßt sich, so gut wie aus den Kartoffeln, eine sehr weiße und feine Stärke ziehen, die noch Vorzüge vor der Kartoffelstärke zu haben scheint. Der Prozeß dieser Stärkebereitung ist so ziemlich derselbe, wie bei der Benutzung der angeführten Erdfrucht zu diesem Behufe, und eigentlich folgender. Man befreiet die Kastanien von ihrer

äußern

äußern grünen Kapsel — denn frisch schicken sie sich am besten zu diesem Gebrauche — und eben so von der harten braunen Kernschale, auch sticht man den Keim, unter welchem sich die Rinde tief in die Substanz des Kernes hineinzieht, sorgfältig und rein aus, so daß nicht das kleinste Fleckchen braune Schale zurück bleibt. Hierauf bringt man diese geschälten und entkeimten Kastanien in eine Reibemühle, welche unter Wasser steht, und zerreibt sie da unter dem Wasser in einen feinen zarten Pulp oder Brei. Dieser Brei wird nun mehrere Male mit Wasser erst durch ein weites, hernach durch ein immer engeres Haarsieb ausgewaschen, und alles Grobe und Faserige davon abgesondert. Ist alle Stärke aus den faserigen Bestandtheilen herausgewaschen, dann übergießt man den erhaltenen Stärketeig mit einer vierfach größern Menge Wasser, rührt beides zusammen gut durch, und läßt diese ganz dünne Masse nochmals durch ein feines Nesseltuch oder durch Milchflor laufen, um zuletzt auch die feinsten Kleien, die noch zurückgeblieben seyn könnten, auszusondern.

Wenn sich nun die Stärke in dieser dünnen Flüssigkeit zu Boden gesetzt hat, was in Zeit von einigen Stunden erfolgt, wenn man die Masse ruhig stehen läßt, so läßt man das oben stehende Wasser, welches einigermaßen gefärbt seyn wird, vorsichtig ab, was am besten durch Seitenzapfenlöcher geschieht, gießt

auch

auch immer wieder frisches Wasser zu, und läßt es wieder ab, so lange bis dieses keine Farbe mehr annimmt — gewöhnlich ist die grüne Farbe, welche frische Kastanien dem Wasser mittheilen, und die gelbe, welche es von alten trockenen empfängt — bis alle färbenden Bestandtheile aus der Stärke ausgezogen sind, und diese ganz rein und weiß wie frischgefallener Schnee erscheint.

Diesen ganz reinen Stärketeig bringt man auf Tücher oder Löschpapier, um das noch beigemischte Wasser absickern zu lassen und abzusaugen, und dann trocknet man die erhaltenen Stärkekuchen im Schatten an warmer Luft, oder auch, wenn dieses zu langsam erfolgte oder nicht Zeit und Gelegenheit dazu da wäre, in der Nähe eines lebhaften Feuers. Bei der letzten schnellen Trocknungsart muß man sehr vorsichtig zu Werke gehen, die Stärke nicht zu sehr und nicht auf ein Mal erhitzen, muß sie auch beständig umrühren, daß sie gleichförmig ausdünsten kann, sonst erzeugt sich eine harte Haut, ein großer Theil des Wassers bleibt zurück und die Stärke wird hornig.

Je schneller der ganze Bereitungsprozeß vollführt wird, desto schöner fällt die Stärke; und besonders darf man die geschälten Kastanien nicht lange liegen und austrocknen lassen, weil die Absonderung der Stärke und die Ausziehung der färbenden Bestandtheile dann mehr Zeit und Mühe erfordert.

Diese

Diese Kastanienstärke empfiehlt sich besonders zu Kleister für Buchbinder, Täschner, Tapeziere ꝛc., theils weil sie sehr gut leimt, und nach der Trocknung eine große Härte und Festigkeit annimmt; theils weil sie von den Würmern, der beigemischten wesentlichen Bitterkeit wegen, verschont bleibt.

Buschendorf.

XIII.

Wasser durch Steigen zu filtriren.

Ich habe in der Türkei, sagt Herr Eton, *) eine Methode gesehen, Wasser durch's Aufsteigen zu filtriren, die bei weitem besser ist, als unsre Filtrir-Steine oder andre Filtrir-Arten durch's Fallen, wobei sich hin und wieder Stein-Theilchen, oder feiner Sand, einen Weg mit dem Wasser bahnen.

Die Türken graben zween Brunnen, fünf bis zehn Fuß tief, oder so tief sie wollen, in einer geringen Entfernung von einander, welche unten auf dem Boden eine Communication mit einander haben. Die Absonderung der beiden Brunnen muß von tüchtig geschlagenem Thon, oder sonst einer für Wasser undurchdringlichen Substanz seyn. Darauf werden

*) S. a Survey of the Turkish Empire, by *W. Eton* (London 1798), pag. 231 ss.

werden die beiden Brunnen mit Sand und Kies angefüllt. Die Oeffnung des einen, in den das durchzuseigende Wasser fließen soll, muß etwas höher seyn, als die Oeffnung des andern, in dem das Wasser empor steigen soll; und dieser darf nicht Sand bis ganz oben an den Rand bekommen, damit das durchgeseigte Wasser auch Raum bekommen, oder durch eine Röhre in ein dazu hingestelltes Gefäß rinnen könne. Je größer der Unterschied in der Höhe zwischen beiden Brunnen ist, desto geschwinder wird das Wasser filtriret; je geringer er aber ist, desto besser geräth die Filtrirung, so fern nur das durch eine hinlängliche Menge Wassers herbeigeschafft wird.

Es kann das in ein Faß, einen Zober, einen Krug, oder sonst ein Gefäß geschehen. Das Wasser kann durch eine Röhre, die am untern Ende einen Schwamm hat, in die Tiefe geleitet, oder es kann auch die Röhre mit grobem Sand angefüllt werden.

Es fällt in die Augen, daß alle die fremdartigen Theilchen, die ihrer Schwere wegen durch den Fall in den Filtrir-Brunnen hinein gerissen werden, bei diesem Filtriren durch's Aufsteigen nicht wieder mit dem Wasser herauf kommen können. Die Erfindung ließe sich mit wenigen Kosten auf Schiffen nutzen.

C. A. W.

XIV.

Türkische Caffee-Bereitung *).

Ein Paar Bemerkungen über die Manier der Türken, den Caffee aufs beste zu bereiten, werden den Liebhabern dieses Getränkes nicht unwillkommen seyn.

Soll der Caffee recht gut schmecken; so muß er entweder bis zu einem fast unfühlbaren Staub-Mehle zermahlen, oder er muß, wie es die Türken machen, mit einer schweren Rühr-Keule in einem eisernen Mörsel gestoßen seyn. Die Türken thun den Caffee zuerst trocken in den Caffee-Topf, und setzen ihn über ein sehr gelindes Feuer oder in heiße Asche, bis er warm wird, und einen lieblichen Geruch von sich dampft, wobei sie ihn zum öftern umschütteln. Alsdann gießen sie aus einem andern Topfe siedendes, oder noch lieber solches Wasser darauf, worinnen der Satz vom letztgemachten Caffee aufgekocht, und dann, um sich abzuklären, weggesetzt worden ist. Darauf halten sie ihren Caffee noch eine kleine Weile über dem Feuer, bis oben darauf ein weißer Schaum, wie Rahm entsteht; er darf aber nicht kochen, sondern nur gelind in

*) S. a Survey of the Turkish Empire (London 1798), pag. 236 f.

in die Höhe gehn. Hernach wird er zwei bis drei mal rückwärts und vorwärts aus einem Topf in den andern gegossen, und somit wird er bald klar; jedoch trinken ihn die Türken zum öftern ganz dick. Manche gießen einen Löffel voll kalt Wasser drauf, um ihn desto geschwinder klar zu machen; oder sie legen auch ein in kalt Wasser getunktes Tuch über den Topf.

C. A. W.

XV.

Fehler des Westindischen Caffee's, und Mittel, ihm abzuhelfen.

Die Ursache, warum unser Westindischer Caffee nicht so gut ist, als der Yemen- oder Levantische Caffee, sagt Herr Eton *), rührt davon her, daß ihn die Pflanzer dort, des Klimas wegen, nie so lange am Baume lassen, bis er recht reif ist, und hernach nimmt er vollends auf der See-Reise einen Geschmack von der üblen Luft im Schiffs-Raum an.

Diesem Uebel kann man in Italien ziemlich gut dadurch abhelfen, daß man den Caffee zween bis drei Monate lang an die Sonne legt. Im nördlichern Theile von Europa sollte man siedend Wasser drauf

*) S. 237 seines Survey of the Turkish Empire.

drauf gießen, und es stehn lassen, bis es sich abgekühlt hätte; alsdann müßte der Caffee mit anderm kalten Wasser gewaschen, und auf oder in einem Back-Ofen getreugt werden. So zubereitet, wird er ziemlich so gut seyn, wie der beste Levantische. Er muß dann in einer offnen, irdenen oder eisernen Pfanne geröstet werden; und je langsamer dieses geschieht, desto besser ist's. So oft er über dem Feuer knistert, muß er abgenommen werden. Die Türken rösten ihn häufig im Back-Ofen, während dieser noch heiß ist.

C. A. W.

XVI.

Persische Manier, Hefen zu erhalten.

Folgende Umstände, sagt Herr Eton *), können vielleicht einige Aufmerksamkeit um so mehr verdienen, je mehr man sich bisher in England und anderwärts nach Mitteln umgesehen hat, Hefen gut zu erhalten.

An der Küste von Persien ließ ich mein Brod nach Englischer Weise von gutem Weizen-Mehl, und mit den dort durchgehends bräuchlichen Hefen backen, welche folgender Maaßen bereitet werden:

Man

*) S. 237 seines Survey of the Turkish Empire.

Man nimmt ein klein Thee-Schälchen oder Wein-Glas voll gestoßner Erbsen-Hülsen, gießt ein Nöfel siedend Wasser drauf, und setzt dieß alles in einem Gefäße die Nacht über auf den Herd oder sonst an eine warme Stelle; des Morgens drauf wird ein Schaum drüber stehn, der sehr gute Hefen abgiebt.

In unserm kältern Klima wird die Masse, zumal zur Winters-Zeit, unfehlbar länger, wenn sie gähren soll, vielleicht vier und zwanzig, auch wohl zwei mal vier und zwanzig Stunden stehn müssen. — Die obgedachte Quantität verhalf mir jedes mal zu zwei so guten und locker gebackenen Weizen-Broden, als ich sie in London mit 1 Schilling bezahle.

C. A. W.

XVII.

Vermischte Nachrichten.

1) Ueber den Umlauf des Saftes in den Bäumen hat der Französische Bürger Coulomb vor einigen Jahren einige merkwürdige Versuche angestellt. Er ließ in der Mitte Aprils große Pappeln fällen, in denen der Saft schon zu steigen angefangen hatte und an deren Knospen sich bereits junge Blätter zeigten. Der eine Baum, der bis dicht an seinen Kern eingehauen war, ließ ein Geräusch von sich hören, welches dem aus einer Flüssigkeit in Menge her-

hervordringenden Luftbläschen ähnlich war. Dieses Geräusch, so wie das Hervordringen eines klaren Saftes fand aber nicht eher statt, als wenn die Bäume bis beinahe auf die Mitte eingehauen waren. Auch ließ er einige Pappeln von 12 bis 15 Zoll im Durchmesser drei Fuß über der Erde in horizontaler Richtung gegen den Kern anbohren. Bis auf eine Entfernung von 4 bis 5 Linien vom Mittelpunkte bemerkte man an der Schnecke des Bohrers kaum einige Feuchtigkeit. Aber so bald der Bohrer den Kern des Baums durchdrungen hatte, floß der Saft in großer Menge, mit vielen herausströmenden Luftblasen vermischt ab.

Dieses Geräusch fand bei ähnlichen Versuchen den ganzen Sommer hindurch statt, nahm aber doch immer mehr und mehr ab. Je mehr die Ausdünstung der Blätter durch die Sonnenhitze vermehrt wurde, desto beträchtlicher war es, verminderte sich aber merklich, so bald eine Wolke den Baum beschattete. Unmerklich war es zur Nachtzeit und an kalten oder feuchten Tagen.

Diesen Beobachtungen zufolge findet der Saftumlauf in den Bäumen nur in den Theilen, die in der Nachbarschaft des Kernkanals liegen, so wie in den unzählichen horizontalen Markröhren statt, an deren Enden sich Knospen bilden und entwickeln, und die auch immerfort eine Gemeinschaft mit dem Kern des Baumes unterhalten.

2) Der Herr Dir. Achard, im Berlin, macht gegenwärtig unter Aufsicht einer königl. Commission Versuche im Großen über den Zucker aus Runkelrüben. Es ist nicht zu zweifeln, daß das Publikum den Resultaten dieser Versuche mit großem Verlangen entgegen sieht, und zu wünschen, daß sie glücklich ausfallen mögen. Von mehreren Seiten, doch vorzüglich aus solchen Orten her, die durch den Handel des ausländischen Zuckers viel gewinnen, hat man große Zweifel wider den glücklichen Erfolg dieser Erfindung zu erregen gesucht, die, einige sogar lächerlich, alle aber von der Beschaffenheit sind, daß sie vor der Hand keiner Erwähnung verdienen. Zwar ist es, mir wenigstens, noch nicht unbezweifelt gewiß, daß man ohne Weingeist, auf einem einfachen Wege einen vollkommenen Zucker bereitet habe; aber daß es unmöglich sey, kann schlechterdings nie erwiesen werden.

3) Auch in Wien soll man die Entdeckung gemacht haben, aus dem in den Ungarischen Provinzen so häufig wachsenden Türkischen Weizen (Zea Mays) einen weißen Zucker, dem ausländischen gleich, zu bereiten. Der Saft von achtehalb Pfund Stengeln giebt beinahe 11 Loth Syrup.

4) Im Mecklenburgischen hat man, und wie ich glaube nach einem vom Erfinder verbesserten Model, die Peßlerische Dreschmaschine im Großen erbauet. Mehrere sachverständige Männer haben vielen damit angestellten Versuchen beigewohnt,

wohnt, und ihr Urtheil ist sehr rühmlich für den Herrn Pastor Peßler ausgefallen. Sie leistet nicht nur das versprochene, sondern es werden noch weit mehr Menschenhände erspart, als der Erfinder angegeben hatte. Auch hat neuerlich Se. Maj. der König von Preußen dem Herrn Past. Peßler nicht nur sein gnädigstes Wohlgefallen über seine Erfindungen in einem Schreiben zu erkennen gegeben, sondern ihm auch zu gleicher Zeit eine goldne Ehrenmünze übersendet.

XVIII.

Nachschrift des Herausgebers.

Die gegenwärtige Verlagshandlung der ökonomischen Hefte hat mit mir, als bisherigem Herausgeber, den die Redaktion dieser Zeitschrift betreffenden Contrakt freundschaftlich aufgehoben. Zu gleicher Zeit kann ich aber den Interessenten dieses periodischen Werks die Versicherung ertheilen, daß dadurch die künftige Herausgabe im mindesten nicht unterbrochen, sondern von einem andern Gelehrten zur Zufriedenheit der Theilnehmer geleitet werden wird. Allen meinen Freunden und Gönnern danke ich hiermit öffentlich für die mir bisher geschenkte Freundschaft, und bitte Sie auch künftighin in meinen anderweitigen Verhältnissen, um die Fortsetzung derselben.

Johann Christian Hoffmann,
Saimen-Inspektor zu Kötzschau und Teuditz.

Inhalt.

Inhalt.

I. Ein paar Worte über den Rübsaamenbau. Von J. F. A. Volborth. S. 289
II. Ueber das Düngen und Besäen der Felder. 299
III. Ueber die Anwendung der Grindwurz zur Färberei und zu anderm ökonomischen Nutzen. Von Schedel. 317
IV. Ueber den Branntwein. 325
V. Nachricht von dem Bau und der Nutzung der Kartoffeln in Lancaster. Aus dem Engl. Von C. A. W. 335
VI. Versuche mit der Roota-Baga, einer Schwedischen Rüben-Art. Von J. A. Anstruther. Aus dem Engl. Von C. A. W. 350
VII. Nutzen des Esparsette-Baues zum Futter für Kühe. 355
VIII. Vorzug der Kohl-Rüben und des Weiß-Krautes zum Winter-Futter für das Vieh. Aus dem Engl. Von C. A. W. 362
IX. Herrn Heinrich Harpers sonderbare Art, Kühe zu füttern. Aus dem Engl. 364
X. Yaourt oder saure Milch nach morgenländischer Art zu bereiten. 367
XI. Erfahrungen und Anmerkungen vom Ulmbaum, seiner rechten Säung und Pflanzung. Von J. C. Ackermann. 370
XII. Stärke aus wilden Kastanien zu bereiten. Von Buschendorf. 372
XIII. Wasser durch Steigen zu filtriren. 375
XIV. Türkische Caffee-Bereitung. 377
XV. Fehler des Westindischen Caffee's, und Mittel, ihm abzuhelfen. 378
XVI. Persische Manier, Hefen zu erhalten. 379
XVII. Vermischte Nachrichten. 380
XVIII. Nachricht des Herausgebers. 383

Intelligenz-Blatt

zum Monat April 1799.

Der 1. Theil der von mir angekündigten Forstrügen: Wer sich fühlt, dem gilts, ist erschienen, und so wohl bei mir als in Kommission in der von Kleefeld'schen Buchhandlung in Leipzig zu 1 Rthlr. zu haben. Um aber dieses Werk noch gemeinnüziger zu machen, habe ich mich entschlossen, ein Intelligenzblatt als Anhang beizufügen, welches den Preis der Schrift nicht erhöhen soll. Die Herausgeber neuer forstwissenschaftlicher Schriften werden daher ersucht, mir so bald als möglich Ankündigungen einzusenden. Die Inseratgebühren betragen nur 6 Pfennige von jeder Zeile. Auch sind noch: „Einige Worte an die Landstände Sachsens zu dem Landtag 1799" zu 10 Gr. und „Patriotische Winke eines Sachsen über das jezt übliche Holzstehlen" zu 3 Gr. von mir zu erhalten.

Zingst, bei Querfurth, am 9. Februar 1799.

Chrtst. Adolph Freiherr von Seckendorf.

Anzeige.

Den Freunden der Pflanzenkunde, welche sich nach einer langen Unterbrechung des Frühlings und seiner Kinder in Gärten und Feldern, freuen, glaube ich einen Dienst zu erweisen, wenn ich das in meinem Verlage nun vollendete Botanische Handbuch des Hrn. Prediger Koch mit Kupfern empfehle. In den vorzüglichsten kritischen Journalen ist der Werth und die Brauchbarkeit dieses Werks für den Gartenfreund, Apotheker, Oekonomen und Forstmann, so wie für jeden Liebhaber

haber der Botanik, anerkannt, und mit Recht versichert, daß es weder dem Anfänger, noch dem schon weiter gekommenen Dilettanten in der Pflanzenkunde als Handbuch zur Belehrung und als Taschenbuch zur leichteren Untersuchung der Blumen nicht fehlen dürfe. Der Preis ist für alle drei Theile 2 Rthlr. 20 Gr.

Magdeburg, am 14. März 1799.

G. Ch. Keil.

Inhalts-Anzeigen.

Der Monat Februar vom Allgemeinen litterarischen Anzeiger 1799, welcher aus 16 ordentlichen Nummern (No. 18 - 33) nebst IV Beilagen besteht, enthält: 3 Korrespondenz-Nachrichten aus Weimar und ungen. Orten. — J. C. Petri über die Errichtung einer Universität in Liefland. — Historisch litterarische Notiz von 8 den Kursächsischen Landtag betreffenden Schriften. — 44 Beantwortungen und Berichtigungen von Anfragen und Nachrichten im ALA. und Andern, von Kästner, Wedekind, Schmidt Phiseldeck, Schmid, Sommer, Bode, Vulpius, Eberhard, Meusel, Dietz, Carus, Fikenscher, Eck, Delius, Schlichtegroll, Kinderling, Hirsching, Matthiä, Engelhardt, Kordes u. Ungen. — 32 längere und kürzere vermischte Aufsätze, Bemerkungen, Anfragen, Nachrichten, Wünsche, Anzeigen, Rügen, Anekdoten, lateinische Gedichte, Vorschläge ꝛc. von Kinderling, von Senkenberg, Kiefhaber, Engelhardt, Siebenkees, Reinwald, Scheibel, Opitz u. Ungen — Die Beilagen enthalten 50 Nachrichten und Anzeigen von Gelehrten und Buchhändlern merkantilischen Inhalts.

Wöchentlich erscheinen vom ALA. 4 Nummern, ohne die Beilagen. Der aus 204 Nummern bestehende Jahrgang 1799 des ALA. kostet in wöchentlicher Lieferung 4 Rthlr. 12 Gr. Sächs. oder 8 Fl. 15 Kr. Rhein. oder 3 Laubthaler und monatlich brochirt 4 Rthlr. Sächs. oder 7 Fl. 15 Kr. Rhein. oder 2½ Laubthaler und 30 Kr. Außer an alle Buchhandlungen, wendet man sich für die königl. Preußischen Staaten an das königl. Preußische Grenz-Postamt in Halle. Für sämmtliche

Reichs-

Reichs-Posten hat die kaiserl. Reichs-Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition in Erfurt, und für die übrigen Postämter die kurfürstl. Sächs. Zeitungs-Expedition in Leipzig die Haupt-Versendung übernommen.

Der I. Band des ALA. oder der halbe Jahrgang 1796, aus 83 Bogen bestehend, kostet 1 Rthlr. 8 Gr. Der II. und III. Band, oder die Jahrgänge 1797 und 1798; jeder über 200 Bogen stark, jeder 4 Rthlr.

* * *

Das März-Stück 1799 des Journals für Fabrik, Manufaktur, Handlung und Mode, oder das 3. Stück des XVI. Bandes ist erschienen und enthält: I. Auflösung verschiedener wichtigen Aufgaben der höhern kaufmännischen Arithmetik. Von A. Wagner in Leipzig. II. Von dem mannigfachen Nutzen der Kanäle. Fortsetzung. Von Dr. U. J. Seetzen in Jever. III. Ein selbst webender Webestuhl. Von Buschendorf in Leipzig. IV. Vermischte Nachrichten. (12) Politische und andere Handelsvorfälle. (7) Gesetze und Verordnungen, die das handelnde Publikum betreffen. (5) Neue Entdeckungen und Erfindungen. V. Anzeige und Beschreibung neuer Fabrik-Manufaktur-Kunst-Handlungs- und Mode-Artikel. VI. Anzeige von (15) Häusern und Etablissements ꝛc.

Der XVI. und XVII. Band dieses Journals, oder der Jahrgang 1799, welcher aus 12 Monatsstücken mit 24 natürlichen Zeugmustern, 12 schwarzen und illuminirten Kupfern besteht, kostet in allen Buchhandlungen und auf allen Postämtern Teutschlands 5 Rthlr. Sächs. oder 9 Fl. Rhein. — Ein kompletes Exemplar, die Jahrgänge 1791 bis mit 1799, oder Band I bis mit XVII. enthaltend, kostet 37 Rthlr. 16 Gr.

* * *

Das Februar-Heft der Sächsischen Provinzialblätter 1799, oder des V. Bandes 2. Stück, ist erschienen und enthält: I. Etwas über eine den vielfältigsten Nutzen versprechende medicinische Karte von Sachsen. II. Ueber das in der Herrschaft Römhild geltende Recht. III. Verzeichniß aller Gebornen, Gestorbenen und neuen Ehepaare in der Stadt Jena vom Jahr 1574 bis

1797

1797. IV. Litteratur-Recensionen von a) Patriotischen Winken eines Sachsen über das jetzt übliche Holzstehlen. b) Wodurch könnte dem überhand nehmenden Futtermangel am leichtesten abgeholfen werden? c) Ueber eine neue Vertheilung der Steuerschocke in Kursachsen. d) Ueber den Holzmangel. e) Einige kurzgefaßte Bemerkungen über Holzwuchs und Holzfrevel. V. Historische Chronik. VI. Auszüge aus Briefen; aus Dresden. Auszug aus der Kursächs. Landtagsproposition 1799. Aus Frankenhausen. VII. Kaiser Karl V. zu Cahla. (Nach einer alten Chronik.) Vom Dr. Klebe in Cahla.

Der Jahrgang 1799 dieser Sächsischen Provinzialblätter, welcher aus 12 Monats-Stücken, jedes zu 6 Bogen, nebst Intelligenzblatt besteht, und in einem farbigen Umschlage geliefert wird, kostet 3 Rthlr. oder 5 Fl. 24 Kr. Ein kompletes Exemplar, die Jahrgänge 1797 bis mit 1799 in VI Bänden enthaltend, kostet 9 Rthlr.

* * *

Das vierte Bändchen der Erholungen (Preis 1 Rthlr.) ist so eben erschienen und enthält folgende Aufsätze:

I. Die Gefahren der falschen Delikatesse. Eine Geschichte. Vom Prof. Eberhard. II. Die Biene, der Goldkäfer und die Rose. Eine Fabel. Von Weisse. III. Der Rabe und die Dohle. Eine Fabel. Von Weisse. IV. Edugrds Bekehrung zum Ehestande und seine Wanderung auf Freiers Füßen mit seinem Vetter Jakob. Von August Mahlmann. V. Prolog bei der Wiedereröffnung des Breslauer Theaters. Von Manso. VI. Modebilder. Zweites Heft. Von Kretschmann. VII. Der Unzufriedene. Von Kretschmann. VIII. List um List, oder was ein Kuß nicht vermag! Von A. G. Eberhard. IX. Fabeln nach Krasicki. Von N. N. Die Ueberraschung, eine Familienscene. Von K. C. M. Müller. XI. Der Reisende. Fortsetzung. Von Bürde. XII. Vier Fabeln. Von Kretschmann. XIII. Gedichte von E. Bernard, geb. Gad; Lebrecht Möller; E. C. Eccard; und Ernst von Wedig.

Die Erholungen werden fortgesetzt, und das erste Bändchen für das Jahr 1799 wird nächstens erscheinen.

Leipzig. Roch und Weigel.

Oekonomische Hefte
für den
Stadt- und Landwirth.

Mai, 1799.

I.
Vorbericht.

Aus der am Ende des vorigen Stücks, S. 383, befindlichen Nachschrift haben die Leser bereits ersehen, daß diese Oekonomischen Hefte von gegenwärtigem Stück an unter der Leitung eines andern Redakteurs ununterbrochen fortgesetzt werden. Als solcher habe ich vor der Hand bloß zu bemerken, daß der zeither befolgte Plan, wie er im Jahrgange 1797, im 1. Stücke des 9. Bandes, S. 3 — 9, ausführlich abgedruckt ist, unverändert beibehalten wird. Die zeitherigen Herren Mitarbeiter werden ersucht, dieses nützliche Institut ferner mit ihren Beiträgen gefälligst zu unterstützen; besonders ergeht an alle praktische Oekonomen die wiederholte Bitte, ihre in der Landwirthschaft gemachten Erfahrungen einzusenden, damit solche zum allgemeinen Besten

durch den Druck verbreitet werden Es ist leider nur zu oft der Fall, daß der geschickteste Landwirth aus Mangel eines schriftmäßigen Vortrags abgeschreckt wird, seine Gedanken aufzusetzen, und daß so die interessantesten und nützlichsten Erfahrungen unbekannt und unbenutzt bleiben. Mit desto größerm Vergnügen hat man daher bemerkt, daß der im 9. Bande, S. 573, dieser Zeitschrift an praktische Oekonomen deßhalb gerichtete Wunsch nicht fruchtlos geblieben ist: mehrere haben schätzbare Beiträge eingeschickt, die bereits in einem schicklichen Gewande dem ökonomischen Publikum mitgetheilt worden sind. Sie werden hiermit aufs neue ersucht, in ihren patriotischen Bemühungen fortzufahren, und durch ihr Beispiel noch mehrere zu dieser rühmlichen Gemeinnützigkeit zu ermuntern. Ohne Rücksicht auf Stil und Einkleidung, wird alles, was nur in irgend einem Theile des weitläuftigen, bei uns noch lange nicht genug bearbeiteten Feldes der Landwirthschaft Aufklärung giebt, mit Dank angenommen und gehörig bearbeitet in diesen Heften bekannt gemacht werden. Ueberhaupt ist jeder zweckmäßige Beitrag willkommen, und wird von der Verlagshandlung nach Verlangen und getroffener Uebereinkunft honorirt.

Der Redakteur.

II.

Bemerkungen über Hrn. Hatzels Meinung vom Brand im Weitzen; im December-Stück 1798, S. 481 — 500.

Der Landwirth Hatzel setzt den in den Oekonomischen Heften (Bd. 8, S. 41 — 49, u. Bd. 9, S. 124 — 140, u. S. 419 — 440) angeführten Erfahrungen vom Brand im Weitzen und den angegebenen Mitteln dawider, S. 482, besonders dieses entgegen: „daß bei allen Schmierereien, die mit den Saatweitzen vorgenommen werden, doch immer Brand im Weitzen übrig bleibe. Daher falle bei anonymer Bekanntmachung dieser Mittel das Vertrauen weg, weil unter namenlosen Angaben oft Aberglaube oder eine schändliche Spekulation stecken.“ — Dieser Vorwurf kann aber wenigstens die bemerkten Aufsätze in den Oekonomischen Heften nicht treffen. Denn die daselbst aus der Erfahrung bemerkten Mittel dawider können nicht in das Gebiet des ökonomischen Aberglaubens gehören, und weil sie deutlich und bestimmt angegeben sind, so kann damit auch keine schändliche Spekulation beabsichtiget worden sein, wenn sich auch die Verfasser nicht alle namentlich zu erkennen gegeben haben. Ich habe über diesen Gegenstand bereits seit 36 Jahren Erfahrungen gesammelt und will sie nun hier

weiter unten mit meinem Namen und Aufenthaltsorte bekannt machen und so die angeführten Thatsachen bekräftigen. Wenn bei dem allen doch noch Brand im Weitzen bleibt, so sind diese Mittel entweder gar nicht, oder doch nicht recht angewendet worden.

Daß nach S. 485 der Brandstaub in das gesunde Weitzenkorn nicht eindringen und den werdenden Keim vergiften könne, gebe ich zu; auch kann nach physikalischen Gründen der rußartige Brandstaub, S. 486, als solcher nicht in die Pflanze unter dem Nahrungssafte aufsteigen. Er müßte erst zersetzt, in seine Bestandtheile zerlegt, und durch Wasser verdünnt zu einem Safte bereitet werden, wenn er den Wurzeln der Pflanze einsaugbar sein sollte. Durch diese Umwandlung würde seine Eigenschaft zerstört und er könnte also in dieser Hinsicht keine ansteckende Kraft äußern. — Oder sollte das zerstörende Wesen des Brandgiftes nicht auf die Blätter und Sprossen wirken, die sich uns in einen solchen fruchtbaren Wachsthume zeigen? Sollte der verderbliche Brandstaub so lange unwirksam bleiben und erst alsdann aufsteigen, wenn sich die Aehren bilden?

Die Meinung, daß auf solche Art der Brand im Weitzen von ausgesäeten brandigten Samen fortgepflanzt und vermehrt würde, wird jedoch auch nicht behauptet. Eben dieses wollte jener Verwalter,

ter, dessen im 9. Bde. S. 425 gedacht wird, damit widerlegen, daß er von Jahr zu Jahr brandigten Weitzen aussäete, wie er ihn geerntet hatte. Seine Absicht war, damit zu zeigen, daß in dem Brandstaube keine Kraft der Fortpflanzung enthalten sein könne, sondern daß dieses Uebel bei der Landwirthschaft, wie Hr. Hatzel ebenfalls annimmt, bloß von der Witterung abhange, die kein Mensch in seiner Gewalt habe. Ich bin nun im Stande, den Namen dieses Verwalters, des Besitzers des Ritterguts und Orts anzugeben, da sich seit der Zeit alles verändert hat und diejenigen nun ruhen, deren Namen ich nicht nennen konnte. Der damalige Verwalter hieß Ferdinand August Münden. Der Herr des Guts war der Kammerherr Rudolph Dietrich von Schnaberg, der aber selten auf dieses Gut kam und mit den Berichten seines Verwalters immer zufrieden war. Der Ort heißt Trebitz, drei Stunden von Wittenberg, in der so genannten Aue. Diese Probesaaten mit brandigtem Weitzen geschahen in den Jahren 1784 bis 1789. Jeder Bauer in einem Umkreise von etlichen Meilen weiß es noch, was dieser Verwalter für eine Thorheit begangen habe. Die Felder in dieser Aue sind mehrentheils Weitzenfelder, und der Weitzen wird jedes Mal in die Brache gesäet. Kalte und magere Aecker können nicht einmal dazu genommen werden, und kann also daher auch keine Ursache des Brandes entstehen. Herrschaftliche Fel-

der

der können noch überdieß, wie Jeder weiß, insgemein besser als die Felder der Bauern gedüngt werden, und das geschah auch hier bei dem starken Hordenschlage, den der Verwalter nicht nur von seiner eigenen Schäferei, sondern auch von den Schafen der Bauern machen konnte, weil diese die Servitut haben, daß sie den ganzen Sommer hindurch ihre Schafe des Nachts mit in die Horden der herrschaftlichen Schäferei treiben müssen. Der Weitzen auf den herrschaftlichen Feldern stand daher im Frühjahre weit besser und fetter, als der auf den dazwischen liegenden Bauernfeldern, er konnte noch eher und mehr, als dieser geschröpft werden; und dennoch zeigte sich mit Hervorschießung der Aehren in jedem Jahre mehr und zuletzt auf $\frac{6}{8}$ Brand. Vorausgesetzt, daß der Verwalter, wie er sich auszudrücken beliebte, darin vollkommen Recht hatte, daß Quark und Dreck nicht aufgehen und wachsen könne; so blieb doch noch der Fall übrig, daß in diesem Staube oder an den Weitzenkörnern selbst, die nicht gewaschen und eingebeitzt worden waren, Samen oder Eier von gewissen kleinen Insekten befindlich sein könnten, die sich hernach, wie unzählige andere Insekten, nicht eher entwickelten und dem Wachsthume der Weitzenkörner schädlich wurden, als bis die Aehren anfingen auszuschießen. Und wie könnte vorher an dem Stocke des Weitzens ein Nachtheil an dem Wachsthume desselben wahrzunehmen sein, wenn sie ihr die Weitzenkörner zerstörendes

Geschäft

Geschäft nicht eher anfingen, als bis derselbe zur Blüthe kommen sollte? Sehen wir es nicht an unzählichen andern kleinen Insekten, daß sie die Blüthen und Samenbehältnisse von außen angreifen und keinesweges in den Röhren und dem Safte mit in die Höhe steigen und auf solche Art den Samen verderben? Der sich hier von Jahr zu Jahr vermehrende Brand, so daß im 5. Jahre nicht zwei Achtel gute Samenkörner mehr in den Aehren anzutreffen waren, da der Same dazu weder gewaschen, noch eingebeitzt worden war, zeigt offenbar, daß die Ursache eines solchen Uebels in dem mit Brande behafteten Samen liege. Nur in so fern kann also die Witterung zur Verminderung oder Vermehrung des Brandes etwas beitragen, als dieselbe dem Fortkommen eines solchen Insekts nachtheilig oder günstig ist. Denn wie vielen Einfluß die Witterung auf die Erhaltung und Vermehrung der den Pflanzen verderblichen Insekten habe, erfahren wir alle Jahre an mancherlei Arten. Es war gar zu einleuchtend, da nur des Verwalters Felder von Jahr zu Jahr mit immer mehrerm Brande besamet wurden, die andern daneben liegenden aber davon befreiet blieben, daß die Ursache davon in dem nicht gereinigten Samen liegen mußte. Denn da hier noch die Landwirthschaft in Gemeinheiten getrieben wird, so liegen Herrschafts- und Bauernstücke unter und neben einander. Oft befindet sich ein Bauernstück zwischen zwei herrschaftlichen

lichen Breiten. Dennoch blieben diese vom Brande befreit, außer daß etwan von einem beim Säen herüber geworfenen Samenkorn an der Seite einzelne Brandähren zu sehen waren. So besorgt die Bauern waren, da sich der Verwalter durch keine Vorstellung von seiner Meinung abbringen ließ, daß sie das Uebel endlich auch treffen würde, so geschah es doch die ganzen 5 Jahre nicht, daß ihr Weitzen brandigt worden wäre, da sie in ihrer Aussaat desto sorgfältiger wurden. Wenn ihr Weitzen anfing gegen die Ernte gelblicht zu werden und sich mit den schweren Aehren zu neigen, so blieb jener bei seinen leichten Aehren mehrentheils gerade stehen, ward am Halme grau und endlich schwarz. Ob gleich der Herrschaft der begangene Fehler des Verwalters zeitig hinterbracht worden war, so hatte er doch wider diese gegebene Nachricht dreust behauptet, da sie die Sache nicht selbst in Augenschein nehmen konnte, daß dieses Uebel nicht nur seine, sondern auch der Bauern Felder durchgehends betroffen habe. Es erfolgte auch nicht eher eine Abänderung, als bei der Herbstsaat 1789, da ein anderer Verwalter angestelit wurde. Nun geschah das, was vom Anfang hätte geschehen sollen: es wurde anderer Saatweitzen gekauft, derselbe gehörig gewaschen und eingebeitzt — und der Brand war verschwunden. Seit dieser Zeit ist auch bis jetzt auf keinem Felde wieder Brand zu verspüren gewesen.

Da der Landmann jetzt überhaupt mehr Fleiß auf seine Oekonomie, als ehemals, verwendet, auch viele einsehen lernen, daß mit abergläubischen Mitteln nichts ausgerichtet ist; so sind sie in der Wahl und Zubereitung des Saatweitzens desto vorsichtiger, und wenn man ja noch einmal ein brandigtes Weitzenfeld antrifft, so lassen sich die Ursachen davon in der Nachläßigkeit des Besitzers leicht auffinden. Aber freilich trifft man auch in den besten Jahren noch zuweilen einzelne Brandähren an; denn wie sollte es möglich sein, wenn ein gewisses Insekt die Ursache davon ist, daß dasselbe ganz ausgerottet werden könnte, da in der Natur nichts ganz verloren gehen kann? Wenn aber der Saatweitzen alle Jahre gewaschen und dawider verwahrt wird; so kann dasselbe nie wieder so überhand nehmen, und es sind unstreitig richtige Erfahrungen, wenn behauptet wird, und wie auch ich behaupten kann, daß beim Gebrauche des blauen Vitriols und vorher des Kalks und Salzes nie im Weitzen Brand entsteht. Von meinen Feldern lagen in den Jahren 1784 — 1789 viele zwischen den herrschaftlichen. Es war unvermeidlich, daß nicht von dem herüber gesprungenen Samen hier und da an den Seiten eine Brandähre entstehen mußte. Dessen ungeachtet blieb mein Weitzen übrigens rein, und es hatte dieses, ob ich gleich davon säete, keine übeln Folgen, da ich den Samen sorgfältig waschen und einbeitzen ließ. Ich habe in 36 Jahren nie mit der Saat

geän-

geändert und immer reinen Weitzen behalten. Wenn aber, nach S. 493, der Brand im Weitzen bloß durch die Witterung bewirkt werden und der Ackerboden in so fern Einfluß darauf haben soll, als die nachtheilige Witterung nach den verschiedenen Beschaffenheiten desselben, bald eine größere, bald eine geringere Wirkung äußern könne; wenn kalte, sehr trockene und überhaupt rauhe Witterung zu der Zeit, wenn sich die Aehren bilden wollen, Brand verursachen sollten: so würde freilich nie ein sicheres Mittel dawider ausfündig gemacht werden können. Dann müßten aber auch ganz andere Resultate von den Erfahrungen des Brandes im Weitzen erfolgen. In hiesiger Gegend z. B. sind die Aecker zum Weitzenbau gleich gut und geschickt; in den ganzen Brachacker wird daher Weitzen als die erste Frucht gesäet. Sollte kalte und rauhe Witterung zu der Zeit, wenn sich die Aehren bilden wollen, die Ursache des Brandes werden; so müßte nach solcher Witterung auf jedem Stück Acker wenigstens etwas Brand zu finden sein. Dieses ist aber niemals der Fall, sondern neben dem brandigten befinden sich immer noch mehrere vom Brande ganz befreite Stücken, wie es alle Jahre an dem angeführten Beispiele der vernachlässigten herrschaftlichen Felder zu sehen war. Wie wäre es denn möglich gewesen, daß hier nachtheilige Witterung nur auf die herrschaftlichen und nicht auch auf die Felder der Bauern hätte Einfluß haben können, da sie neben und zwischen

schen einander liegen und auf dem einen wie auf dem andern frühe und spätze Aussaat anzutreffen war, und gleichwohl bloß die herrschaftlichen Brand hatten, worauf brandigter, ungewaschener und unbereiteter Same ausgestreuet worden war?

Die Gründe, die S. 494 ff. einen Beweis abgeben sollen, daß die Witterung den häufigen Brand verursache, sind es nur in so fern, als diese Witterung dem Fortkommen der Insekten überhaupt günstig ist.

1. Wenn es Jahre giebt (dergleichen mir aber nicht vorgekommen sind) wo allgemein viel Brand im Weitzen gefunden wird und man sich die Mühe geben wollte, darüber genau nachzuforschen: so würde man leicht finden, daß in solchen Jahren mehrere kleine Insekten als in andern in den Weitzenähren angetroffen würden und daraus natürlicher Weise einen andern Schluß, als auf die bloße Witterung machen müssen; so wie es bei vielen andern Samengewächsen der Fall ist, daß in manchen Jahren der meiste Same durch Insekten verderbt wird. Ich muß aber sagen, daß mir in 36 Jahren, da ich beständig meine Aufmerksamkeit auf die Entstehung des Brandes im Weitzen gerichtet habe, nie ein solches Jahr vorgekommen ist, wo allgemein viel Brand im Weitzen angetroffen worden wäre. Solche Jahre weiß ich wohl, worin hier und da einzelne Aehren davon, auch bei den besten

besten Hauswirthen angetroffen wurden, nie aber durchgängig viele. Und dieses ist doch wohl mehr Beweis, daß das noch übrige Insekt, welches sich nie ganz verliert, durch ihm vortheilhafte Witterung, besondere Nahrung und Fortkommen gefunden habe, als daß es kalte und rauhe Witterung an und für sich sein sollte. Es läßt sich auch noch eine andere, bei der Landwirthschaft sehr gewöhnliche Ursache davon angeben. Wenn z. B. einige Jahre hinter einander kein großer Wasserschaden ist; so wird der Landmann in der Erhaltung der Gräben und der Dämme nachläßig. Wenn er viele Jahre vom Brand im Weitzen verschont geblieben ist, so vernachläßigt er die Zubereitung des Samens, und dann kann es allerdings geschehen, daß diese Nachläßigkeit damit bestraft wird, daß sich in einem Jahre wieder hier und da Brand sehen läßt. Dieses macht aufs neue aufmerksam darauf.

2. Frühe und späte Aussaat machte in dem angeführten Beispiele keinen Unterschied. Des Verwalters frühe und späte Saat waren beide voller Brand. Die der Bauern, sie mochte frühe oder späte sein, war davon befreit. Wie sollte also hier günstige oder ungünstige Witterung die Ursache davon gewesen sein?

3. Daß an einem und demselben Weitzenstocke brandigte und gute Aehren, an einer und derselben Aehre brandigte und gute Körner gefunden werden,

ist

ist doch wohl eher ein offenbarer Beweis, daß ein Insekt der Zerstörer der Körner, als daß es bloß durch kalte und rauhe Witterung beim Aufschießen der Aehre verursacht worden sei? Denn wie sollte die kälte und rauhe Witterung nur auf einige Aehren am Stocke, oder nur auf einige Körner in der Aehre solchen nachtheiligen Einfluß haben können?

4. Daß der Weitzen auf sehr trockenem, magerm und rauhem Ackerboden öfter und in größerer Menge brandigt werde, davon mangelt mir die Erfahrung, weil wir keine solchen Aecker haben. Daß aber auch oft der Fall eintrete, daß auf guten Feldern außerordentlich fruchtbar heran gewachsener Weitzen ganz und gar brandigt werde, wird nur alsdann geschehen, wenn brandigter Same ausgesäet worden ist. Wenn es auch in manchen Jahren heißt, daß viel Brand im Weitzen angetroffen werde, so wird damit immer nur so viel angezeigt, daß dieses nur die Felder Einiger, nie aber die ganze Weitzenflur betroffen habe; und so wird man die Sache alle Mal bei genauer Untersuchung finden, daß auf manchen Feldstücken keine Brandähre aufzufinden ist, wenn sie auch auf andern daneben liegenden desto häufiger sind. Und eben diese Verschiedenheit in Ansehung des Brandes im Weitzen auf gleich guten Aeckern ist doch wohl Beweis genug, daß die Ursache davon nicht in der bloßen Witterung, sondern in einem andern Umstande liegen müsse? Wie der genannte

Verwal-

Verwalter brandigten Samen aussäete, so vermehrte sich von Jahr zu Jahr auf seinen Feldern der Brand, die Witterung mochte kalt oder warm, trocken oder naß, der Weitzen im Frühjahre fett oder mager heran gewachsen sein; und doch waren die Aecker der Bauern davon befreit. Auch machte das keinen Unterschied, daß viele Breiten vom Hordenschlage mit Schafdünger, viele aber nur mit anderm aus dem Viehhofe gedüngt waren, als daß auf dem erstern der Weitzen viel fetter heran wuchs und mehrentheils zwei Mal geschröpft werden mußte, aber deßwegen nicht mehr oder weniger Brand als der übrige hatte.

Alle die mannigfaltigen Verschiedenheiten bei brandigtem Weitzen, nach S. 498, lassen sich auf keine andere Weise erklären, als daß ein gewisses Insekt der Zerstörer des Weitzenkorns ist, wenn es sich entwickelt, und das der Same oder die Eier desselben häufig in dem brandigten Weitzen befindlich sind, wenn der Same nicht vorher durch schickliche Mittel davon gereiniget wird. Daraus ist alles begreiflich, es stimmt mit andern Erscheinungen in der Natur überein und keine Erfahrung spricht dagegen.

Sollte die Witterung die einzige Ursache sein, so gäbe es in That, nach S. 499, kein Mittel wider den Brand. Denn wenn man darüber noch so zweckmäßige Beobachtungen anstellte und noch so

viele

viele Erfahrungen sammelte; so würden am Ende doch keine andern Resultate herauszubringen sein, als daß es zwar keine Mittel gäbe, den Brand gänzlich zu verhüten, daß es aber doch der Sorgfalt eines Landwirths möglich sei, dem Schaden, der aus erbautem Brande erwachsen könne, einiger Maßen vorzubeugen.

Wenn wir aber schon solche Mittel in Händen haben, wenn aufmerksame Landwirthe, die fern vom Aberglauben, Geheimnißkrämerei und noch mehr vom schändlichen Gewinn sind, aus richtigen Erfahrungen von langen Jahren versichern, (vgl. Oekon. Hefte, 10. Bd. S. 147 ff. u. S. 306 ff.) daß alter ein Jahr liegen gebliebener und ausgetrockneter Weitzen nie Brand habe, auch die Aussaat des neuen Weitzens durch richtige Anwendung des Cyprischen Vitriols davor bewahrt bleiben könne; sollte es nicht besser sein, diese Mittel erst zu versuchen, als in der vorgefaßten Meinung, die Witterung sei bloß Schuld daran, neue Beobachtungen darüber anzustellen?

Ein guter Landwirth muß, S. 500, zu dem Weitzenbau nur taugliches Land wählen und den Samen zur Aussaat so zubereiten, wie nach bekannten Erfahrungen der Brand im Weitzen verhütet werden soll. Ich bin immer noch der guten Hoffnung, daß bei den Fortschritten, die man täglich in

der

der Naturgeschichte macht, endlich auch die wahre Ursache dieses Uebels entdeckt werden wird, und glaube, daß dieselbe weder in unreifen Körnern, noch in der Witterung, sondern in einem Insekte, wie bei andern Gewächsen, zu suchen sei, dessen Samen in dem Brandstaube oder an den Weitzenkörnern selbst angekittet ist. Denjenigen, die bisher schon manche Irrthümer in der Naturgeschichte durch gute Vergrößerungsgläser gehoben haben, wird auch dieses noch gelingen. Dann müssen neben der Erfahrung auch die gemachten Entdeckungen einen vollkommenen Ueberzeugungsgrund abgeben: daß durch scharfe Einbeitzung des Samens, die Eier von dem schädlichen Insekte zerstört werden, oder wenn der Same ein Jahr lang auf dem Boden liegt, dieselben austrocknen und zur weitern Entwickelung untüchtig werden.

Jeder Landwirth baue auf den bisherigen nicht namenlos angegebenen Erfahrungen fort, wende mit aller Sorgfalt die angegebenen Mittel an, und theile alsdann seine erlangten Resultate mit. Ich läugne gar nicht, daß in solchen Gegenden, wo der Landmann noch mit vielem Aberglauben verdüstert ist, sehr viele unnütze Arten von Schmierereien mit dem Saatweitzen vorgenommen werden mögen. Ich läugne auch nicht, daß Manche, wenn sie auch in der Erfahrung gegründete Mittel anwenden wollen, noch Fehler dabei begehen und also immer

einigen Brand im Weitzen behalten können, wenn z. B. untauglicher Vitriol dazu genommen wird. Ein verständiger Landwirth wird sich aber dadurch nicht irre machen lassen, sondern solche Versuche und Beobachtungen anstellen, aus welchen er befriedigende Resultate erwarten kann. Hr. Hatzel wird mir die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß nur Liebe zur Wahrheit und damit meine gemachten Erfahrungen nicht unter die namenlosen gezählt werden möchten, denen Glaube und Treue mangeln, zu diesen Bemerkungen Anlaß gegeben habe. Liebe zur Wahrheit muß auch ihn antreiben, die angegebenen Mittel nach der genauen Vorschrift zu versuchen und den Erfolg davon mitzutheilen.

Trebitz, den 12. Februar 1799.

M. Spitzner.

III.

Wird der Brand im Weitzen durch Ansteckung des Samens fortgepflanzt, und ist das Einkalken ein sicheres Mittel dagegen?

Viele neuere und denkende Landwirthe erklären jetzt das Einkalken des Weitzens zur Zerstörung des Brandes für unnütz und zweckwidrig; auch behaupten sie, daß der Brand sich keinesweges durch

Ansteckung fortpflanze. So sagt z. B. Hr. Albrecht Thaer in seiner Einleitung in die Englische Landwirthschaft u. s. w. S. 449: „denn sie (nämlich die Ursachen zur Entstehung des Brandes) liegen auch nicht in der Ansteckung des Samens, indem Versuche gezeigt haben, daß eine ganz mit Brand und Roststaub überzogene Aussaat, lauter gesunde Aehren gebracht hat.“ Indessen beweist der Versuch, welchen ich damit gemacht habe, gerade das Gegentheil von jener Behauptung, daher ich ihn hier mittheilen will.

In einem sehr tragbaren Boden machte ich 5 gleich große Beete, welche ich auf folgende Art mit Weitzen besäete.

1. Beet: Brandiger Weitzen (uneingekalkt).

2. Beet: Von dem nämlichen brandigen Weitzen, nur daß ich ihn mit heißem Wasser und Kalk, so wie es in den Oekonom. Heften, Jahrg. 1794, Bd. 2, Heft 4, S. 26 ff. empfohlen wurde, eingekalkt hatte.

3. Beet: Wieder von dem nämlichen brandigen Weitzen, aber mit Kalk, Asche, Salz und Urin eingekalkt.

4. Beet: Ganz reinen guten Weitzen, in welchem man keinen Brandstaub bemerkte — (uneingekalkt).

5. Beet: Mit dem nämlichen Weitzen besäet, womit das 4. Beet besäet war, nur wurde er etliche

Mal

Mal in das Gefäß geschüttet, worin der brandige Weitzen gelegen hatte.

Diese Arbeit wurde in einem Tage vollendet; in Rücksicht des Bodens, der Bearbeitung und Düngung desselben, waren sich die Beete völlig gleich. Bei der Ernte bemerkte ich folgendes:

Auf dem 1. Beete war beinahe die Hälfte Brand.
— — 2. — nur 3 Aehren.
— — 3. — einige mehr wie im 2.
— — 4. — gar keine brandigen Aehren.
— — 5. — mehr als der 8. Theil Brand.

Es war also offenbar, daß das Einkalken viel zur Zerstörung des Brandes beigetragen hatte, besonders das Einkalken mit heißem Wasser und Kalk; denn in dem nicht eingekalkten brandigen Weitzen fand ich beinahe die Hälfte Brand, hingegen in dem 2. und 3. Beete nur einzelne Aehren: welch ein Unterschied! Auch kann ich keine andere Ursache zur Entstehung des Brandes im 5. Beete finden, als die der Ansteckung. Ich glaube indessen recht gern, daß man wohl bisweilen brandigen Weitzen gesäet haben mag, ohne wieder dergleichen zu erhalten; aber wurde da nicht vielleicht der Brand durch eine demselben nachtheilige Witterung, oder eine andere Ursache zerstört? Ein Beweis, daß der Brand sehr leicht durch Ansteckung fortgepflanzt werden müsse, ist schon dieses daß derjenige Landwirth, welcher einmal von jenem Uebel heimgesucht wird, dasselbe

immer nur mit vieler Mühe wieder vertilgen kann. Ich kenne einen Landwirth, der mehrere Jahre hinter einander Brand im Weitzen erhielt, und um sich davon zu befreien, fremden guten Samen kaufte; doch ward, troz des sorgfältigsten Einkalkens, auch dieser wieder brandig. Vielleicht gab hier zur Entstehung des Brandes der Mist, welcher von dem im vorigen Jahre geernteten brandigen Weitzenstrohe gemacht und noch nicht gehörig verfault war, Anlaß dazu. So versicherten mich auch einige Bauern, mit welchen ich über diesen Gegenstand sprach, daß man den Samenweitzen nie mit einem alten schon abgenutzten Besen, sondern stets mit einem neuen kehren müsse, widrigenfalls man Brand bekäme. Ich fragte nach der Ursache davon, allein diese kannten sie nicht, und meinten, ihre Väter und Großväter hätten ihnen dieß schon gerathen. Ich lachte Anfangs darüber, aber jezt, da ich es aus Erfahrung weiß, wie ansteckend der Brand ist, lasse ich jenen alten Vätern alle Gerechtigkeit wiederfahren. Denn jene Behauptung ist gewiß in so fern wahr, daß man nie einen Besen zum Kehren des Samens nehmen muß, welcher schon diese Dienste beim brandigen Weitzen verrichtet hat.

Ist das Einkalken ein sicheres Präservativ-Mittel wider den Brand? Ich glaube nur in so fern, als es der Entstehung des Brandes durch Ansteckung des Samens vorbeugt. In den Fällen, wo der Brand durch die zu späte Aussaat, aus

Mangel

Mangel des Zuflusses von Nahrungsstoffen, oder aus andern uns noch unbekannten Ursachen entspringt, kann das Einkalken nichts fruchten. Denn die Erfahrung hat mich gelehrt, daß bei dem sorgfältigsten Einkalken des Weitzens, dennoch Brand entstand; wenn man denselben in 3jährigen Dünger und zwar spät säete; eben so bemerkte ich auch sehr oft auf den sogenannten Vorenden oder Vorgewenden Brand, und auf dem übrigen Acker keinen. Man hatte nämlich da etwas tiefer als gewöhnlich bei der Saatfurche gepflügt, und so viele wilde Erde mit hervor gebracht, welche die für die Pflanzen nöthigen Nahrungsstoffe noch nicht in der gehörigen Quantität enthielt.

Diejenigen also, welche das Einkalken für ein ganz untrügliches Mittel wider den Brand, und zugleich auch als ein Beförderungsmittel des bessern Wachsthums des Weitzens anpreisen, irren sich sehr: denn wie ich eben gezeigt habe, bei dem besten Einkalken entstand dennoch Brand, und nie habe ich auch einen Unterschied bei dem eingekalkten und nicht eingekalkten in Rücksicht des besseren Ertrages finden können.

Der von mir angezeigte Versuch widerlegt aber auch diejenigen, welche dem Weitzeneinkalken allen Nutzen absprechen, und es ist immer sehr rathsam, den Weitzen einzukalken, indem man dadurch vor der Entstehung des Brandes durch den Samen gesichert ist, und also wenigstens von dieser Seite von einem so gefährlichen Feinde nichts zu befürchen hat.

Uebri-

Uebrigens bin ich überzeugt, daß man beim Einkalken keine so scharfen Mittel, wie Vitriol, Alaun, Salz und dgl. m. anzuwenden nöthig hat; dieselben sind bisweilen nicht allein schädlich, sondern auch kostspielig, und jener Endzweck kann weit besser durch tüchtiges Abwaschen mit Kalk und heißem Wasser erreicht werden. Man muß den Weitzen in ein Gefäß thun, und so viel Wasser darauf gießen, daß dasselbe eine Hand breit über dem Weitzen steht.

Man besorge nicht, durch das heiße Wasser den Keim des Getreides zu vernichten; es schadet auf keinen Fall, so bald es nur bloß so heiß ist, daß man den Finger darin leiden kann. Ich goß kochend heißes Wasser auf 9 Körner Weitzen und doch gingen sie alle bis auf 3, welche dadurch Schaden gelitten hatten, auf.

Pflanzt sich der Brand auch noch im alten brandigen Weitzen fort? Ich glaube nicht! Denn die Erfahrung bestätigt es, daß diejenigen, welche alten Weitzen zum Säen nehmen, sehr selten Brand darin erhalten; auch wird gewöhnlich der alte Weitzen, und das mit Recht, nicht eingekalkt.

Krosigk bei Halle.

W. Albert, Oekonom.

IV. Noch

IV.

Noch etwas über den Brand im Weitzen.

Als ich mich entschloß, meinen im 2. Stück des 10. Bandes der Oekonom. Hefte, S. 147 — 154, eingerückten Aufsatz über die Entstehung des Brandes im Weitzen öffentlich bekannt zu machen, war es nicht mein Endzweck irgend Jemanden, der andere dienliche Mittel, dieses Uebel zu verhüten, in Vorschlag gebracht hatte, zu widersprechen, sondern ich hielt mich bloß verpflichtet, zum Wohl des Allgemeinen dasjenige hierüber öffentlich anzuzeigen, was ich durch eine etliche zwanzigjährige Erfahrung erprobt befunden hatte.

Wenn aber im December-Stück des Jahrg. 1798, S. 487, diese meine Erfahrung von Hrn. Hatzel geradezu für grundlos erklärt wird; so kann ich nicht umhin, einige Worte zu meiner Vertheidigung zu sagen, um nicht vom Publikum als ein wirklich grundloser Schwätzer beurtheilt zu werden. Da aber die bloße Behauptung, daß meine Erfahrungen erprobte Wahrheiten seien, meiner Sache kein Gewicht geben und ich nicht mein eigener Zeuge sein kann, ob ich gleich nicht einsehe, was einen rechtlichen Mann bewegen könnte, das Publikum mit grundlosem Geschwätz irre zu führen; so will

ich

ich mit wenigem die Gültigkeit der Gründe zu erproben suchen, welche den Verfasser jenes Aufsatzes verleitet haben, dieses voreilige Urtheil zu fällen.

Er behauptet S. 487: „daß Körner, die einen Keim zu treiben im Stande sind, gewiß die erforderliche Reife erlangt haben, hingegen unreife Körner niemals keimen werden.“ Von dem Ungrunde dieser Behauptung kann sich ein Jeder leicht überzeugen, der sich die Mühe nehmen will, einige noch unreife Körner, es sei von welchem Getreide es wolle, in ein Gefäß mit Erde, oder auch nur in ein nasses Tuch einzuschlagen, da sich denn zeigen wird, daß so wohl Gras- als Wurzelkeim hervor kommen wird. Daß aber unreife Samenkörner nicht nur bloß keimen, sondern auch dem Anscheine nach die schönsten, lebhaftesten Pflanzen, und Stroh in Menge, aber wenig Korn bei der Ernte geben, davon hat mich leider auch die Erfahrung belehret.

Im Jahr 1785, als ich das königl. Preußische Domänen-Amt Coronowo in General-Pacht hatte, fiel am 5. August ein so starker Hagelschlag, der alles Winter- und Sommergetreide auf den Feldern, die er traf, vernichtete. Es war dieses ein kaltes, nasses Jahr, und die Roggenernte konnte in den vom Hagel unbeschädigten Feldern nur erst zur Noth am 15. August und später angefangen werden. Das am 5. August vom Hagel ausgeschlagene Getreide war also gewiß noch nicht reif, da das unbeschädigte

bis

bis zum 15. August nur nothreif wurde und der Landmann alsdann erst aus bloßem Mangel an erforderlichem Brotgetreide mit der Ernte den Anfang machte; auch kann ich mich auf das Zeugniß aller derjenigen, welche dieses Unglück mit betraf, berufen, daß die durch den Hagel ausgeschlagenen Körner noch so weich waren, daß man sie leicht mit den Fingern zerdrücken konnte und daß sie noch einen milchartigen Saft hatten. Theils aus Mangel des erforderlichen Saatroggens, theils auch, um den vom Hagel ausgeschlagenen Roggen zu nutzen und um eine Probe zu machen, ließ ich so wohl, als verschiedene meiner Nachbarn, einen Theil des vom Hagel ausgeschlagenen Roggenfeldes einige Tage nachher umpflügen, abeggen und so bestellt liegen. Das Aufgehen dieses Roggens erfolgte sehr geschwind, und er wuchs dergestalt geil fort, daß er zum öftern abgehütet werden mußte, damit er sich nicht überwachsen möchte und er gab alle Hoffnung zur reichlichen Ernte. Wie es aber wirklich dahin kam, so erntete man häufiges, recht dickhalmiges Stroh, aber wenig Körner, denn er war größten Theils taub, welches der Witterung nicht Schuld gegeben werden konnte, denn der in der Nähe und auf gleichen Feldern, von reifem Samen erbaute, war dieses Jahr überaus körnig. Das Abhüten kann auch wohl hierzu nichts beigetragen haben, da es bei dem starken Boden in dortiger Gegend sehr oft der Fall ist, daß man frühe Saaten, die, zumal bei gut

gedüng:

gedüngtem Boden, bei fruchtbarem Herbstwetter zu geil empor schießen, abhüten läßt, ohne daß bei der folgenden Ernte dadurch der nämliche Nachtheil entsteht. Sollte man hier nicht auch auf die Vermuthung kommen, daß der Grund dieser Taubheit an den unreifen Samenkörnern gelegen, die gleichwohl keimten, Pflanzen und Aehren trieben?

Der Verf. des berührten Aufsatzes behauptet S. 489 auch selbst gerade das Gegentheil von seiner ersten Behauptung, indem er sagt: „der Weitzen, der sich so gewöhnlich unter dem Roggen befindet, ist niemals gehörig reif, wenn dieser geerntet wird, und dennoch pflanzt er sich, gegen den Willen der Landleute unter demselben fort.“ Er sagt zwar kurz vorher: daß die noch nicht gehörig reifen Körner in der Aehre vollends zur Reife kommen; aber daß dieses nicht immer der Fall sein kann, werde ich im Nachstehenden beweisen. Ich kann zwar eben so wenig, wie der Verf., einsehen, wie es zugehet, daß der Keim eines unreifen Korns erst bei der Bildung der Körner seine Schwäche äußert, denn dieses ist eine physikalische Untersuchung, der ich nicht gewachsen bin, aber daß es wirklich so ist, glaube ich durch die Erfahrung belehret zu sein, und nur diese habe ich dem Publikum mittheilen wollen. Ich habe sogar bemerkt, daß diejenigen Pflanzen, welche bei Bildung der Körner Brand hervor bringen, im Anfange, auch bis sie zum Schossen kom-

kommen, dem Anscheine nach eher geil und kraftvoll sich zeigen, als schwach, und dennoch keine Körner, sondern nur Brand bilden. So wenig ich aber auch der Natur in ihren geheimen Wirkungen nachzuspüren im Stande bin, so finde ich doch auch hierin eben keinen geraden Widerspruch, wenn ich voraussetze, daß ein jedes Samenkorn seine erste Nahrung, wenigstens bis die Wurzel ihm eine andere zuführet, aus sich selbst nimmt. Ist nun das Samenkorn, wie es bei einem frischen unreifen der Fall ist, noch sehr saftreich, so findet ja der Keim natürlich reichliche Nahrung und kann eine frische Pflanze hervor bringen, die aber dennoch, wenn sie zu höherer Reife kommt, zum Samenzeugen untauglich ist. Sollte aber die Natur im Pflanzenreiche gleiche Wirkungen aus gleichen Ursachen hervor bringen, wie im Thierreiche, so würde auch die Behauptung keiner offenbaren Unmöglichkeit unterworfen sein, daß ein unreifes oder ungesundes Samenkorn nicht vermögend wäre, gesunde Körner zu zeugen oder hervor zu bringen, da man fast unbezweifelt annimmt, daß von schwächlichen und ungesunden Aeltern auch nur schwache und ungesunde Kinder gezeugt werden können, und daß gewisse Krankheiten von Aeltern auf Kinder fortgepflanzt werden, die sich aber nicht sogleich in der Jugend bei den Kindern äußern, sondern erst bei reiferem Alter sich offenbaren. Man verzeihe, wenn ich mich hier zu weit gewagt, und wenn mein Gleichniß, wie das Sprichwort sagt, hinkend ist.

So

So viel wider das Nichtkeimen der unreifen Samenkörner. Wenn der Verf. des obberührten Aufsatzes S. 498 auch meine Behauptung: daß man im Vorsprunge die meisten unreifen Körner erhalte, aus den Gründen für unrichtig erklärt, weil diese mehr eintrocknen, runzlich und leichter werden und folglich nicht über die reifen Körner wegspringen; so würde dieses wohl seine Richtigkeit haben, wenn der Weitzen lange im Stroh liegen könnte und die unreifen, saftvollen Körner Zeit hätten zum Eintrocknen und Runzlichwerden. Aber dieses ist selten der Fall. Denn zu geschweigen, daß man den frisch eingebrachten Weitzen nicht lange genug im Stroh liegen lassen kann, sondern mit dem Dreschen wegen der heran nahenden Saatzeit bald anfangen muß, zumal wenn die Aussaat beträchtlich ist: so verhindert auch das allem Getreide natürliche Schwitzen schon die so geschwinde Austrocknung der unreifen, saftvollen Körner, und da sie folglich ihre natürliche Schwere behalten, so springen sie auch beim Wurfen des Getreides größten Theils über die reifen und leichtern vor.

Der Behauptung des Verf. S. 493: daß der Brand im Weitzen lediglich durch die Witterung bewirkt werde ꝛc. will ich nicht geradezu widersprechen, obgleich meine Erfahrung gelehrt hat, daß man die Witterung nicht für die einzige Ursache angeben kann. Denn da ich beständig Samen, der ein

Jahr

Jahr über gelegen hatte, zur Saat genommen und dennoch keinen Brand in dem meinigen hatte, wenn meine Nachbaren, die frischen Samen gebraucht hatten, auf den nämlichen Feldern und gleichem Boden, in dem ihrigen damit heimgesucht wurden; so sollte man kaum die Witterung als die einzige Ursache ansehen können.

Das S. 495 angeführte Beispiel, daß auf einem Weitzenstocke brandige und gute Aehren angetroffen werden, beweiset gleichfalls keinesweges die Grundlosigkeit meiner Vermuthung, daß der Brand, meiner Erfahrung gemäß, aus den unreifen Samenkörnern entstehe, sondern kann sehr natürlich zugehen. Es ist wohl nicht zu läugnen, daß beim Säen 2 Samenkörner so dicht an einander zu liegen kommen, daß sie beim Aufgehen als eine Pflanze erscheinen, und daß sie in der Folge auch gleichsam in eine Staude verwachsen. Nun kann es sich wohl ereignen, daß eben ein unreifes und ein reifes Samenkorn zusammen getroffen haben, und daß diese Pflanzen so in einander verwachsen sind, daß sie einem einzigen Stock ähnlich geworden und daß folglich das unreife Korn die brandigen, das reife aber die guten Aehren hervorgebracht hat. Ob diese genaue Vermischung und das in einander Wachsen beider Pflanzen aber auch die Folge hervor bringen könne, daß in einer und derselben Aehre gute Körner und Brand zugleich entstehen, wird eben so

wenig

wenig geradehin zu behaupten als gänzlich abzuläugnen sein, da die geheimen, und oft sehr wunderbaren Gänge der Natur unsern Augen zu verdeckt liegen, als daß wir sie, auch bei der genauesten Beobachtung, belauschen könnten. Indeß glaube ich, daß die angeführten Fälle auch nur selten vorkommen, wenigstens der, daß in einer und derselben Aehre gute Körner und Brand zugleich befindlich sind.

Doch genug hiervon, da mein Endzweck bloß dahin geht, mich von dem Verdachte grundloser und unrichtigen Behauptungen zu befreien, zumal ich in meinem, im 2. Stück des 10. Bandes eingerückten Aufsatze meine Erfahrungen nicht als das einzige untrügliche Mittel wider den Brand ausgegeben habe. Es steht ja einem Jeden frei, meine oder Anderer Vorschläge zu versuchen, und ich kann bloß einem Jeden, der die meinigen befolget, mit gutem Gewissen, und als ein Feind von allem grundlosen Geschwätz, die Versicherung geben, daß ihm gewiß kein Nachtheil daraus erwachsen wird.

Danzig, den 14. Febr. 1799.

Kummer, Kriegsrath.

V. Von.

V.

Von der ländlichen Industrie, deren Beförderung und Leitung.

§. 1.

Auch das richtigste Verhältniß der ländlichen Bevölkerung kann doch zum häuslichen Wohlstande des Landmannes wenig beitragen, und noch weniger den Wohlstand des ganzen Staats bewirken, wenn es dabei den Einwohnern an Thätigkeit, oder an einer solchen Richtung derselben mangelt, wodurch jener besondere und allgemeine Wohlstand befördert wird. Das Letztere ist eben so nothwendig, als das Erstere. Denn jeder Staat, in welchem der Unterthan seine ganze Arbeitsamkeit dahin einschränkt, sich bloß die täglichen Bedürfnisse zu verschaffen, den etwan gewonnenen Vorrath aber im Müssiggange zu verzehren, und nicht eher, als nach Empfindung eines schon vorhandenen, oder heran nahenden Mangels daran, zur Arbeit zurückzukehren pflegt, befindet sich gewiß in einer sehr traurigen Verfassung: und eben so wenig kann derjenige Staat glücklich sein, in welchem zwar eine große Geschäftigkeit, aber ohne alle Einschränkung, Ordnung und Verbindung zum Ganzen

herrscht

herrscht *). Nach der Vorsorge der Polizei für hinlängliche Bevölkerung muß also ihre nächste Aufmerksamkeit dahin gerichtet sein, in allen Klassen der Unterthanen den Geist der Arbeitsamkeit und des

er-

*) Diesen letztern Fall wird man z. B. da antreffen, wo man von Seiten der Polizei ganz unbekümmert bleibt, wenn der städtische Einwohner 3, 4, oder noch mehr, ganz verschiedene Gewerbe, und eben deßhalb jedes stümperhaft treibt; wenn der Fleischer, der Viehhändler und der Pächter großer Viehweiden, oder der Bäcker, der Kornhändler und der Müller — zur Vertheuerung ihrer Waaren — in einer Person vereinigt sind; wenn jeder Wind eines neuen auswärtigen Aktien-Handels, Lieferungs-Kontrakts, oder sonstiger Handels-Spekulationen den kleinen Krämer und Handwerker eben so, wie den großen Kaufmann und Fabrikanten, sogleich in Bewegung setzt, ihre Geldkasten öffnet, und ihre Barschaften wie Spreu zerstreuet ꝛc. und wenn der ländliche Einwohner seine Aecker deßhalb weniger pflügt und düngt, weil er die Hälfte des Jahres mit verdungenen Fracht- und Baufuhren auf den Heerstraßen zubringt; oder die Führung des ganzen Hauswesens seinem Weibe und Kindern überläßt, um von dem zufälligen und unsichern Gewinne eines Marketenders, Korn- oder Viehmäklers in Kriegszeiten auch einen Theil zu erhaschen; oder wenn der Anbau einer gewissen Getreideart, oder die Zucht einer gewissen Art vom Haushaltsviehe — des auswärtigen Debits wegen — so sehr vergrößert wird, daß daraus ein schädlicher Mangel an einer andern zum inneren Landesbedürfnisse eben so nöthigen Art Getreides oder Viehes entstehen muß. d. Verf.

erfinderischen Nachdenkens zu erwecken, zu unterhalten, zu vermehren, und so zu leiten, daß jede Klasse zum Besitze und Genusse der zu ihrem häuslichen Wohlstande erforderlichen Güter gelange, und das Bestreben der Einen nicht durch das Bestreben der Andern gehemmt, sondern vielmehr das Eine durch das Andere erleichtert und befördert, und dadurch die Wohlfahrt der ganzen bürgerlichen Gesellschaft bewirkt werde.

§. 2.

Wenn sich die Menschen eifrigst bestreben, ihre geistigen und körperlichen Kräfte zu ihrem Vortheile anzuwenden, und wenn sie von beiden eine solche Anwendung machen, daß sie ihren Endzweck dadurch leicht und vollständig erreichen können; so ist das Erste Fleiß, oder Arbeitsamkeit, das Letztere Geschicklichkeit, und beides zusammen — Verbindung des Fleißes mit Geschicklichkeit — Industrie. Ihre verschiedenen Arten werden durch die Gegenstände, womit sie sich beschäftigt, bestimmt. In dem Begriffe der ländlichen Industrie liegt daher nicht bloß die Hervorbringung und Gewinnung nutzbarer Naturalien und deren erste Zubereitung überhaupt, sondern auch der Gebrauch solcher Mittel dazu, wodurch jenes am vortheilhaftesten und gewissesten bewerkstelligt werden kann.

Nach diesen Vordersätzen wird in dem gegenwärtigen Aufsatze alles darauf ankommen:

1) Die allgemeinen Hülfsmittel so wohl zur Ermunterung und Unterhaltung der ländlichen Industrie, als auch zu derselben Ausbreitung und Vermehrung;

2) die besondern Hülfsmittel dazu in Hinsicht auf einige der vornehmsten ländlichen Nahrungsgewerbe festzusetzen;

3) die Richtung zu bezeichnen, welche der ländlichen Industrie gegeben werden muß, um durch sie das besondere und allgemeine Wohl zu befördern;

4) die deßhalb anzuwendenden Mittel anzuzeigen; und

5) die vornehmsten Hindernisse der ländlichen Industrie, und die zu derselben Wegräumung erforderlichen Veranstaltungen kenntlich zu machen.

§. 3.

Anlage und Trieb zur Thätigkeit, oder zum Gebrauche geistiger und körperlicher Kräfte, sind allen Menschen so wesentlich eigen, daß es keiner Hülfe zu ihrer Erzeugung bedarf: und sie würden auch da, wo sie gar nicht vorhanden wären, durch keine menschliche Kunst hervorgebracht werden können. Aber Ermunterung und Unterhaltung, Ausbreitung und Vermehrung derselben finden allerdings Statt, und sind auch durchaus nothwendig. Die Polizei hat hierzu verschiedene Mittel in den Händen, wovon

eini-

einige für alle Klassen arbeitender Unterthanen, andere aber vorzüglich für gewisse Klassen derselben anwendbar und wirksam sind. Beide sind hier aus dem Gesichtspunkte der ländlichen Nahrungsgewerbe zu betrachten. Unter den allgemeinen Hülfsmitteln verdient gewiß

1) eine der künftigen Bestimmung der ländlichen Jugend völlig angemessene Erziehung und Unterweisung derselben den ersten Platz; weil die körperliche Beschaffenheit so wohl, als der sittliche Charakter eines Volks auf die Wohlfahrt des ganzen Staats, und eines jeden Mitgliedes desselben den stärksten Einfluß haben, und beides hauptsächlich durch Erziehung und Unterricht der Jugend gebildet wird. Ein dahin gehöriger wesentlicher Zweck besteht darin, daß der ländlichen Jugend ein gesunder, starker, und an alle Abwechselungen der Witterung eben so wohl, als zu leichten und schweren wirthschaftlichen Handarbeiten — nach der Stufenfolge ihres Alters — gewöhnter und darin geübter Körper verschafft, und ihren Seelen eine überwiegende Neigung zur Arbeitsamkeit, und zum wetteifernden Bestreben nach einer vorzüglichen Geschicklichkeit in derselben, auch eine starke Vorliebe für den Stand ihrer Herkunft und eine Werthschätzung desselben frühzeitig eingeprägt werde.

Zu diesen guten Vorbereitungen der ländlichen Jugend muß dann auch in der Folge

2) ein freier und ungehinderter Gebrauch der dadurch erlangten Fähigkeiten hinzukommen: denn ohne jenen würden diese zur Beförderung und Unterhaltung der Industrie sehr unkräftig bleiben. Unmöglich kann da große Thätigkeit und Geschicklichkeit vorhanden sein, wo unrichtige Religionsbegriffe, oder falsche politische Grundsätze, oder wohl gar beide zusammen den Bestrebungen des Geistes zum Nachdenken und Erfinden einen sehr engen Wirkungskreis abgesteckt, und diesen rund umher mit Strafgesetzen dicht verzäunt haben. Den Druck solcher Sperrungen fühlt freilich der Gelehrte, der Kaufmann, der Fabrikant, der Künstler, der Handwerker ꝛc. stärker als der Landwirth: dieser jedoch auch immer so viel davon, daß er dadurch oft in den nützlichsten Unternehmungen gehindert wird. Dahin gehört z. B. wenn er sich durch jedes Nachdenken über abergläubisches Mönchsgeschwätz von den Wunderkuren der Heiligen bei allerlei Unglücksfällen des ländlichen Hauswesens, und durch die daraus entstehenden Zweifel über ihre Richtigkeit in Gefahr setzt, daß er auch davon in seiner nächsten Ohrenbeichte ein Bekenntniß ablegen, und sich dann einer auferlegten Büßung unterwerfen muß; oder wenn es ihm durchaus verwehrt wird, ein Stück seines zehnt- oder zinspflichtigen Ackers aufzuopfern, um den darin entdeckten vortrefflichen Mergel zu graben, und seinen übrigen Aeckern dadurch eine wichtige Verbesserung zu verschaffen, oder

wenn

wenn er ohne Gefahr großer Ungnade von Seiten des Forst- und Jagd-Departements und harter Bestrafungen die Wegschaffung eines innerhalb des Bezirks seiner Aecker, oder Wiesen befindlichen, und ihrem Ertrage schädlichen alten Baumes, oder Gebüsches deßhalb nicht wagen darf, weil Füchse in und unter dem erstern eine bequeme Herberge haben, und in dem letztern die Rebhühner zu brüten pflegen.

Eben so nothwendig ist es auch für den Wachsthum und die Fortdauer der Industrie, daß

3) der Unterthan gegen die in einigen Staaten sehr gegründete Besorgniß, nach dem Verhältnisse seines durch Fleiß und Geschicklichkeit erlangten größeren Erwerbes sogleich mit höhern Abgaben belästigt zu werden, gesichert sei. Die Triebfedern zum Erwerbe können freilich durch schicklich angeordnete Steuern gespannt und in Bewegung gesetzt, aber auch eben so gewiß durch einen unschicklichen Gebrauch dieses Mittels erschlafft und gehemmt werden. Allzu geringe, unter dem reinen Ertrage der Grundstücke, oder der Nahrungsgewerbe tief herabgesetzte Abgaben, und noch mehr die gänzliche Befreiung davon vermindern gewöhnlich eher das Bestreben zur vollkommenen Benutzung der erstern, und zum fleißigen Betriebe der letztern, als daß sie solches befördern sollten.

sollten. Man darf nur zwischen dem geringern Betrage der Steuern in einigen geistlichen Stiftern des mittägigen Teutschlands, und dem höhern Betrage der Steuern in einigen weltlichen Staaten des nördlichen Teutschlands, und dann zwischen der ungleich größern Arbeitsamkeit und Geschicklichkeit in diesen, als in jenen, eine summarische Balanz ziehen, um von der eben angeführten Wahrheit überzeugt zu werden. Auf der andern Seite ist es hingegen eben so gewiß, dass es den Unterthan von den Bestrebungen nach Vergrößerung des Ertrages seiner Nahrungsgewerbe, durch deren Verbesserung und Erweiterung, sehr abschreckt, wenn er zuverlässig vorher sieht, oder doch mit großer Wahrscheinlichkeit befürchten muß, daß er sich dadurch sogleich, da er kaum die Früchte seiner Bemühungen zu genießen anfängt, mit neuen Auflagen belästigt sieht. Nur ein paar erläuternde Beispiele hierüber in Hinsicht auf die ländlichen Nahrungsgewerbe, nämlich die nicht ungewöhnlichen Fälle, da eine Dorfschaft, welche durch den glücklichen Erfolg der guten wirthschaftlichen Einrichtungen eines ihrer Mitglieder, oder eines benachbarten Landwirths zur Nachahmung derselben ist gebracht worden, und hierdurch den vorherigen schlechten Ertrag ihrer Aecker, oder Wiesen, oder ihres Viehstandes beträchtlich vergrößert hat, sogleich nachher um so viel höhere Steuern entrichten muß; oder wenn der Fleiß und die Geschicklichkeit eines ländlichen Leinwebers,

webers, welcher bisher nur einen Weberstuhl hatte, und bloß Leinwand und groben Drell verfertigte, so bald als er noch einen oder zwei Stühle hinzufügt, um sein Gewerbe auch auf feinere und künstlichere Linnenwaaren auszudehnen, mit einer neuen Auflage beschwert wird. So billig und nothwendig es auf der einen Seite ist, daß ein Acker, wovon das 8. oder 9. Korn geerntet wird, höher als derjenige, welcher nur das 4. oder 5. Korn giebt, besteuert werde, und daß überhaupt der Unterthan, welcher viel im Staate gewinnt, auch zu dessen allgemeinem Bedürfnisse viel beitrage: eben so billig und nothwendig ist es auch auf der andern Seite, daß demselben, wenn er jenen Ertrag und diesen Gewinn durch seine Arbeitsamkeit und Geschicklichkeit bewirkt hat, der ruhige und unverminderte Genuß davon auf seine Lebenszeit, oder doch auf einige Jahre gelassen, seine Industrie durch allzu frühe Erhöhung der Abgaben nicht unterdrückt, sondern diese letztere erst nach Verlaufe einiger Zeit, auch sodann nicht auf ein Mal, sondern nach und nach angeordnet werde.

Zur Ermunterung und Unterhaltung der Industrie so wohl, als auch zur Vermehrung und Ausbreitung derselben wird ferner

4) ein starker Verbrauch der im Lande gewonnenen nutzbaren Naturalien und der daraus verfertigten Waaren erfor-

erfordert. Dieser beruht — in Hinsicht auf die inländische Konsumtion — auf einer genugsamen Bevölkerung und auf einer herrschenden Neigung der Unterthanen, von jenen Natur- und Kunst-Produkten, zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen ihres Lebens, auf die mannigfaltigste Art Gebrauch zu machen. Bevölkerung, Produktion, und Konsumtion stehen mit einander, als wechselseitige Ursachen und Wirkungen, in unzertrennlicher Verbindung: denn das Steigen oder Fallen des einen bewirkt alle Mal das Steigen oder Fallen des andern. Ueber diese Wahrheit ist man so allgemein einverstanden, daß jede Erläuterung und Beweisführung überflüssig sein würde. Und eben so wenig bedarf eines Beweises, daß Arbeitsamkeit und Geschicklichkeit — folglich Industrie — unfehlbar da wachsen, fortdauern und sich ausbreiten, wo man von dem baldigen und vortheilhaften Absatze der dadurch hervorgebrachten Natur- und Kunst-Produkte versichert ist; weil dieses aus jener Wahrheit unmittelbar folgt. Diese für die inländische Industrie so vortheilhafte Neigung der Unterthanen, von den Landeswaaren zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen ihres Lebens häufigen und vielfältigen Gebrauch zu machen, — und deren Befriedigung ist freilich eine Art von dem so vielen Mißdeutungen und Widersprüchen unterworfenen Luxus; aber gewiß diejenige Art, welche dem Nahrungsstande eines jeden Staats so sehr zur Aufnahme gereicht,

daß

daß es unverantwortliche Thorheit sein würde, sie einzuschränken oder gar zu unterdrücken. Sie behält jedoch diese gute Eigenschaft nur so lange, als sie auf Gegenstände der Bequemlichkeit und Annehmlichkeit eingeschränkt bleibt, und artet hingegen in schädliche Verschwendung aus, wenn sie Gegenstände des allgemeinen Bedürfnisses betrifft, und einen Mangel daran verursacht *). Versteht man unter dem Luxus, oder dem Wohlleben überhaupt die Aeußerungen des Verlangens der Einwohner, sich durch den häufigsten und mannigfaltigsten Gebrauch in- und aus-

*) An diesen Unterschied scheinen diejenigen Schriftsteller nicht gedacht zu haben, welche den häufigen Verbrauch inländischer Natur- und Kunst-Produkte innerhalb Landes, ganz unbedingt und ohne alle Ausnahme, für ein sicheres Mittel zur Beförderung des allgemeinen so wohl als des besonderen häuslichen Wohlstandes erklären. Unmöglich kann aber das alsdann zutreffen, wenn durch den starken Verbrauch solcher allgemeinen Nothwendigkeiten des Lebens, welche der Reiche eben so wenig, als der Arme entbehren kann, und wovon das Land, nach seiner natürlichen Lage und Beschaffenheit, keinen Ueberfluß hat, dem ärmern Theile der Einwohner die Erlangung dieser Nothwendigkeiten erschwert wird. So haben z. B. häufige Verwendung des Getreides zum Branntweinbrennen, und übermäßige Konsumtion des Brennholzes schon oft Mangel an beiden und schädliche Vertheuerung derselben verursacht. d. Verf.

ausländischer Produkte das Leben bequem und angenehm, und diesen ihren Wohlstand andern kennbar zu machen; so wird so wohl seine Nützlichkeit, als auch seine Schädlichkeit durch folgende Fälle richtig bestimmt werden können. Der Luxus ist vortheilhaft, wenn er

a) auf den Verbrauch solcher einheimischen Produkte gerichtet ist, welche bloß die Bequemlichkeit und das Vergnügen des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens befördern;

b) wenn er solche ausländische Produkte betrifft, welche durch den Umtausch gegen inländische Kunst-Produkte erlangt werden; auch alsdann, wenn man

c) dagegen einen Theil solcher inländischen Natur-Produkte und roher Materialien vertauscht, von welchen das Land einen so großen Ueberfluß hat, daß sie in demselben nicht sämmtlich verbraucht werden können *); und

d) selbst

*) Dieß bezieht sich hauptsächlich auf Brennholz, Kornwaaren und Farbewaaren, von welchen einige Staaten einen so großen Ueberfluß haben, daß derselbe über das inländische Bedürfniß weit hinaus geht, und daß deßhalb hierauf der von manchem Lehrer der Polizei so unbedingt hingeworfene Grundsatz: die Ausfuhr und Vertauschung inländischer Konsumtibilien und roher Materialien gegen Waaren des Luxus sei alle Mal schädlich, durchaus nicht angewendet werden kann. d. Verf.

d) selbst in dem Falle, da man die fremden Waaren des Luxus mit baarem Gelde bezahlt, ihr Betrag aber immer weit geringer bleibt, als der Betrag der gleichfalls gegen baare Bezahlung ausgeführten inländischen Produkte *).

Hingegen ist der Luxus alsdann schädlich, wenn er

a) in einem übermäßigen Verbrauche allgemeiner und unentbehrlicher Bedürfnisse besteht, und dadurch deren Mangel und Theuerung verursacht;

b) wenn

*) Es ist gewiß eine höchst unbillige und widernatürliche Anmaßung eines Staats, von allen andern Staaten nichts weiter als Waaren des äußersten Bedürfnisses anzunehmen, und doch zu verlangen, daß diese von jenem Waaren der Ueppigkeit eben so wohl, als Waaren der Nothwendigkeit willigst annehmen sollen. Nur äußerste Dummheit und Faulheit können die letztern auf diese Art dem erstern zinsbar machen. Die vorgedachte schimpfliche Behandlung muß also jede für ihre Ehre empfindliche Nation nothwendig empören und zu gegenseitigen Versperrungen des Handels reitzen. Die Ausbreitung des Handels erfordert aber wesentlich einen wechselseitigen Absatz der Waaren, und dieser oftmals den baaren Ankauf einiger Waaren des Luxus: nur muß in solchem Falle alles Mögliche angewendet werden, daß die Balanz der Exportation und Importation zu unserm Vortheile ausfalle. d. Verf.

b) wenn er mehr ausländische als inländische Waaren zum Gegenstande hat; und jene dann

c) mit baarem Gelde eingekauft werden;

d) wenn überhaupt die Einfuhr der erstern die Ausfuhr der letztern beträchtlich überwiegt; und

e) wenn der Luxus — wie der Abbe' Raynal sagt — geschwinder und höher steigt als der National-Fleiß, und solcher Gestalt die Summe der verbrauchten Gegenstände des erstern größer ist als die Summe der Produkte des letztern.

Aus diesen vorausgeschickten Begriffen erhellet deutlich, daß, so gewiß auch der häufige Verbrauch der Landeswaaren ein starkes Beförderungsmittel der inländischen Industrie im allgemeinen Betrachte ist, doch die specielle Anwendung dieses Mittels auf die ländlichen Produkte weit mehr Aufmerksamkeit und Vorsicht, als bei den städtischen Produkten, deßhalb erfordert, weil jene größten Theils in unentbehrlichen Bedürfnissen des Lebens bestehen. So lange der Vorrath davon weniger, oder nur so viel beträgt, als das Land für sich selbst bedarf, würde es sehr unzeitig sein, die Vermehrung ihrer Konsumtion zu begünstigen. Auf dieses letztere kann und muß erst alsdann Bedacht genommen werden, wenn man zuförderst für die Vergrößerung der Produktion gesorgt hat, und diese bis zu einem entbehrlichen

lichen Ueberflusse angewachsen ist. Hierzu werden die nächstfolgenden Mittel vorzüglich dienlam sein. Hat man es nur erst bis zu einigem entbehrlichen Ueberflusse gebracht, so wird derselbe, und zugleich mit ihm die ländliche Industrie in eben dem Verhältnisse zunehmen, als die Mittel und Gelegenheiten seines Absatzes erleichtert und vermehrt werden: welche doch — so viel den inländischen Absatz solcher allgemeinen Bedürfnisse des Lebens betrifft — niemals bis zu einer unbedachtsamen Verschwendung derselben ausarten dürfen.

Für ein allgemeines Hülfsmittel von der stärksten Wirkung wird es gewiß Jedermann erkennen, wenn

5) der Unterthan versichert ist, daß sein Fleiß und seine Geschicklichkeit von Seiten der Landesregierung nicht werde unbemerkt bleiben, und daß vorzügliche Beweise davon, mit öffentlichen Kennzeichen der Achtung und des Beifalles, und mit der Ertheilung des Genusses gewisser Vortheile werden belohnt werden. Das Maß der stärkern oder schwächern Ueberzeugung davon ist daher auch gewöhnlich das Maß der größern oder geringern Industrie in einem jeden Staate; weil das große Triebrad menschlicher Handlungen — der in jedem

menschlichen Herzen liegende sehnliche Wünsch, Achtung und Vortheile zu erlangen — nach den Graden der mehrern oder mindern Hoffnung zur Befriedigung dieses Wunsches mehr oder weniger in Bewegung gesetzt wird. Da dieß eine so unläugbare allgemeine Wahrheit ist, so würde es gar nicht zu erklären sein, wie man jemals habe behaupten können, daß eine ganze Klasse von Menschen, nämlich die Bauern, eines wirksamen Eindrucks von zu erwartendem Beifalle und Vortheilen gar nicht, oder doch nur sehr wenig fähig, und deßhalb bloß durch Befehle und Strafen zu leiten sei, wenn man nicht schon längst wüßte, daß eingewurzelte Vorurtheile, Stolz und Herrschsucht oft die natürlichsten Begriffe verunstalten. Eine gänzliche Fühllosigkeit gegen diese allen menschlichen Seelen wesentlich eigenen Triebe kann nur aus physikalischen Ursachen entstehen, und diese von dem ganzen Bauernstande nicht gedacht werden. Selbst in der Seele des armen Afrikaners, welcher in den Westindischen Zuckermühlen, oder in den Mexikanischen Bergwerken bis zum Viehe erniedrigt wird, werden sie dennoch durch immer währende tiranische Mißhandlungen nur unterdrückt, nie gänzlich ausgelöscht. Wäre dieß aber auch bei den Bauern in einigen Gegenden möglich und wirklich; so ist es doch gewiß noch weit eher möglich und für die Ehre der Menschheit und das Beste des Staats nothwendig, jene Empfindungen wieder zu erwecken und wirksam zu machen.

Diesen

Diesen Zweck — nämlich Beförderung der Industrie — wird man nirgends verfehlen, wo bei der Wahl zwischen den einheimischen und den ausländischen zu gleichen Zwecken bestimmten Waaren, den erstern von Seiten der Landesherrschaft und ihrer vornehmsten Bedienten der Vorzug gegeben, und ihnen durch häufigen Gebrauch derselben Werthschätzung und Abgang verschafft, die Ausfuhr des Ueberflusses davon begünstigt und erleichtert, auch mit Prämien belohnt, jährlich genaue Nachforschungen über die Zu- oder Abnahme des Fleißes und der Geschicklichkeit und deren Produkte, in den Städten so wohl als auf dem Lande angestellt, davon an die Landesregierungen berichtet, und dann demjenigen Kaufmanne, Fabrikanten, Künstler, Handwerker, Landwirthe ꝛc. welcher sich durch seine Industrie vor allen seinen Mitbürgern ausgezeichnet hat, Merkmahle der landesfürstlichen Achtung durch öffentliche Bekanntmachung seines Namens in den Intelligenz-Blättern, durch Prämien, durch Titel und Würden, oder durch Befreiung von gewissen bürgerlichen Obliegenheiten, wohin besonders die Immunität ihrer Kinder und Arbeiter von Militär-Diensten, von Einquartierungen ꝛc. gehören, als welche für jene Klasse von arbeitenden Unterthanen von vorzüglicher Wichtigkeit sind — jedoch dergleichen Befreiungen nicht auf immer, sondern zur Unterhaltung der Industrie nur auf gewisse bestimmte und nach dem ferneren Verhalten

zu verlängernde Zeiten — ertheilet werden *). Die nähere Anwendung hiervon auf die mit den vornehmsten ländlichen Nahrungsgewerben beschäftigten Unterthanen wird der folgende §. 4. enthalten.

End-

*) Wenn die den Unterthanen durch Erlassung an Abgaben oder auf andere Art ertheilten Belohnungen ihres Wohlverhaltens noch außerdem mit öffentlichen Bezeigungen der Achtung und des Wohlgefallens von Seiten des Landesherrn verbunden werden; so ist auch ihre Wirkung nicht nur bei denjenigen, welche jene Belohnungen empfangen, sondern auch bei den übrigen Unterthanen — zum Vortheile ihres sittlichen Verhaltens überhaupt und der Industrie insonderheit — alle Mal um so viel stärker. Ein allzu häufiger und unvorsichtiger Gebrauch dieses Mittels würde freilich seine heilsame Kraft sehr schwächen: aber alsdann hat es alle Mal die glücklichsten Wirkungen gehabt, wenn es mäßig, zu rechter Zeit, auf eine den Eindruck verstärkende Art, und bloß zur Vergeltung wirklicher sich auszeichnender Verdienste ist angewendet worden. Es wird nicht überflüssig sein, ein Beispiel von einer solchen landesherrlichen Gnadenbezeigung ins Gedächtniß zurückzurufen.

„Sr. königl. Majestät von Preußen, unseres allergnädigsten Herrn getreue Unterthanen der Grafschaft Ravensberg haben bloß ihrer guten Aufführung beizumessen, daß Höchstdieselben ihnen dieses Jahr einen Theil der Kontribution erlassen haben. Dergleichen Unterthanen verdienen, daß ihr Landesvater sie so viel als möglich unterstützt. Höchstgedachte Se. königl. Majestät nehmen daher

ihren

Endlich können auch

6) Befehle und Strafen — so gefährliche Hülfsmittel sie auch sonst für die Industrie sind — dennoch durch ihren vorsichtigen Gebrauch eine heilsame Wirkung zur Beförderung derselben bekommen. In dieser Absicht müssen sie bloß gegen vorsetzliche Faulheit und grobe Ungeschicklichkeit gerichtet sein, und denjenigen, welcher sich der erstern oder der letztern schuldig macht, solcher Gestalt treffen, daß derselbe unmittelbar eben so wohl schimpfliche als nachtheilige Folgen davon empfindet. Von dieser Beschaffenheit würde z. B. eine solche Anordnung sein, wodurch der unfleißige und liederliche eben so wohl, als der ungeschickte Handwerker in Gefahr gesetzt wird, jener alsdann, wenn er die bestellte und übernommene Arbeit zur festgesetzten Zeit nicht liefert, und keine gültigen Entschuldigungsgründe für sich hat, von dem bedungenen Preise oder Arbeitslohne $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{4}$, nach Verhältniß der Länge oder Kürze des Verzuges, einzubüßen, und dieser

als:

ihren Dank mit gnädigstem Wohlgefallen an, und versichern Dieselben, bei fernerhin verspürter Teutscher Treue, Dero fernern Huld und landesväterlichen Vorsorge. Potsdam, den 7. Juli 1785." d. Verf.

Von dem ähnlichen Verhalten des jetzigen Königs von Preußen sind schon eine große Anzahl von Beispielen bekannt. d. Red.

alsdann, wenn seine Produkte mit wesentlichen, ihrer zweckmäßigen Brauchbarkeit nachtheiligen Mängeln behaftet sind, bei dem ersten Falle der Beschwerde hierüber zur unentgeldlichen Verbesserung solcher Mängel, und bei dem zweiten gleichen Vorfalle zur Zurücknahme seines Produkts verurtheilt, bei dem dritten aber von der Ausübung seines Meisterrechts auf einige Zeit suspendirt, und damit bestraft zu werden, daß er während solcher Zeit bei einem andern geschicktern Meister Gesellenarbeit verrichten muß.

Den Gebrauch dieser Mittel in besonderer Hinsicht auf die ländlichen Nahrungsgewerbe wird gleichfalls der nächst folgende Paragraph näher bestimmen.

§. 4.

Die auf die Ermunterung, Unterhaltung und Vergrößerung der ländlichen Industrie und die vornehmsten Gegenstände derselben — Ackerbau, Wiesewachs, Viehzucht, Gartenbau ꝛc. — besonders abzweckenden Mittel werden füglich unter die beiden allgemeinen Rubriken: Belohnungen und Bestrafungen, zusammengefaßt werden können. In der ersten Absicht würde gewiß

1) eine Prämie für denjenigen Bauer von großer heilsamer Wirkung sein, auf dessen Acker, bei der kurz vor jeder Jahresernte vorzunehmenden Besichtigung der Getreidefelder eines jeden Dorfes, das

mehr-

mehrste, reinste und beste Getreide wahrgenommen, und dann durch die anzustellende Untersuchung und Vergleichung dieses vorzüglichen Ertrages mit dem Erträge anderer benachbarter Aecker von gleicher Lage und Güte, und bei gleichen wirthschaftlichen Hülfsmitteln ihrer Inhaber, in Gewißheit gesetzt wird, daß er solchen Ertrag durch Fleiß und Geschicklichkeit — reinere Aussaat, fleißigere und geschicktere Pflugarten, bessere Düngung, vorsichtige Bemergelung ꝛc. — bewirkt habe. Ein solcher Acker ist nun entweder dem Zehnten unterworfen, oder davon befreit. Im erstern Falle gewinnt der Zehntherr selbst durch solchen verbesserten Ertrag so viel, daß es höchst billig, und für ihn eigentlich gar kein Verlust ist, wenn er jenen fleißigen und geschickten Landwirth mit einer Verminderung am Zehnten belohnt, und dadurch die Inhaber der übrigen ihm zehntpflichtigen Aecker — zu seinem eigenen offenbaren Vortheile — zur Nacheiferung anreißt. Hätte er sich nicht mit einem mittelmäßigen, oder gar schlechten Ausfalle des Zehntens begnügen müssen, wenn jene Verbesserung nicht geschehen wäre? Würde es also nicht eine Verletzung aller Billigkeit sein, sich den durch fremde Industrie bewirkten Gewinn, ohne alle Wiedervergeltung, zuzueignen? Wer die Sache aus diesem rechten Gesichtspunkte beurtheilt, wird den Vorschlag nicht mißbilligen, daß bei dem Zehnten auf dem vorbemerkten Acker von jeder in den Zehnten fallenden Stiege vier

Garben, oder von jeder in den Zehnten fallenden Mandel drei Garben zurückgegeben und bei Seite gelegt, dann diese abgesonderten Garben in die Mitte des Getreidefeldes in einen Haufen zusammen gesetzt, und an einer aus diesem Prämienhaufen hervorragenden Stange ein von Aehren und Blumen geflochtener Kranz befestigt werde. Von Seiten der Landesherrschaft muß dann noch die Erlassung der Hälfte des einjährigen Betrages der von eben diesem Acker zu entrichtenden Kontribution hinzugefügt werden. Ist aber das Getreidefeld zehntfrei, welchem der obgedachte Vorzug zuerkannt wird, so wird dasselbe durch obrigkeitliche Anordnung mit dem vorbemeldeten Ehrenmerkmahle gleichfalls zu bezeichnen, und der Inhaber außerdem mit völliger Befreiung von Bezahlung der einjährigen auf solchem Felde haftenden Kontribution zu belohnen sein.

Es wäre gewiß überflüssige Weitläuftigkeit, noch Erläuterungen und Beweise darüber hinzuzufügen, daß auch für die Kultur der Wiesen und Gärten die Ertheilung ähnlicher Prämien thunlich und nützlich sei.

Zur merklichen Beförderung der ländlichen Industrie kann

2) noch eine andere Prämie auf folgende Art bestimmt werden. Es wird nämlich demjenigen Einwohner eines Dorfes, welcher am Schlusse eines

Jahres

Jahres Bescheinigungen beibringt, daß er während solchen Jahres den mehrsten und besten Flachs, oder die reinste und feinste Wolle, oder das mehrste Honig und Wachs, oder das mehrste und beste Schlachtvieh ꝛc. aus seiner eigenen Wirthschaft in die nächst gelegene inländische Stadt zum Verkaufe geliefert habe, ein obrigkeitliches Attestat hierüber, und, gegen dessen Ablieferung an das Polizei-Amt, oder die Licent- oder Accisestube in besagter Stadt, von der letztern oder von der erstern die schriftliche Versicherung zu ertheilen sein, daß gedachter Landmann binnen einem festzusetzenden Zeitraume von 2, 3 oder 4 Wochen eine gewisse zu bestimmende Quantität von eben diesen ländlichen Produkten in jene Stadt zum Verkaufe zu bringen befugt, und dabei von allen und jeden sonst dafür zu entrichtenden Abgaben völlig befreit bleiben, auch ihm während solcher Zeit der beste Platz auf den Märkten der Stadt angewiesen werden solle. Zur Verhütung des Mißbrauchs einer solchen Konceſſion, muß aber dieselbe jedes Mal, wenn die zu verkaufenden Waaren in die Stadt gebracht werden, den Accise- oder Licent-Bedienten in den Thoren vorgezeigt, von diesen die Stückzahl der eingebrachten Waaren darunter unentgeldlich verzeichnet, und dieselbe sogleich, nach Ablaufe des darin festgesetzten Zeitpunkts, zurückgenommen werden. Die Folgen von einer solchen Anordnung können für beide — Städte und Dörfer — nicht anders als vortheilhaft sein: da

jene

jene dadurch einen vergrößerten Vorrath unentbehrlicher Waaren, und diese einen erleichterten Absatz ihrer Produkte gewinnen.

Die stärkste und zuverlässigste Wirkung für die Ermunterung und Vergrößerung der ländlichen Industrie kann man sich von jenen Prämien alsdann versprechen, wenn

3) belehrende und überzeugende Muster und Beispiele hinzukommen. Wer den gewöhnlichen Charakter des größten Haufens der Teutschen Bauern kennt, weiß auch, wie groß und unbiegsam ihre Abneigung gegen jede Veränderung in den von ihnen und ihren Vorältern für wahr und gut anerkannten Begriffen, Gebräuchen und Methoden ist, wie mißtrauisch und furchtsam sie sind, von denjenigen, deren Stand und Berufsgeschäfte keine ihnen bekannte Aehnlichkeit mit den ihrigen haben, Vorschriften und Belehrungen über landwirthschaftliche Angelegenheiten anzunehmen, und sie zu befolgen, wie sehr es ihnen auch, nach ihrer gewöhnlichen Erziehung, Unterweisung und Lebensart, an der nöthigen Fähigkeit mangelt, die Richtigkeit, Thunlichkeit und Nützlichkeit jener Vorschriften und Belehrungen mit Ueberzeugung einzusehen, wie selten der Eindruck von der Aussicht auf einen wahrscheinlichen, aber entfernten, und mit einiger Gefahr verknüpften Gewinn bei ihnen stark genug ist, um ihnen Muth genug zu neuen Versuchen zu geben,

und

und — wenn es ihnen auch an diesem Muthe nicht fehlt — wie oft ihr häuslicher so wohl, als ihr gesellschaftlicher Zustand es ihnen durchaus nicht gestattet, solche Versuche zu wagen. Daher haben so viele auf die Verbesserung der ländlichen Nahrungsgewerbe abzweckende Mittel — landesherrliche Verordnungen, Intelligenz-Blätter, Kalender und jedes Buch, welches man dem Landmanne in die Hände zu bringen gedachte, und welches man eben so wie jene Schriften mit ökonomischen Instruktionen anfüllte, von dem gemeinen Landmanne aber gewöhnlich mit Mißtrauen und wohl gar mit Widerwillen angenommen, selten gelesen, und noch seltener verstanden wurden — fast niemals die gehoffte Wirkung gehabt. Schon oft hat hingegen das Beispiel eines einzigen fleißigen und geschickten Landwirths — und noch dazu mehrentheils ohne desselben Absicht — große und glückliche Revolutionen in einem beträchtlichen Bezirke von Dörfern, zuweilen in einer ganzen Provinz, hervorgebracht, welche keine landesherrliche Macht, noch die feinste gelehrte Kunst hervorzubringen vermögend war: und man müßte mit der neuesten Geschichte der Teutschen Landwirthschaft sehr unbekannt sein, wenn man sich keiner Begebenheiten dieser Art zu erinnern wüßte. Die wirthschaftlichen Einrichtungen eines solchen Landwirths, welche von den gewohnten uralten Methoden abweichen, erregen bei dem gemeinen Landmanne gemeiniglich Anfangs lauten Spott und

Tadel,

Tadel, hiernächst stille Zweifel und Bedenklichkeiten, dann Verwunderung über den ganz unerwarteten guten Erfolg, hierauf Entschlüsse zu Versuchen im Kleinen, endlich zur Nachfolge im Großen, und zuletzt eine sich immer mehr ausbreitende Nacheiferung. Alle angeführten Hindernisse — wofern sie sonst nicht in einem wahren und unüberwindlichen Unvermögen des gemeinen Landmannes ihren Grund haben — verlieren nun auf ein Mal ihre Kraft, wenn derselbe mit seinen eigenen Augen sieht, wie viel er durch Nachahmung solcher Muster gewinnen und wie sehr er seinen Zustand verbessern könne. Dieses Beförderungsmittel der ländlichen Industrie wirkt also zwar nur langsam und stufenweise, aber auch desto gewisser, dauerhafter und allgemeiner. Solche heilsame Muster zur Nachahmung sind nun von den Besitzern großer Landgüter am ehesten zu erwarten: und eben deßhalb ist es wahre kameralistische Klugheit, nicht nur die herrschaftlichen Kammer- und Domänen-Güter mit solchen Pächtern zu besetzen und dieselben möglichst lange beizubehalten, von deren ausgebreiteten und richtigen ökonomischen Kenntnissen und Erfahrungen man versichert ist; sondern auch dieselben dahin zu vermögen und zu unterstützen, daß sie die Ausführung geprüfter Verbesserungsvorschläge übernehmen.

Auf der andern Seite gereicht es aber auch gewiß gleichfalls zur Ermunterung und Vermehrung

der

der ländlichen Industrie, wenn die Landesregierung den nachlässigen und ungeschickten Landwirthen ihr Mißfallen durch solche öffentliche und fühlbare Merkmahle zu erkennen giebt, welche sie in den Zwang setzen, für ihren eigenen und den allgemeinen Wohlstand thätiger und nützlicher zu werden. In dieser Absicht können und müssen

4) nicht nur die Brachäcker, sondern auch die Lehden, — wenn diese von der hiernächst anzuzeigenden Beschaffenheit sind — eben so wohl, als das bearbeitete und mit Früchten bestellte Land mit Steuern belegt werden *). Bei den Lehden kommt

es

*) Dieß widerspricht freilich gerazu dem Grundsatze einiger Kameralisten:

„daß Lehden und Brachfelder, so lange sie Lehden und Brachfelder sind, und deßhalb ihren Eigenthümern keinen Nutzen bringen, ohne Nachtheil des Staats nicht in Anschlag gebracht und besteuert werden können."

(Suckows Kameralwissenschaften, 4. Thl., 4. Kap., §. 539). Für den Anhänger des so viel versprechenden, aber wenig leistenden physiokratischen Systems — welcher den reinen Ertrag der Grundstücke für die alleinige Quelle aller Besteuerungen erkennt, jede andere verstopft, und jene bis zum Austrocknen erschöpft — mag das vielleicht ein vollkommen richtiger Grundsatz sein; aber nicht für denjenigen, welcher das Steuerwesen nach seinem ursprünglichen, für den wirklichen Zustand bürgerlicher Gesellschaften passenden Verhältnisse, und nach seinem wesentlichen

Haupt-

es darauf an, ob dieselben nach ihrer Natur und Bestimmung artbar gemacht werden können und dürfen,

Hauptzwecken betrachtet. Denn mit diesen letztern beiden steht gedachter Grundsatz im offenbaren Widerspruche. Es kann gar keine bürgerliche Gesellschaft ohne eine Einschränkung natürlicher Freiheiten gedacht werden. So bald der Mensch in die erste tritt, entsagt er auch sogleich einem Theile der letztern, um dadurch gewisse größere Vortheile zu erlangen, welche ihm im Naturzustande fehlten, z. B. Schutz, Sicherheit, gemeinschaftliche Hülfsleistungen ꝛc. Zu diesen nothwendigen Einschränkungen seiner natürlichen Freiheiten gehört z. B. daß er nicht alle und jede, sondern nur gewisse Naturalien gewinnen und sich zueignen, daß er seine Natur- und Kunst-Produkte nicht nach freier Willkühr, zum Schaden seiner Mitbürger, in- oder außerhalb Landes verkaufen, daß er nicht seine Wohnung zu eines Andern Nachtheile verändern darf (?), daß er einen Theil seines Einkommens zum Bedürfnisse des Staats und seines Oberhaupts hergeben muß u. dgl. Dieser letztere von ihm zu leistende Beitrag kann nun freilich nicht nach dem verkäuflichen Werthe seines beweglichen und unbeweglichen Eigenthums, welches er im Staate besitzt, sondern lediglich nach dem reinen Ertrage desselben, jedoch nicht nach dem Verhältnisse dessen wirklichen, sondern deßjenigen Erfolgs bestimmt werden, welchen er davon durch gewöhnlichen Fleiß erlangen kann; weil das Gegentheil davon eine offenbare Ungerechtigkeit sein würde. Denn wollte man bloß den wirklich erfolgenden reinen Ertrag des Einkommens zum Maßstabe der Besteuerung annehmen;

so

dürfen, oder nicht. Im letztern Falle, da sie ihrer natürlichen Beschaffenheit wegen zum Ackerbaue oder

so würde man auf dem Lande Aecker von völlig gleicher natürlicher Güte und Lage sehr ungleich, und denjenigen Eigenthümer, welcher davon durch seinen Fleiß und Geschicklichkeit gewöhnlich das 12. Korn gewinnt, doppelt höher als denjenigen, welcher weniger Fleiß und Geschicklichkeit anwendet, und deßhalb nur das 6. Korn erntet, besteuern; folglich mit offenbarer Unbilligkeit diesen begünstigen und jenen belästigen müssen. Auf gleiche Weise würde in den Städten der ganze Steueranschlag, welcher nach dem reinen Einkommen von einem Hause eingerichtet war, dessen Eigenthümer, außer der Bewohnung desselben, noch 200 Thlr. jährliche Miethe zu genießen hatte, sogleich wegfallen, als dasselbe in das Eigenthum einer solchen Person kommt, welche es für sich nicht nöthig, oder nicht rathsam findet, einen Theil davon zu vermiethen. Da also die natürliche Billigkeit erfordert, den Betrag der Steuern nach der Masse der durch gewöhnlichen Fleiß zu erlangenden Nutzungen zu bestimmen; so können auch hiervon die Lehden — in so fern ihr Eigenthümer dieselben art- und nutzbar machen kann und darf, und in so fern sie nicht bereits unmittelbar durch eine Abgabe von dem darauf weidenden Viehe besteuert sind — und am wenigsten die Brachäcker — wegen des davon schon wirklich erfolgenden und noch zu erlangenden größern Nutzens — auf keine Weise befreit bleiben.

Eine solche Immunität würde auch außerdem einem unläugbaren Hauptzwecke des ganzen Steuerwesens entgegen sein, welcher darin besteht:

„daß

oder Wiesewachse nicht tauglich sind, oder, wegen ihrer unumgänglich nöthigen Bestimmung zur Viehweide, dazu nicht verwendet werden dürfen, können sie freilich mit Steuern nicht belegt werden. Im erstern Falle hingegen, da sie der Eigenthümer mit Vortheil artbar machen kann und darf, muß allerdings eine Steuer davon entrichtet, und eben dadurch der Eigenthümer angetrieben werden, sie artbar zu machen. Dieß wird um desto gewisser erfolgen; wenn die diesen Gegenstand betreffende landesherrliche Verordnung zugleich festsetzt, daß der Eigenthümer, welcher solche Lehden bearbeiten und zum Anbaue des Getreides, oder der Gartenfrüchte, oder der Futterkräuter, oder wilder oder zahmer Holzarten ꝛc. nutzbar machen und dazu wirklich anwenden werde, während der ersten beiden Jahre ihrer Kultur von allen

„daß alle Arten von Steuern und Abgaben den Fleiß der Unterthanen nicht unterdrücken, sondern ihn aufmuntern und vermehren sollen."

(Einleitung in die Lehre von Auflagen, Nördlingen, 1778. 8.) Würde man aber nicht eher eine Verminderung, als eine Vermehrung der Industrie gewiß zu erwarten haben, wenn es auf des Unterthanen uneingeschränkten Willkühr beruhete, ob er seine Besitzungen gut oder schlecht, oder gar nicht benutzen wolle, und wenn er sogar versichert wäre, daß er sich durch seinen Unfleiß und durch seine Ungeschicklichkeit von einem Theile der öffentlichen Abgaben frei machen, und solchen seinen besseren Mitbürgern aufbürden könne?

d. Verf.

allen Abgaben befreit, auch hiernächst für sich und seinen nächsten Nachfolger im Besitze gegen alle Erhöhung der vorhin entrichteten Steuer gesichert bleiben; hingegen desselben Verweigerung einer solchen Kultur für eine Entsagung seines Eigenthumsrechts in so fern angenommen werden solle, daß besagte Lehden an denjenigen, welcher das Meiste dafür bieten, und zugleich deren Urbarmachung und Kultur übernehmen werde, öffentlich verkauft, und das davon eingekommene Kaufgeld in dem Falle, da solche Lehden einer ganzen Dorfgemeine zugehören, für dieselbe zu einer gemeinnützigen Anstalt, alsdann aber, wenn sie das Eigenthum eines Mitgliedes derselben seien, zur Tilgung dessen gerichtlichen Schulden verwendet, oder auf die von ihm zu entrichtenden öffentlichen Abgaben ab- und ihm zu Gute gerechnet werde.

In Absicht der brach liegenden Aecker findet obgedachte Besteuerung noch weniger Bedenklichkeit, da dieselben gangbare oder artbare Felder sind, welche man nur zuweilen eine kurze Zeit unbestellt läßt, um dadurch einen größern Ertrag im folgenden Jahre zu gewinnen. Die davon jährlich zu entrichtenden Abgaben werden ihre Inhaber sehr natürlich dahin bringen, daß sie alles anwenden, sich auch jährlich davon einen Ertrag zu verschaffen.

Noch nothwendiger und billiger für den vorbemeldeten Zweck ist es

5) daß

5) daß nicht allein einem nachlässigen, liederlichen und unordentlichen, sondern auch einem unwissenden und ungeschickten Landwirthe — nach vorgängigen, aber fruchtlos gebliebenen Versuchen seiner Besserung — die Verwaltung seines Hauswesens genommen und bessern Händen anvertraut werde. Dieses Mittel ist so bekannt und bei den Aemtern und Gerichten auf dem Lande so gebräuchlich, daß eine bloße Anführung desselben hier hinlänglich sein würde, wenn nicht ein sehr gewöhnlicher und seinem Hauptzwecke nachtheiliger doppelter Fehler in desselben Anwendung eine nähere Erläuterung nothwendig machte. Man pflegt nämlich einen solchen schlechten Wirth so gänzlich von der Verwaltung seines Haushalts zu entsetzen, daß ihm bloß der Besitz seines Hauses und Gartens, und zuweilen nicht einmal diese beiden übrig bleiben, und zwar mehrentheils auf immer; verpachtet seine übrigen sämmtlichen Grundstücke, sorgt dabei bloß für die Erhaltung seines Hofes und seiner Familie überhaupt, und für die Berichtigung der öffentlichen Abgaben und Dienstleistungen insonderheit, und überläßt ihn selbst gänzlich seinem Schicksale: wodurch er denn gewiß eher schlimmer, als besser wird. Man versperrt ihm also hierdurch fast alle Mittel und Gelegenheiten, seine Besserung zu beweisen, und fängt da an, wo man billig aufhören sollte. Nothwendig für ihn, für die Seinigen, und für das allgemeine Beste, und zugleich verdiente Bestrafung

strafung war es freilich, daß ihm die freie und willkührliche Verwaltung seines Hauswesens genommen wurde: nur mußte dabei auf seine Besserung Bedacht genommen, und ihm der Weg dazu und zur Wiedererlangung jener Verwaltung offen gelassen werden. Für diese Absicht war es nothwendig, damit den Anfang zu machen, daß man seinen Haushalt nur auf so viel Grundstücke einschränkte, als man für ihn nöthig fand, um davon den nothdürftigsten Lebensunterhalt für sich und die Seinigen zu gewinnen, den Ueberrest auf 6 Jahre verpachtete, und ihm dabei die Versicherung ertheilte, daß er nach Ablaufe dieser Jahre, und nach hinlänglichen und fortdauernden Beweisen des Fleißes, der Geschicklichkeit und guter Sitten, die Zurückgabe des ganzen Haushalts gewiß zu erwarten habe. Sollte aber diese Besserung alsdann noch nicht erfolgt sein; so müßte ihm freilich die Verwaltung aller seiner Güter genommen, derselben anderweite Verpachtung auf 6 Jahre, mit Wiederholung der vorbemerkten Versicherung angeordnet, ihm selbst aber auch unabwendlich auferlegt werden, während dieser Zeit bei einem andern fleißigern und geschicktern Landwirthe, und am besten bei dem Pachter eines Domänen-Gutes, als Lohnknecht in Dienste zu treten, um ihm die Ausübung mehreren Fleißes, und die Erlangung besserer Kenntniß und Geschicklichkeit so viel als möglich nothwendig zu machen. Wenn beide Versuche fruchtlos bleiben, und ihm

auch

auch nach Endschaft jener beiden Verpachtungen sein Hauswesen nicht wieder anvertrauet werden darf, so gebührt einem solchen unverbesserlichen Taugenichts ein Platz im Zuchthause mit dem völligsten Rechte.

Auch in Unterhaltung der Dienstboten auf dem Lande bemerkt man zuweilen.

6) einen Mangel an Industrie, welcher hier angeführt und von Seiten der Polizei geahndet zu werden verdient. Denn die Anzahl der Knechte, Mägde, Enken und Tagelöhner, welche man bei den Haushaltungen einiger beträchtlichen Bauergüter antrifft, hat nicht alle Mal in einem wahren Bedürfnisse ihrer Beihülfe, sondern auch manchmal in der Trägheit und Gemächlichkeit, oder in dem Stolze des Hauswirths ihren Grund. Dieß darf die Polizei, der übeln Folgen wegen, durchaus nicht gleichgültig übersehen. Ein Ackermann, der sich mit seinem Weibe in den besten Lebensjahren befindet und mit ihr eine gute Gesundheit genießt, ein paar erwachsene Kinder, etwan 3 bis 4 Hufen Land, 12, 15 oder 20 Morgen Wiesewachs, ein Gespann Pferde, und 6 bis 8 Stück Hornvieh ꝛc. hat, bedarf keines Dienstboten, als etwan einer einzigen Magd zur Wartung seiner jüngsten Kinder und zu einigen häuslichen Arbeiten. Hätte er auch, unter gleichen erst genannten Umständen, doppelt so viel Grundstücke und Vieh; so sind für den Betrieb seiner Wirthschaft — selbst mit Inbegriff des etwan

wöchent-

wöchentlich zwei Mal abzuleistenden Herrndienstes — ein Knecht, ein Enke, und ein paar Mägde vollkommen genug. Wenn aber dennoch der erstere einen Knecht, einen Enken und zwei Mägde, und der letztere ein paar Knechte, und eben so viel Enken und Mägde unterhält; so geschieht das gemeiniglich deßhalb um seinen durch Erbschaft oder Heirath, gute Ernten, hohe Kornpreise, oder andere günstige Zufälle erlangten Wohlstand dem ganzen Dorfe sichtbar zu machen, um sich durch die Herrschaft über eine Menge Gesinde in einige Aehnlichkeit mit den Inhabern großer Landgüter zu setzen, um desto mehr Ruhe und Gemächlichkeit zu genießen, und um desto öfterer die Jahrmärkte und Wirthshäuser zu besuchen. Dieß hat dann den ganz natürlichen und sehr gewöhnlichen Erfolg daß ein solcher fauler und stolzer Landwirth in Verfall seines Vermögens, wohl gar in gänzliche Verarmung, oder doch wenigstens in die Nothwendigkeit geräth, selbst wieder die schwersten Arbeiten zu übernehmen, welche er nun um desto schlechter verrichtet, da ihm dieselben so ungewöhnlich geworden sind, und er die nöthigen Kräfte dazu durch Alter, Müßiggang und Ausschweifungen verloren hat. Wenn aber auch solches nicht zu befürchten wäre; so erfordert doch gewiß die nöthige Vorsorge für die Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt und für die ländliche Industrie ins Besondere, daß niemanden eine solche Vernachlässigung seiner Berufspflichten, und eine so vorsetzliche Versagung seines

schuldigen Beitrages an Kräften und Geschicklichkeit zum gemeinen Besten, besonders aber keinem zur producirenden Klasse von Unterthanen gehörigen Mitgliede gestattet werde. Die Polizei ist daher eben so wohl berechtigt als verpflichtet, den vorbeschriebenen Landwirthen ihr Mißfallen auf eine solche Art kenntlich und fühlbar zu machen, daß sie dadurch von jenem Mißbrauche des Gesindes entwöhnt, und zur Anwendung ihrer eigenen Kräfte genöthigt werden. Geradezu auf die Abschaffung des unnöthigen Gesindes abzweckende Strafbefehle sind hier, wie in vielen andern Fällen, mißliche und gefährliche Hülfsmittel, verfehlen nur gar zu oft ihren Zweck, und sollten billig so lange nicht gebraucht werden, als noch mäßiger — obgleich langsam, jedoch gewiß — wirkende Mittel vorhanden sind. Von dieser Beschaffenheit würde also eine landesherrliche Verordnung sein, wodurch den Hauswirthen eine für jeden überflüssigen Dienstboten jährlich zu entrichtende Steuer auferlegt auch zugleich festgesetzt wird, daß jeder entbehrliche und zu Militär-Diensten fähige Knecht und Enke dazu ein für alle Mal bestimmt sein, und im nöthigen Falle wirklich gebraucht, auch keinem dienstpflichtigen Hauswirthe die beständige Ableistung des Herrndienstes durch seine Dienstboten gestattet werden, sondern ihm bei Vermeidung einer gewissen Geldstrafe obliegen solle, den schuldigen Dienst wenigstens alle 14 Tage ein Mal in Person zu verrichten.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

VI. Kurze

VI.

Kurze Nachrichten.

a) Naturbegebenheiten.

Da der Winter von 1798 — 1799 unstreitig unter die merkwürdigsten dieses Jahrhunderts gehört, so wird es nicht zweckwidrig sein, wenn über die außerordentliche Kälte desselben, den häufigen Schnee und dessen Folgen auch in diesen Heften einige Nachrichten aufbewahrt werden. Am heftigsten war die Kälte in den mehrsten Europäischen Ländern am 25 — 26 December. An diesem Tage — nach den Versicherungen mehrerer Wetterbeobachter dem kältesten in diesem Jahrhunderte — stand das Réaumürische Thermometer

in Bayreuth	23°	unter	Null.
— Berlin	17½°	—	—
— Frankfurt am M.	24°	—	—
— Hamburg	18°	—	—
— Lemberg in Gallizien	22°	—	—
— Mannheim	19⅔°	—	—
— München	21°	—	—
— Paris	14°	—	—
— Pest in Ungarn	18°	—	—
— Regensburg	21° 6′	—	—
— Straßburg	20°	—	—
— Stuttgard	20°	—	—
— Wien	18⅓°	—	—

In Augsburg, nach Branders Universal-Th. 25° unter 0. An mehrern Orten fielen Vögel todt zur Erde. Auf Landstraßen in Gallizien, Ungarn, auch in Teutschland, fand man Reisende erfroren. — Seit dem Ende des Januars legte sich dieß Mal an der Französischen Küste von Pas de Calais mehr Eis an als in andern Wintern. In Toulon stieg die Kälte bis auf 17 Grad, daher denn auch die Pommeranzen- Citronen- und Maulbeerbäume in südlichen Frankreich größten Theils erfroren sind. In der Gegend von Avignon hat die strenge Kälte der Saffranzwiebel sehr geschadet, so daß man die nächste Ernte davon als verloren ansieht. Die Landleute halten nun mit ihrem Vorrathe zurück und wollen um keinen Preis Safran verkaufen. In Paris führte dieser Winter eine Erscheinung herbei, die keiner der daselbst lebenden Einwohner sich rühmen konnte, gesehen zu haben. Nach dem erstern Eisgange war die Seine und Marne, die vereinigt durch Paris fließen, so ausgetreten, daß das Wasser 3 — 4 Schuh hoch in den Elisäischen Feldern stand. Die Kälte wurde wieder so stark als vor dem Eisbruch, das Wasser gefror und die Wünsche der Eislaufer wurden befriedigt. — In Semlin war die Donau bereits am 20. Dec. ganz zugefroren. Bei Ulm erfolgte solches in der Nacht vom 27. — 28., so daß man ohne Gefahr darüber gehen, reiten, auch mit Schlitten fahren konnte. — In Livorno und Venedig

war

war die Kälte größer als im Jahr 1709; dagegen stellte sich zu Anfange des Februars aus Afrika plötzlich ein warmer Südwind ein. — Seit Anfange des Februars war in Stockholm die Kälte so äußerst heftig, daß sie am 7. und 8. 22° und am 15. gar 29 Grad unter dem Gefrierpunkte war. Zu Abo in Finnland war sie 37°, und zu Tornea in Lappland 42 Grad. — Vom 2. bis 5. Febr. fiel in Dänemark ein solcher Schnee, daß die Landwege in mehrern Tagen nicht passirt werden konnten. Die Kälte war in diesen Tagen in Kopenhagen 6 — 12°, stieg aber am 9. Febr. bis auf 16 Grad. — In Posen nahm die heftige Kälte, die sich seit dem Ausgange des Decembers eingestellt hatte, nicht nur nicht ab, sondern sogar zu. Am 10. und 11. Febr. zeigten die Reaumürischen Thermometer daselbst 25 — 26 Grad unter dem Gefrierpunkte. — Am 31. Jan. trat der Frost in Amsterdam wieder eben so stark ein, als er zuvor gewesen war. — Am 6. 7. und 8. Febr. stellte sich auch in Hamburg mit einem Ostwinde, der aber nur schwach wehete, das strenge Frostwetter wieder ein. Am 7. war den Tag über 10 Grad Kälte nach Reaumür. Abends zeigte das Thermometer 14 Grad unter Null, und am 8. früh um 7 Uhr war eine Kälte von 16½ Grad, ein Grad der Kälte, welche nur 1½ Grad von der am 25. Dec. verschieden war. Der Wind kam beständig aus Osten und das Barometer hatte am 8. Mittags um 2 Uhr eine

Höhe

Höhe von 28 Zoll 5 Lin. — In den Gegenden des untern Neckarstroms fiel am 31. März mit starker Kälte ½ Schuh tiefer Schnee, der für den Weinstock besorgt macht. — Am 2. April war so wohl der Sund als der Belt noch mit Eis belegt und konnten nicht befahren werden. Auch in Konstantinopel war die Kälte zu Anfange Januars seit Menschengedenken ungewöhnlich heftig. Am 10. und 11. fand man in der Nachbarschaft der 7 Thürme mehrere Menschen erfroren.

Man hat bemerkt, daß wenn bei uns die Winter äußerst strenge sind, dieß in manchen nördlichen Ländern gerade der umgekehrte Fall sei; wie denn auch wirklich dieser Winter in Norwegen sehr gelinde gewesen ist.

Auf die heftigste Kälte folgten in Frankreich, Teutschland und mehrern Ländern Erdbeben und schreckliche Sturmwinde, wodurch an den Küsten viele Schiffe verunglückten.

Am 25. Jan. gegen 4 Uhr des Morgens wurde in Frankreich auf einer Strecke von mehr als 40 Meilen, zu Nantes, Angers, Laval, Rouen ꝛc fast in der nämlichen Zeit ein ziemlich heftiges Erdbeben verspürt. Um 4 Uhr Morgens wurden die Einwohner von La Flèche, im Sarthe-Departement, durch 4 — 5 Erdstöße aufgeweckt. Verschiedene Schornsteine stürzten ein. Die Stöße dauerten ungefähr 25 Sekunden. Man bemerkte, daß bei einem leichten Südwinde der Himmel

sehr

sehr heiter war. Um 4 Uhr 5 Minuten ward Laval, im Mayenne-Departement, erschüttert, und um 4¼ Uhr erfuhr Nantes einen heftigen Erdstoß, der über eine Minute dauerte, und Hausgeräth auch andere Sachen umstürzte. Die Luft war zu dieser Zeit in der Gegend von Nantes ganz erleuchtet. Mehrere dasige Einwohner flohen aus ihren Häusern, oder griffen, indem sie die Meublen knacken hörten, zu den Waffen, weil sie glaubten, daß Diebe da wären. Der Erdstoß ward von einem entfernten Geräusch begleitet. Zu Angers dauerte die Erschütterung 2 Minuten, zu La Fleche folgten deren 5 auf einander. Auf dem Wasser sollen sie am stärksten gewesen sein. Die Umstände dabei wurden verschieden angegeben: nach Einigen war ein glänzendes und feuriges Meteor voraus gegangen, nach Andern die Nacht vorher drückend schwül gewesen. Ueberall aber wird bezeugt, daß ein abscheuliches Wetter und sehr starker Regen erfolgt sei. Die Richtung scheint im Ganzen von Westen nach Osten, d. h. vom Meere her gewesen zu sein. Zu Bonin, im Unterloire-Departement, hat dieses Erdbeben 150 Häuser beschädigt; 44 derselben sind in die dortigen Moräste eingestürzt. An demselben Tage wurde, außer zu Rochelle, auch auf der Insel Oleron das Erdbeben verspürt. Nach dem Erdstoße, wodurch eine Schildwache umgeworfen und ein Haus eingestürzt wurde, ging die See sehr hoch. Glücklicher Weise hat dieses Naturereigniß

mehr

mehr Schrecken als Schaden verursacht. — In Leipzig schneite es am 25. Febr. am 24. vorher war es sehr windig und thaute, und am 26. ebenfalls trübe und Thauwetter. — Zu Ende des Januars (vielleicht ebenfalls am 25.) verspürte man auch auf der Insel Jersey ein Erdbeben, wodurch mehrere Schornsteine einstürzten. — Merkwürdig ist es, daß seit dem 25. Januar der Vesuv Feuer auswirft, und daß durch einen sonderbaren Zufall gerade an diesem Tage Neapel wegen des am 23. erfolgten Einzugs der Franzosen illuminirt war.

Am 5. und 6. Febr. wurden zu Nantes wieder Erdstöße verspürt.

Am 19. Febr. Nachmittags um 4 Uhr war zu Avignon ein heftiges Erdbeben. Viele Häuser stürzten ganz ein, oder erhielten große Risse. Mehrere Personen wurden getödtet oder verwundet, und die meisten Fenster zerschmettert.

Am 11. Febr. und folgende Tage wütheten die Orkane mit Gewittern vermischt, wodurch zu Nantes, St. Malo, Angers und an andern Orten viele Dächer abgedeckt, Häuser eingestürzt und anderer Schaden angerichtet wurde. — Der schreckliche Sturm in der Nacht vom 21. — 22. Febr. stürzte bei Brüssel eine Mühle, so wie 3 benachbarte Häuser ein, und der Blitz tödtete auf den Wällen eine Schildwache. — In Rouen war am 21. Febr. Abends ein starkes Gewitter mit einem so heftigen Sturme, daß Fenster dadurch eingedrückt wurden. —

In

In derselben Nacht brach zu Dulken, einem Städtchen im ehemaligen Jülichschen auf dem linken Rheinufer, ebenfalls ein starkes Gewitter aus, welches die gegen 150 Fuß hohe Spitze des dortigen Kirchthurms mit einem Theile des Mauerwerks herab auf die Kirche und die herum stehenden Gebäude schleuderte, welche durch den gräßlichen Sturz theils zermalmt, theils stark beschädigt wurden. Auch die Stadtmauer ward umgeworfen, viele Häuser und Scheunen stürzten zusammen, von mehrern wurden die Dächer abgerissen und überhaupt großer Schaden angerichtet. — In der Gegend von Frankfurt am M. waren zu derselben Zeit mehrere heftige Gewitter. Auch wollen einige Personen Erdstöße verspürt haben. Das Nämliche fand zu Crefeld Statt, wo ein Flügel des St. Antonius-Thors aus den Angeln gehoben und zur Erde geworfen wurde. — Dieser Sturm wüthete in der nämlichen Nacht auch in Oestreich, Sachsen und andern Teutschen Ländern. In Dresden war er gleichfalls mit Donner und Blitz begleitet.

Die natürlichen Folgen eines so harten und strengen Winters konnten bei eintretendem Thauwetter nicht ausbleiben. Der tiefe Schnee, womit die Felder über zwei Monate bedeckt waren, und der von Zeit zu Zeit vermehrt wurde, zerschmolz, wodurch alle große und kleine Gewässer weit über ihre Ufer angeschwellt, durch Ueberschwemmungen große

Ver-

Verwüstungen angerichtet, und durch Beschädigung oder gänzliche Zerstörung der Brücken und Wege alle Kommunikation theils erschwert, theils gänzlich gehemmt wurde.

Im südlichen und westlichen Teutschland verursachte schon das erste Thauwetter, welches gegen Ende des Monats Januar eintrat, große Noth und vielen Schaden. Die kleinern Flüsse in Oestreich, Bayern, Schwaben, den Rheingegenden und Westphalen gingen auf, wurden durch das Schneewasser angeschwellt und sprengten durch ihr gewaltsames Zuströmen hin und wieder die Eisdecke in den größern Strömen, der Donau, dem Rhein und Main. Da diese großen Flüsse nicht durchgehends aufthauten, das Eis also keinen freien Abzug hatte und den zuströmenden Gewässern starke Dämme entgegen setzte, so erreichten die Ueberschwemmungen in den gedachten Gegenden zum Theil die nämliche, zum Theil eine noch größere Höhe als im Spätwinter von 1784. Am traurigsten lauteten die Nachrichten vom Niederrhein, wo die Ueberschwemmungen vom 1. bis zum 12. Febr. unglaublichen Schaden angerichtet haben, hauptsächlich in der Batavischen Republik, oder den ehemaligen vereinigten Niederlanden. Denn da die verschiedenen Mündungen des Rheins durch diese Republik noch mit Eis bedeckt waren, so wurden ganze Distrikte unter Wasser gesetzt.

Der

Der Mainstrom nebst dem Rheine wurden, welches ein höchst seltener Fall ist, zu Anfange des Februars zum zweiten Male mit Eis belegt. Als am 17. d. M. bei Frankfurt das Eis zum zweiten Male brach, stieg das Wasser zu einer solchen Höhe, daß der untere Theil der Stadt und die umliegende Gegend völlig unter Wasser gesetzt wurden.

Die Ueberschwemmungen des Rheins übertrafen ebenfalls die von 1784 und richteten erstaunliche Verwüstungen an. In der Gegend von Mainz war er am 6. Febr. in einer Strecke von 2 Stunden schon ganz offen, allein bei Walluf, zwei kleine Stunden davon, stand er noch ganz fest. — Oberhalb Düsseldorf that er einen fürchterlichen Ausbruch und nahm seinen Strom mit solcher Gewalt gegen die Stadt, daß alle Festungswerke von der obern Seite des Berger Thors nebst der großen steinern Brücke des Ratinger Thors, die so genannten Bären und einige Hauptfestungswerke zusammen gerissen wurden. — Bei Duisburg ging er am 20. Febr. zum zweiten Male auf. Das Wasser stieg so hoch, daß in den Jahren 1709, 1740, 1784 und 1795 kein Beispiel davon existirt: am Schwanenthore reichten nur noch die Dachspitzen der Häuser hervor. — Zu Ruhrort ging das Wasser am 5. Febr. 2 Schuh hoch über die Deiche und stieg 3 Fuß höher als im J. 1784; der Kettelbrückische Damm wurde durchbrochen. Das Eis brach am 19. Februar. — Zu Weurt, eine Stunde

von

von Nimwegen brach der Deich durch und machte eine Oeffnung von mehr als 100 Ruthen. — In der Duißelt, der Rheingegend zwischen Cleve und Nimwegen, übertraf die Ueberschwemmung die vom J. 1784 ebenfalls um einen ganzen Fuß. — Bei Nimwegen wurde eine Mühle, nebst verschiedenen daran liegenden Häusern, mit Menschen und Vieh weggetrieben. — Der Bommeler Wald wurde durch einen Deichbruch ganz überschwemmt. — Nach einem Schreiben aus Amsterdam vom 12. Febr. thürmten sich fürchterliche Eisdämme auf, und es wurden verschiedene Deiche durchbrochen, wodurch ganz Geldern, Oberyssel und das Utrechter Gebiet unter Wasser gesetzt wurden. — Nach einem andern Schreiben aus Utrecht vom 12. Febr. waren zwischen der Maas und Wahl 17 bis 18 Dörfer so tief unter Wasser gesetzt, daß kaum die Dächter der Gebäude hervorragten. An vielen Orten sah man Leichen von Menschen und Vieh schwimmen. — Indessen sind dieß nicht die einzigen Gegenden und Oerter, die den Verheerungen des Rheins ausgesetzt waren: die Oerter Zons, Nivenhein, Dormagen, Rheinfelden u. a. haben ebenfalls viel gelitten. — Der Schaden, den das Durchbrechen der Dämme und die Ueberschwemmungen am Niederrheine verursacht haben, wird auf mehrere Millionen berechnet. Ueberhaupt kann man sich von dem allgemeinen Elende, welches die Ueberschwemmungen in der Batavischen Republik verursacht haben, keinen

richti-

richtigen Begriff machen. Manche Familien mußten auf den Dächern ihrer Häuser verhungern, weil das Treibeis den Kähnen keinen Zugang gestattete. An mehrern Orten wurden Menschen und Vieh, die sich auf Anhöhen geflüchtet hatten, von Raben wüthend angefallen! — Das Direktorium hat unter die unglücklichen Opfer in Geldern und andern Gegenden eine Summe von 100,000 Gulden vertheilen lassen.

Auch die Donau hat durch den Eisgang und seine Ueberschwemmungen in vielen Gegenden großen Schaden angerichtet. Am 29. Jan. war sie bei Ulm so groß als im J. 1784. Bei Regensburg erreichte sie bis zum 3. Febr. ebenfalls die Höhe von 1784, und das Wasser drang durch die Stadtthore ein. In Wien trat das Thauwetter den 27. Jan. ein. Wegen der durch den Eisgang sehr beschädigten Donaubrücken und der dadurch aus Mähren und Böhmen gehemmten Zufuhr stiegen die Lebensmittel daselbst mehr als um die Hälfte im Preise.

Am 24. Febr. stemmte sich das aufgebrochene Eis der Elbe im Meißen vor der Brücke und häufte sich zu einer solchen Höhe an, daß das Wasser auf einmal seine Richtung nach der Stadt zu nahm und in Zeit von einer Stunde so sehr wuchs, daß viel Häuser bis über die erste Etage unter Wasser gesetzt wurden. Die der Elbe nahe liegenden Häuser wurden von den zum Theil über 10 Ellen langen

und breiten und über 1 Elle dicken Eisschollen zertrümmert, und die Mobilien mit fortgerissen. — Die Schifffahrt auf der Elbe war sehr lange gehemmt. In der Gegend von Hamburg wurde sie erst in der Nacht vom 9. — 10. März vom Eise frei.

Am 24. Febr. wurden, so wie an demselben Tage des J. 1784 zu Freyburg in Sachsen die auf dem Helm und der Unstrut sich gehäuften sehr starken Eisschütze durch das wilde Harz- und Waldwasser fortgerissen, welche sodann die Wasser- und Mühlenbrücken, auch andere in dem Flusse befindlichen Gebäude mit forttrieben. Daraus entstand eine Wasserfluth, die noch 2 Ellen höher stieg als die im J. 1784. Die dem reißenden Strome zunächst gelegenen drei Vorstädte wurden ganz überschwemmt und 23 Gebäude und viele Gartenwände mit großer Gewalt schnell niedergerissen und eben so viel beschädigt, wobei die Einwohner von ihrem Getreide, Kleidungsstücken und andern Habseligkeiten sehr wenig retteten, indem sie selbst nur mit äußerster Gefahr aus ihren zusammen gestürzten Häusern auf Kähnen und Flößen in Sicherheit gebracht werden konnten. Auch in Laucha, Reinsdorf, Alt-Gottern, Schönwerde, Bottendorf, Rosleben und andern Orten hat die Unstrut grosßen Schaden angerichtet.

Das Dorf Skortleben, nahe an der Saale bei Weißenfels wurde vom 23 Febr. an ganz unter

Wasser

Wasser gesetzt. Die Einwohner konnten bloß ihr Leben und Vieh retten. Der größte Theil der Häuser ist eingestürzt. — Bei Bernburg wuchs die Saale in der Nacht vom 25. — 26. Febr. zu einer solchen Höhe an, die sie seit Menschengedenken nicht erreicht hatte. Die Gewalt des Stroms brach an einigen Stellen der Stadtmauer durch, überschwemmte einen Theil der Stadt und veranlaßte den Einsturz mehrerer Häuser, deren Bewohner nur mit angestrengter Mühe und Gefahr gerettet werden konnten. Am 26. stürzte sogar ein Pfeiler der festen Saalbrücke ein. Nicht minder schrecklich sind die Verheerungen, welche die Saale in Ober-Glaucha, Passendorf, Gröllwitz, Beuchlitz, Holleben, Schlettau u. a. O. anrichtete. Zu Angstdorf blieb bloß eine Scheune stehen.

Der zu Nürnberg durch den Eisgang verursachte Schaden wird auf mehr als 100,000 Gulden angegeben.

Im Hessen-Casselischen war die Ueberschwemmung eben so groß als im J. 1763.

In der Stadt Kaaden in Böhmen stand das Wasser 23 Prager Werkschuh hoch, also 4 Schuh höher als 1682.

Da der Winter in Italien und Frankreich verhältnißmäßig nicht minder heftig und anhaltend gewesen ist, so haben auch dort die ausgetretenen Flüsse schon zu Ende des Januars vielen Schaden gethan.

gethan. Unter anhaltendem Regen ging am 28. Jan. zu Paris das Eis der Seine auf, wodurch in der Stadt große Ueberschwemmungen angerichtet wurden. Den Place de Greve, die St. Honore'-Straße ꝛc. konnte man nur auf Kähnen passiren. Das Wasser drang bis in die Elisäischen Felder vor, wo es zu Anfange des Febr. 3 — 4 Fuß hoch stand, und durch die wieder eingetretene Kälte die seltene oben S. 452, angeführte Erscheinung herbeigeführt wurde. — Im Somme-Departement hat der Fluß gleiches Namens großen Schaden angerichtet. — In den Gegenden von Dieppe entstand durch das Aufwälzen des Schnees und Eises ein Strom, dessen Verwüstungen das schrecklichste Schauspiel darboten. Das ganze Thal Arques stellte ein weitschichtiges Meer dar. Das Wasser schlug bis an die Dächer. Die Seine, die Loire, die Marne, alle Flüsse waren ausgetreten. — In der Gemeinde Rouen wurde die Vorstadt Sever von der Stadt abgeschnitten, und ein Schiff, welches Einwohner der einen in die andre übersetzen sollte, ging mit 17 Personen unter, wovon nur 3 gerettet wurden. Unter den Ertrunkenen befanden sich Aeltern von 7 Kindern. —

Daß übrigens dergleichen Winter an sich nichts unerhörtes sind, daß man daraus nicht etwa auf eine allgemeine Veränderung schließen könne, die mit dem Erdball vorgegangen sein möchte, daß sie

auch

auch nicht zu bestimmten Zeiten wieder zurückkehren, beweisen die Nachrichten, die uns die Geschichte, wiewohl nur sparsam und mangelhaft, aufbehalten hat. Man findet dergleichen Nachrichten in „Bocks wirthschaftlicher Naturgeschichte von Preußen“ gesammelt, die wir hier anführen, ohne übrigens die Genauigkeit aller einzelnen Angaben genauer zu prüfen oder zu verbürgen.

Im Jahr 401 war das schwarze Meer (wie sich von selbst versteht, bloß an den Küsten) 20 Tage lang mit Eis belegt. 558 war die Donau bis zu ihrem Ausflusse zugefroren. 763 fing die Kälte schon im Oktober an, und dauerte bis zum Februar; das mittländische Meer war auf mehrere Teutsche Meilen von den Küsten mit Eis belegt. 859 fuhr man mit Wagen auf dem Adriatischen Meere. In den Jahren 1269 und 1296 stand ein großer Theil der Ostsee. 1307 geschah das Nämliche. 1364 war wieder ein sehr harter Winter. 1381 war der Winter so stark, daß die Lübecker mit beladenen Schlitten nach Preußen über die Ostsee kamen. *) 1423 fror die Ostsee so, daß man von Danzig bis Lübeck, und aus Mecklenburg nach Dänemark über Eis reisen konnte. 1426 war die Ostsee wieder mit Eis belegt. 1437

*) Im J. 1399 fror der Kanal bei Calais ganz zu, so daß man aus Frankreich nach England zu Fuße gehen konnte.

1437 war ein so kalter Winter, daß alle Weingärten um Mewe, Neuenburg, Culm und Thorn ausfroren. 1459 ging man noch am Gertrudentage zu Fuß und zu Pferde aus Dänemark über Eis nach Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, und aus Liefland von Reval nach Dänemark und Schweden.*) Der Frost dauerte bis zum 16. März 1460. Im Jahr 1496 war ein so harter Winter, daß man nach Lichtmesse über Eis von Danzig nach Hela **) fahren konnte. 1513 dauerte ein langer harter Winter von Michaelis bis Lichtmesse. 1554 froren alle Deiche in Preußen zu. 1569 war der Winter äußerst strenge. 1573 waren am 10. März noch alle Wälder mit Schnee und Eis bedeckt. 1578 lief man noch am 1. März mit Schlittschuhen von Danzig nach Hela. 1643 war die Winterkälte so anhaltend, daß um Ostern noch die Vögel erfroren. 1667 hielt der Winter lange an. In Sachsen fror die Elbe am 6. März von neuem und blieb 3 Wochen lang beeiset. 1686 reisete noch am 14. März

*) Wohl nicht in gerader Richtung über die See, welches man unbedingt für Unwahrheit erklären müßte, sondern nur über den Sund und die beiden Belten zwischen den Dänischen Inseln, und an den Küsten hin.

**) Ein kleines Städtchen auf einer Erdzunge in der Ostsee, Danzig gegen über, und ungefähr 2 Teutsche Meilen über See von dieser Stadt entfernt.

März ein Danziger Kaufmann von der Weichsel über die See nach Hela.

In diesem Jahrhunderte fror es 1709 bald nach Neujahr bis in die Mitte des Februars so heftig, daß viele Menschen ihr Leben einbüßten, und eine Menge Horn- und Federvieh und Wild umkam, auch die Fische in den Deichen starben. Die Kälte nahm den 6. Januar ihren Anfang, und am 15. März war es noch so kalt, daß der Speichel zu Eis ward, ehe er auf den Boden fiel. Im Anfange des Mai fuhr man noch mit Schlitten auf der Ostsee. In den Tagen der heftigsten Kälte ward die stärkste Potaschenlauge in freier Luft in kurzem zu Eis, und selbst der Wein-Spiritus gerann vor Kälte. Die Ostsee war zehn Meilen breit von den Küsten mit Eis belegt. In Teutschland, England, Frankreich und Ungarn waren viele Menschen und noch mehr Vieh erfroren, Bäume und Gewächse abgestorben. Die Erde blieb noch im Mai erstarrt, und die Wintersaaten mußten umgepflügt und mit Sommergetreide besäet werden.

1728 fing der Winter den 25. November an, und dauerte bis zum 1. April 1729. Noch in der Mitte des Märzes war ein großer Theil der Ostsee mit Eis belegt.

1739 fing nach einem fürchterlich heißen Sommer die Kälte den 4. November an. Den 5. waren schon die Weichsel, Nogath, Radaune, Mottlau, der Pregel und die Memel mit Eis belegt. Den 9.

Januar 1740 war die Kälte am stärksten. Reisende erstarrten auf den Wegen mit sammt ihren Pferden; andre kamen, so wie sie auf den Schlitten saßen, todt an den Thoren der Städte an. Alles Jungvieh erstarrte. Den Kühen wurden die Striche, dem Hornvieh die Klauen und Hinterbeine beschädigt. Die Kühe verwarfen. Hühner und Gänse lagen in den Ställen hingestreckt. Rehe und Hirsche wurden in den Wäldern todt gefunden. Feldhühner ließen sich mit den Händen greifen. In den Häusern fand man Ratzen und Mäuse erfroren. Wein, Bier und Essig wurden, wenn man damit über die Straße ging, zu Eis. Die Haut zersprang im Gesichte, als ob sie verbrannt wäre. Ohne Gefahr konnte weder gedroschen, noch das Vieh getränkt, noch nach den Wäldern gefahren werden. Den 27. Mai fiel in Wien noch Schnee, und in Laxenburg mußte deßhalb eine Reiherbeitze eingestellt werden. In Italien war die Kälte eben so heftig. Auf der Ostsee, selbst auf der Nordsee, fuhr man mit großen Lasten. Selbst die Schifffahrt auf dem Ocean war gehemmt. In Böhmen froren alle Deiche aus. Das Vieh mußte 30 Wochen lang im Stalle gefüttert werden. In den Schäfereien fielen die Schafe zu hunderten. In eben dem Jahre aber war in Island ein so schlaffer Winter, daß man nicht einmal Eis, sondern nur schlaggichtes Wetter hatte.

Der

Der Winter von 1766, 1767, 1776, 1788 und 1795 werden sich unsre Leser noch selbst erinnern.

* * *

Auf dem Cap der guten Hoffnung nahm man in der Nacht vom $\frac{21}{22}$. November 1798 wahr, daß die auf einmal außerordentlich angeschwollene See eine Menge todter und lebender Fische, See-Insekten, Muscheln ꝛc. daselbst mehrentheils ganz unbekannt, auf den Strand warf und dadurch die Vermuthung erregte, daß unter höhern Graden südlicher Breite ein Erdbeben, oder irgend eine andere erschütternde Explosion gewesen sein und diese Erscheinung bewirkt haben müsse.

* * *

Auf der Englischen Insel Wight ist am 8. Febr. 1799 ein Landstrich von 130 Morgen mit einem Wohnhause und andern Gebäuden an der südlichen Küste vom übrigen Lande abgerissen worden und vorwärts in die See gerückt.

* * *

Am 5. März, Nachts um $4\frac{1}{2}$ Uhr verspürte man zu Nizza ein Erdbeben, welches keinen besondern Schaden angerichtet hat.

* * *

In Westindien ist die Ernte so reichlich ausgefallen, daß es an Schiffen fehlt, den Zucker und andere Produkte nach England zu führen.

---

b) Gesetze und Verordnungen, die das ökonomische Publikum angehen.

Dem Scharfrichter zu Kottbus ist im März 1799 das Austheilen der magischen Butterschnitte für die von tollen Hunden gebissenen Menschen und Vieh, bei schwerer Strafe untersagt, und das Publikum angewiesen worden, sich bei dergleichen Vorfällen die Hülfsleistung vom Kreis- und Stadt-Physikus zu erbitten.

* * *

Die Böhmisch-Oestreichische Hof-Kanzlei hat einstweilen eine Ausfuhr in die Baierschen Lande von 50,000 Scheffeln Korn und 50,000 Scheffel Gerste bewilligt.

* * *

In der Batavischen Republik ist die Ausfuhr des gesalzenen Fleisches verboten worden, weil sich der Französische Minister beschwert hatte, daß den Feinden der Republik Provisionen aus der Republik zugeführt würden.

* * *

Die Toscanische Regierung hat die Ausfuhr von 12,000 Säcken Getreide nach Corsika erlaubt.

c) Neue Entdeckungen und Erfindungen.

Der Gärtner Ernst Stitzel in Rotenburg an der Fulde hat, außer der Maschine zum Wegputzen des Grases in den Gängen großer Gärten,

auch

auch eine dergleichen kleinere Maschine für Besitzer mittelmäßiger und kleiner Gärten erfunden, welche weniger zu erbauen kostet und durch Menschen gezogen werden kann. Der Preis eines Kupferstichs für die größere Maschine ist auf 2 Laubthaler herabgesetzt und für die kleinere auf einen Laubthaler bestimmt worden. Wenn sich Interessenten genug finden, so wird Herr Stitzel noch die Erfindung einer andern nützlichen Maschine zum leichten und geschwinden Ausstechen des Rasens bekannt machen.

* * *

Durch wiederholte chemische Versuche ist es dem Dokt. der Arzneiwissenschaft, Joachim Gotthilf Mejo in Nossen, gelungen, 1) einen künstlichen Arak zu verfertigen, welcher dem von Goa völlig gleich kommt und nur halb so theuer als letzterer ist. 2) Auch bereitet er einen wohlfeilen Bischof-Extrakt von vorzüglicher Güte. 3) Hat er ein zertheilendes Sal Quassiae resolvens erfunden, wovon er das Pfund für 1 Rthlr. 8 Gr. verkauft. 4) Kann er ein Mittel bereiten, wodurch man dem Biere nicht nur einen angenehmen Geschmack, sondern auch eine geistigere und stärkende Wirkung geben kann. Zu einer halben Tonne Bier braucht man 2 Loth, welche 8 Gr. kosten. — Die Bereitungsart von Nr. 1. und 2. macht er, jedoch nur Einem an jedem Orte, gegen ein Honorar von 8 Rthlr. bekannt, und zwar 5 Rthlr. für den Arak, und 3 Rthlr. für den Bischof-Extrakt.

* * *

Der

Der Regierungsbote, J. G. Herklotz in Dresden hat ebenfalls *) eine Maschine, das Durchgehen der Perde zu verhindern, erfunden. Die Kosten für eine solche Maschine, die auch bei Reitpferden anwendbar ist, betragen nur 2 Rthlr. Sie wird den Pferden mit dem Geschirr aufgelegt und dient zugleich als ein schicklicher Putz derselben. Durch das Anziehen einer Schnur, die entweder auf dem Kutscherbocke oder im Wagen selbst geleitet wird, verrichtet sie augenblicklich ihre Wirkung, und die Pferde müssen sich nach Belieben lenken lassen. Ein Modell dieser Maschine kostet bei dem Erfinder 3 Rthlr.

* * *

Der Mechanikus, Bürger Schmidt in Paris, hat folgende Erfindungen gemacht und darüber ein Patent erhalten: Die erste und einfachste besteht darin, das Rauchen in Stuben zu verhindern, welche Höhe und Krümmungen auch die Röhren der Oefen oder Kamine haben mögen, selbst wenn der Herd sehr wenig tief ist, und das Feuer vorgezogen wird und Thüren und Fenster wohl verwahrt sind. — 2) Die Wärme in einem großen Zimmer so zu vermehren, daß man am Fenster arbeiten kann. — 3) Die Luft in Stuben rein zu erhalten, welche in solchen, die man auf die gewöhnliche Art heizt, immer verderbt wird. — 4) Feuchtigkeit und üble Ge-

*) Vgl. Oekon. Hefte 1797, Oktbr. S. 378 ff.

Gerüche zu entfernen, und dagegen nach Belieben Wohlgerüche zu verbreiten. 5) Die Betten zu wärmen, ohne Furcht vor Feuer und Kohlendampf. — Der Preis für eine Maschine, welche obige Vortheile bewirkt, und auf Lebenszeit gebraucht werden kann, ist 48 Franken (ungefähr 12 Rthlr.).

* * *

Zu Braunschweig werden ebenfalls schon Entwürfe gemacht und Anstalten getroffen, aus der Runkelrübe *) Zucker zu bereiten. — Auch in Sachsen wird bereits vom Prof. Lampadius in Freiberg Zucker und Strop aus diesen Rüben bereitet.

* * *

Nach den sorgfältigst angestellten Versuchen mit allen bisher bekannten Kaffe-Surrogaten hat die Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg bekannt gemacht, „daß die Eichel den besten Teutschen (soll wohl heißen Russischen) Kaffe liefere, da sie, wenn man ihr die fehlende ölige Eigenschaft zu geben suche, alle erforderliche Requisite (d. h. alle erforderliche Erfordernisse) des Kaffes besitze. Um ihr nun diese zu geben, bedarf es bloß folgendes (n) Verfahren (s): Wenn die ausgebrannten Eicheln braun gebrannt und ausgeschüttet worden sind, so darf man nur frische ungesalzene Butter in kleine Theile zerschneiden und diese zu den

in

*) Vgl. Oekon. Hefte, 1799, März, S. 279 ff. und April, S. 382.

in eine Schüssel ausgeschütteten noch heißen Eicheln thun, sie dann sogleich fleißig umrühren, oder zudecken und öfters umschwenken, damit sich diese überall gehörig vermische, so hat man den unschädlichsten schmackhaftesten Teutschen (Russischen) Kaffe, der allen bisherigen Künsteleien den Vorrang streitig macht; auch ist derselbe weit wohlfeiler als aller bisher bekannte, da er gar keiner Zubereitung bedarf und von Kindern eingesammelt werden kann." — Da es in der Wirkung keinen Unterschied geben kann, so würden wir rathen, die Butter erst beim Kochen hinein zu thun.

---

d) Vermischten Inhalts.

Unter der Aufsicht von Bidrn, der seit dem Juli 1798 durch ein für ihn schmeichelhaftes Reskript, den Titel Oberplantage-Inspektor in Danzig mit Gehalt bekommen hat, ist auch im J. 1798 ein neues Stück Sanddünen von beinahe 1000 Ruthen Länge und 60 — 100 Ruthen Breite, mit eben den Pflanzen und Bäumen, deren man sich in den vorhergehenden Jahren bedient, besetzt worden. Ungeachtet dieser Strich von allen Seiten frei, die Dünen über 109 Fuß hoch, die Dürre in den Monaten, wo die Pflanzen am besten wachsen sollten, anhaltend, Orkane sehr häufig, und der Nordwind vom Februar bis September fast beständig herrschend war, so haben sich doch die Sandpflanzen meistens erhal-

erhalten, die Bäume aber viel gelitten; besonders sind die Sorten, welche auf den Flächen gesäet waren, wieder ausgeweht worden. Dergleichen Unfälle sind jedoch in der Regel nur selten, und Björn hofft sie in Zukunft durch mancherlei Verbesserungen, auf die er durch Erfahrungen geleitet worden, zu verhüten. Er zieht z. B. die Zäune nicht mehr in gerader Linie, sondern im Zickzack, damit sich der Wind auf allen Seiten breche. Auch hat ihm die Regierung erlaubt, in einem bisher unbenutzten Bruche der Nehrung eine Baumschule anzulegen, wo die Bäume schon von früher Jugend an den Boden und das Klima gewöhnt werden. Diese Sümpfe, die sonst nur wenig Erlen trugen, sind nun ausgetrocknet, und mit mehrern 1000 Akazien, Pappeln, Ahorn und andern im Sande wachsenden Bäumen, welche gut gedeihen, bepflanzt worden. Gewiß wird dadurch das Werk der Dünenpflanzung befördert, und der Versandung, welche ehemals schon ein ganzes Dorf allmälig verschüttet hat, gesteuert werden.

* * *

Im Appenzellischen werden den Sommer hindurch in kleinen Gärten längs der Sitter so große Schneckenherden gemästet, daß das Geräusch, welches die Bewegung ihrer gezahnten Kinnladen beim Fressen der Blätter hervorbringt, mehrere Schritte davon deutlich gehört werden kann. Die jungen Schnecken werden überall gesucht, gesammelt

und

und in diese Gärten gesetzt, wo der Eigenthümer sie erzieht und füttert, bis sie sich gegen den Winter einschließen. Außer dem, was sie auf dem Boden und an den in den Gärtchen stehenden Kirschbäumen finden, erhalten sie noch Sallat, Kohl, Kraut und andere Blätter, bei welcher Fütterung sie sehr groß und fett werden. Ehe die Fastenzeit anfängt, packen die Eigenthümer die zugeschlossenen Schnecken in Fässer und gehen damit in die Klöster Schwabens, Baierns, Oestreichs und selbst nach Wien, wo man sie als Leckerbissen statt der Austern kauft. Es giebt Schneckenhändler, welche sich ein artiges Vermögen gesammelt haben. Die Kapuciner in dem Flecken Appenzell mästeten ehemals für ihre eigene Tafel jährlich ein Heer von 40 bis 50,000 Schnecken.

* * *

In der Helvetischen Republik hielt im Januar d. J. der Deputirte Meyer in dem gesetzgebenden Körper eine weitläuftige Rede, um seine Mitbürger zu dem patriotischen Entschlusse zu bewegen, dem Gebrauche des Kaffes, Thees und Zuckers zu entsagen. Es ist zu wünschen, daß diese schöne Rede von gutem Erfolge sein, und auch bei uns beherzigt werde möge, da nach einer mäßigen Berechnung jährlich mehr als 126 Millionen Gulden für Kaffe aus Teutschland gehen.

* * *

Im

Im ersten Bogen des 3. Bandes der unter dem Titel: Das Neueste und Nützlichste der Chemie, Fabrikwissenschaft, Apothekerkunst, Oekonomie und Waarenkenntniß ꝛc. als monatliche Beiträge zur Nürnbergischen Handlungs-Zeitung, erscheinenden Schrift, wird folgendes Mittel, das Erfrieren der Bäume zu verhüten, angegeben: „Man pflücke die Blätter der Bäume etwas frühzeitiger ab, als sie abzufallen pflegen. Die rechte Zeit dazu muß man bei jeder Gattung von Bäumen durch wiederholte Erfahrungen besonders erforschen. Auch muß man nicht auf ein Mal alle Blätter abpflücken, sondern jedes Mal nach Gutbefinden etwas, doch so, daß der größte Theil herunter kommt, ehe sie von selbst abfallen.“ — Sollte eine solche Verstümmelung — vorausgesetzt daß sie, besonders bei großen Gärten, ausführbar wäre — den Bäumen nicht vielmehr schädlich sein?

* * *

Als ein neuer Beweis, wie sehr man sich in Schweden um landwirthschaftliche Gegenstände bemüht, dient folgende Nachricht. Auf dem Gute Langsta hat der Oberst-Lieutenant Schwedenheim vor zwei Jahren eine Dreschmaschine anlegen lassen, die durch den Beistand von 11 Personen und zwei Paar Ochsen ungefähr 14 Tonnen Saat des Tages abdrischt, und bei allen Gattungen von Korn und Bohnen anwendbar ist. Nach dem nämlichen Modell hat der Präsident Stjerngranat

nat bei Haußawick vor kurzem eine machen lassen, die jede Stunde eine Tonne abdrischt. Bei Bergholm aber hat der Rittmeister Baron Otto von Löwen eine verfertigen lassen, die sogar in Zeit von 18 Stunden gegen 50 Tonnen abdreschen kann.

* * *

Der Erbprinz von Oranien hat in der ihm zugehörigen Herrschaft Wiedczim in Südpreußen, zu welcher auch das Städtchen Kiebel gehört, die Hof- und Frohndienste, zur allgemeinen Zufriedenheit der bisherigen Dienstpflichtigen, gegen jährliche Zahlung eines Geld-Quantums, aufgehoben. Die Laßleute im Dorfe Wiedczim sind zugleich zu Eigenthümern gemacht, und jedem ist eine Nahrung von 40 Magdeburgischen Ruthen Landes zugetheilt worden. *)

* * *

In Warschau grassirte im December 1798 eine epidemische Bleikolik. Nach den allgemeinen Kennzeichen wurde sie von den Aerzten glücklich genug behandelt; aber die Ursache war nicht zu ergründen, bis man nun die Entdeckung gemacht hat, daß die dortigen Destillateurs, besonders die Juden, ihre Branntweine, statt mit Zucker, mit Honig anmachten, und sie mit Bleiglätte klärten. Bei den dießfalls angestellten Untersuchungen sind in 64 Un-

*) Vgl. Oekon. Hefte 1798, Oktbr. S. 382 f.

Unzen Liqueurs 8 Gran natürlichen Bleis gefunden worden.

* * *

Um die Aufnahme des Ackerbaues zu befördern, hat der Minister des Innern in Frankreich außer andern heilsamen Vorschlägen, die er macht, auch die Errichtung von Ackerbaugesellschaften empfohlen.

* * *

Der Magistrat in Regensburg hat unterm 14. Febr. 1799 eine Erinnerung ergehen lassen, daß, da bei gegenwärtigem Mehlmangel mehr Weitzen- als Roggenmehl vorhanden sei, sich die wohlhabendere Klasse für jetzt hauptsächlich an das weise Brot halten möge, um das schwärzere den Aermern zu überlassen.

Inhalt.

I. Vorbericht. S. 385 : 386

II. Bemerkungen über Herrn Hatzel's Meinung vom Brand im Weitzen. Von M. Spitzner. 387 : 401

III. Wird der Brand im Weitzen durch Ansteckung des Samens fortgepflanzt, und ist das Einkalken ein sicheres Mittel dagegen? Von W. Albert. 401 : 406

IV. Noch etwas über den Brand im Weitzen. Vom Kriegsrath Kummer. 407 : 414

V. Von der ländlichen Industrie, deren Beförderung und Leitung. 415 : 450

VI. Kurze Nachrichten.

a) Naturbegebenheiten. 451 : 469

b) Gesetze und Verordnungen, die das ökonomische Publikum angehen. 470

c) Neue Entdeckungen und Erfindungen. 470 : 474

d) Vermischten Inhalts. 474 : 479

Intelligenz = Blatt

zum Monat Mai 1799.

Nachricht.

Der Monat März vom Allgemeinen litterarischen Anzeiger 1799, welcher aus 16 ordentlichen Nummern (Nr. 34 - 49) nebst 5 Beilagen besteht, enthält: 18 Korrespondenz = Nachrichten aus Wien, Bruchsal, Strasburg, Frankfurt am Main, Rastadt, Mähren, Oestreich, Ebersdorf, Halberstadt, Gotha, Bayreuth, Amsterdam und ungenannten Orten, namentlich von Lenz, Lalande, Paulmann und Ungenannten. — Recension der von Münchischen Ausgabe des Protocolls der Reichs = Friedens = Deputation. — Fortgesetzte historisch = litterarische Notiz von 11 den Kursächsischen Landtag betreffenden Schriften. — Probe einer neuen Sammlung von Xenien. — Biographische Nachrichten von dem verstorbenen Gelehrten D. J. Merkel in Dresden. — Ueber die Parteilichkeit einiger unsrer kritischen Journale und Zeitungen. — 23 Beantwortungen und Berichtigungen von Anfragen und Nachrichten im ALA. und Andern, von Schmid, Eberhard, Delius, Dyk, Wedekind, Scherer, Dietz, Roos, Hellbach, Bruns, Behr und Ungenannten. — 30 längere und kürzere vermischte Aufsätze, Bemerkungen, Anfragen, Nachrichten, Wünsche, Anzeigen, Anekdoten, Rügen, Akrogramme u. s. w. von Opitz, Wedekind, Heinzmann, Gaheis, Zadig, Feder und Ungenannten. — Die Beilagen enthalten 66 Nachrichten und Anzeigen von Gelehrten und Buchhändlern merkantilischen Inhalts.

Wöchentlich erscheinen vom ALA. 4 Nummern, ohne die Beilagen. Der aus 204 Nummern bestehende Jahrgang

gang 1799 des ALA. kostet in wöchentlicher Lieferung 4 Rthlr. 12 Gr. Sächs. oder 8 Fl. 15 Kr. Rhein. oder 3 Laubthaler, und monatlich brochirt 4 Rthlr. Sächs. oder 7 Fl. 15 Kr. Rhein. oder 2½ Laubthaler und 30 Kr. Außer an alle Buchhandlungen, wendet man sich für die königl. Preußischen Staaten an das königl. Preußische Grenz-Postamt in Halle. Für sämmtliche Reichs Posten hat die kaiserl. Reichs-Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition in Erfurt, und für die übrigen Postämter die kurfürstl. Sächs. Zeitungs-Expedition in Leipzig die Hauptversendung übernommen.

Der I. Band des ALA. oder der halbe Jahrgang 1796, aus 83 Bogen bestehend, kostet 1 Rthlr. 8 Gr. Der II. und III. Band, oder die Jahrgänge 1797 und 1798; jeder über 200 Bogen stark, 4 Rthlr.

* * *

Das April-Stück 1799 des Journals für Fabrik, Manufaktur, Handlung und Mode, oder das 4. Stück des XVI. Bandes enthält: I. Wie können die Vortheile, welche durch das Wandern der Handwerksgesellen möglich sind, befördert, und die dabei vorkommenden Fehler verhütet werden? Vom Pfarrer Leopold in Appenrode. II. Beiträge zu einer Geschichte des Luxus der Vorzeit. III. Etwas über die Vergleichung des republikanischen Kalenders mit dem Gregorianischen. IV. Bestand der Batavischen Seemacht zu Ende des Jahres 1798. V. Ueber die Kultur des Zuckerrohrs in den Französischen Kolonien. Aus dem Franz. VI. Versuch einer neuen Entwerfung der Häfen und Seeküsten für geübtere Seefahrer. Mit 1 Kupfertafel. Von Braubach in Bremen. VII. Einige Bemerkungen über den Aufsatz: Warum ist der Kaufmann im Allgemeinen aufgeklärter als die übrigen Volksklassen? Von E. L. A. in W. VIII. Vermischte Nachrichten. (18) Politische und andere Handelsvorfälle. (9) Gesetze und Verordnungen, die das handelnde Publikum betreffen. (11) Neue Entdeckungen und Erfindungen. IX. Anzeige und Beschreibung neuer Fabrik- Manufaktur- Kunst- Handlungs- und Mode-Artikel. X. Anzeige von (8) Häusern und Etablissements.

Der

Der XVI. und XVII. Band dieses Journals, oder der Jahrgang 1799, welcher aus 12 Monatsstücken mit 24 natürlichen Zeugmustern, 12 schwarzen und illuminirten Kupfern besteht, kostet in allen Buchhandlungen und auf allen Postämtern Teutschlands 5 Rthlr. Sächs. oder 9 Fl. Rhein. — Ein kompletes Exemplar, die Jahrgänge 1791 bis mit 1799, oder Band I bis mit XVII enthaltend, kostet 37 Rthlr. 16 Gr.

Leipzig, im April 1799.

Roch und Weigel.

Erholungen. Herausgegeben von W. G. Becker. IV. Bändchen für 1798. Leipzig, bei Roch und Weigel. (Preis 1 Rthlr.)

Dieses Bändchen enthält:

I. Die Gefahren der falschen Delikatesse. Eine Geschichte. Vom Prof. Eberhard. II. Die Biene, der Goldkäfer und die Rose. Eine Fabel. Von Weisse. III. Der Rabe und die Dohle. Eine Fabel. Von Weisse. IV. Eduards Bekehrung zum Ehestande und seine Wanderung auf Freiers Füßen mit seinem Vetter Jakob. Von August Mahlmann. V. Prolog bei der Wiedereröffnung des Breslauer Theaters. Von Manso. VI. Modebilder. Zweites Heft. Von Kretschmann. VII. Der Unzufriedene. Von Kretschmann. VIII. List um List, oder was ein Kuß nicht vermag! Von A. G. Eberhard. IX. Fabeln nach Krasicki. Von N. X. Die Ueberraschung, eine Familienscene. Von K. C. N. Müller. XI. Der Reisende. Fortsetzung. Von Bürde. XII. Vier Fabeln. Von Kretschmann. XIII. Gedichte von E. Bernard, geb. Gad; Lebrecht Möller; E. E. Eccard; und Ernst von Wedig.

Die Erholungen werden fortgesetzt, und das erste Bändchen für das Jahr 1799 wird nächstens erscheinen.

* * *

So eben ist auch das I. Bändchen von diesen Erholungen für 1799 (brosch. Preis 1 Rthlr.) mit folgendem Inhalt erschienen:

I. Der

I. Der Schleier. Von A. G. Eberhard. II. Hal Mehi. Eine Persische wahre Geschichte. Von Meißner. III. Das junge Hänflings-Paar, und IV. Das Pferd und die Gänse. Zwei Fabeln. Von Weiße. V. Der Brand. Ein häusliches Gemälde. Von G. W. C. Starke. VI. Die Teufel. Von von Einem. VII. Revolutionsgeschichte von Neapel unter dem Herzog Heinrich von Guise, aus dessen eigenhändigen Nachrichten gezogen von Dr. Chsti. Ernst Weiße. VIII. Proben der Dichtung ungebildeter Völker. Von Adelung. IX. Der Glaube. Vom Prof. Grohmann in Wittenberg. X. Aathos und Kalli. Eine Erzählung aus dem goldenen Zeitalter. Von August Mahlmann. XI. Tsouy ode. der Philosoph. Eine Chinesische Geschichte. Von Weiße.

Das 2. Bändchen erscheint in der Ostermesse, das 3. zu Johannis und das 4 zu Michael d. J. — Ein aus 12 Bändchen bestehendes kompletes Exemplar, oder die Jahrgänge 1796 bis mit 1798, kostet 12 Rthlr.

Oekonomische Hefte

für den

Stadt- und Landwirth.

Juni, 1799.

I.

Von der ländlichen Industrie, deren Beförderung und Leitung.

(Beschluß der im vorigen Heft abgebrochenen Abhandlung.)

§. 5.

Mit den angeführten Veranstaltungen zur Ermunterung, Unterhaltung, Vermehrung und Ausbreitung der Industrie muß die Polizei die genaueste Aufmerksamkeit auf ihre sich äußernde Richtung und Fortschritte nicht nur überhaupt, sondern auch in jedem ihrer Theile und die beständige Vorsorge für derselben Leitung, nach den Erfordernissen des speciellen häuslichen Wohlstandes der Unterthanen so wohl, als des allgemeinen Wohlstandes des ganzen Staats verbinden. In so fern es nun hier auf

die Leitung der ländlichen Industrie besonders ankommt, lassen sich die Hauptgegenstände jener anzuwendenden Aufmerksamkeit und Vorsorge in folgende drei Sätze zusammen fassen.

Dem Betriebe aller ländlichen Nahrungsgewerbe muß eine solche Einrichtung gegeben werden, daß dadurch

1) nicht bloß eine große Menge, sondern auch eine große Mannigfaltigkeit und Vollkommenheit nutzbarer Naturalien;
2) ein starker Umlauf und eine hinlängliche Vertheilung derselben in allen Gegenden des Staats; und
3) ein gerechtes Verhältniß dieser Gewerbe so wohl gegen einander selbst, als auch gegen die inländischen städtischen Nahrungsgewerbe, erlangt werde.

§. 6.

In das Verzeichniß der schicklichsten und wirksamsten Mittel zur Erreichung jener Zwecke gehört:

1) Die landesherrliche Vorsorge, daß dem Landmanne die Erlangung der Materialien und Werkzeuge, welche zur Gewinnung einer großen Mannigfaltigkeit und Vollkommenheit nutzbarer Naturalien erforderlich sind, möglichst erleichtert werde. Einem Lande, das großen Ueberfluß an Schafviehe, oder an Weinbergen, oder an Waldungen, oder an

Weitzen

Weitzen und Dinkel ꝛc. hingegen eben so großen Mangel an andern eben so nöthigen Getreidearten, oder an Hornviehe, oder an Flachse, oder an verschiedenen unentbehrlichen Handelskräutern ꝛc. hat, dessen Schafvieh noch überdieß mit weniger und grober Wolle bedeckt ist, oder dessen Weinberge mit schlechten Gewächsen, oder ein großer Theil seiner Waldungen mit krüppelichten Gesträuchen besetzt sind, fehlt noch sehr viel an der Vollkommenheit seines Wohlstandes. Die Vertauschung seines Ueberflusses von jenen Produkten gegen die ihm fehlenden ausländischen Waaren der Nothwendigkeit ersetzt ihm diesen Mangel gewöhnlich sehr unvollkommen, und alsdann mit beträchtlichem Verluste, wenn es diesen Ueberfluß nicht in nahe gelegenen, sondern nur in weit entfernten Staaten absetzen kann. Je größer hingegen die Mannigfaltigkeit und je vorzüglicher die Güte der nutzbaren Naturalien ist, welche der Landmann hervorbringt, um so viel mehr befindet sich derselbe und der ganze Staat in dem Besitze und Genusse desjenigen, was zur Nothdurft, zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen des Lebens gehört. Um nun seine Industrie dahin zu leiten, muß ihm die Erlangung der Hülfsmittel dazu möglichst leicht gemacht werden. Folgende specielle Belspiele werden am besten erläutern, in welchen Fällen und auf welche Art dieses geschehen könne und müsse. Die Gewinnung des wegen seiner außerordentlichen Vermehrung und zur Viehmästung

mästung so vortheilhaften Türkischen Weitzens, des wegen seiner Dauerhaftigkeit und Fruchtbarkeit zu empfehlenden Englischen Hafers mit rothen Samenkörnern, des so dauerhaften und durch seine obgleich gröbern, doch längern und häufigern Halme so nutzbaren Siberischen Flachses, des Krapps, des Waids ꝛc. vermißt man in vielen Gegenden Teutschlands gänzlich, wo deren Anbau zugleich mit dem Anbaue anderer daselbst gewöhnlichen ökonomischen Pflanzen doch eben so thunlich als nützlich wäre. In andern Gegenden ist das Schaf- und das Zugvieh von der schlechtesten Beschaffenheit. In einigen erntet man deßhalb in den mehresten Jahren keine so guten Küchengewächse, kein so gutes Obst, oder kein so reines und mehlreiches Getreide als in andern Gegenden; weil es gewöhnlich an guten Gartensämereien, an der Zuzucht besserer Obstarten, oder an reinem und gutem Saatkorne fehlt. In andern verursachen die ungeschickten Ackergeräthschaften einen Mangel an dem Betrage so wohl, als an der Güte der ökonomischen Produkte. Soll also der Landmann dahin gebracht werden, daß jenen Mängeln an Mannigfaltigkeit und Güte seiner Produkte durch seine Industrie abgeholfen werde, so müssen Veranstaltungen vorhanden sein, daß er aus den herrschaftlichen Korn-Magazinen, oder von den herrschaftlichen Kammergütern mit dem reinsten und besten Saatkorne versorgt, daß seine Schafzucht durch vorsichtigere Auswahl unter den inländischen

Schaf-

Schafböcken und durch herbeigeschaffte Spanische Schafböcke veredelt, daß sein Zugvieh durch die inländischen Stutereien, und durch den Ankauf der zum Ackerbaue so vorzüglich nutzbaren Ungarischen Ochsen verbessert, daß er gegen die Betrügereien der Vieh- und Samenhändler *) möglichst gesichert, daß den herrschaftlichen Domänen-Gütern ein Vorrath an Sämereien von den bisher noch nicht angebaueten Pflanzen, z. B. von Türkischem Weitzen, rothem Englischen Hafer, Siberischem Flachse, Klee, Esparsette, Luzerne, von den besten Sorten des Krapps, des Waids, des Tobaks ꝛc. und hiervon, nach vorgängig bei diesen Gütern damit gemachten und gut ausgefallenen Versuchen, dem Landmanne unentgeldlich mitgetheilt, und daß ihm bei eben diesen Gütern die Struktur und der Gebrauch besserer Werkzeuge des Ackerbaues nicht nur gezeigt und empfohlen, sondern ihm auch dazu verholfen werde. **)

Zur

*) In diesem Betrachte verdient der städtische Handel mit Leinsamen, wegen seines großen Einflusses auf den ländlichen Nahrungsstand, eine ganz besondere Aufmerksamkeit, und eben deßhalb die auf die Verhütung des Betruges in solchem Handel abzweckende, musterhafte herzogl. Braunschw. Verordnung vom 28. Mai 1754 (s. Fredersdorfs Promtuarium der Fürstl. Braunschweig-Wolfenbüttelschen Landesverordnungen, S. 435) eine allgemeine Nachahmung in Teutschland. d. Verf.

**) Der bloß in sehr verqueckten, zähen und steinichten Boden taugliche, aber außer dem höchst ungeschickte

Haken-

Zur Leitung der ländlichen Industrie überhaupt, und besonders zur Beförderung einer starken Zirkulation der gewonnenen nutzbaren Naturalien und deren hinlänglichen Vertheilung in allen Gegenden des Staats hat jede Landesregierung ein anderes sehr kräftiges Mittel in Händen, nämlich

2) die Anordnung der Abgaben von den ländlichen Produkten. Hierdurch kann sie die Hervorbringung und den Verbrauch derselben solchergestalt befördern oder hemmen, und jenen beiden solche Richtung geben, als es ihren Absichten gemäß ist. Findet sie z. B. nöthig, einer gewissen Gegend eine stärkere Zufuhr an Getreide, an Wolle, an Flachs, oder an rohen Häuten zu verschaffen; so werden die Verkäufer dieser Waaren gewiß nicht versäumen, dieselben eben dahin häufiger als vorhin zu bringen, wenn sie durch eine beträchtliche Verminderung, oder

Hakenpflug ist noch in verschiedenen Gegenden Teutschlands im Gebrauche, wo er schon längst hätte abgeschafft werden sollen. Die Egge hat an einigen Orten eine so fehlerhafte Struktur, daß bloß die hinterste Hälfte ihrer Zacken die Erdklöße fasset, und solche sehr unvollkommen zermalmet: und von der zu diesem letztern Zwecke — mit merklicher Ersparung an Zeit und Arbeit, in Vergleichung gegen das gewöhnliche Zerschlagen der Erdklöße — so besonders nutzbaren Walze, um deren äußern Peripherie schneidige Zirkel von Eisen schraubenförmig herumgehen und befestiget sind, hat man in vielen Gegenden nicht die mindeste Kenntniß. d. Verf.

oder gänzliche Aufhebung vormaliger Abgaben, von der Erlangung eines Gewinnes versichert sind, den sie von der Versendung ihrer Waaren in andere Gegenden, wegen der daselbst neuerlich erhöhten Zollabgaben oder sonstigen Impoſten nicht hoffen dürfen. Auf gleiche Weise kann ein bisher verabsäumtes, oder zu schwach betriebenes ländliches Nahrungsgewerbe in Gang gebracht, und hingegen die in gewissen Rücksichten nachtheilige weitere Ausbreitung eines andern gehemmt werden, wenn man jenem Freiheiten und Vortheile zugesteht, und sie diesem nicht allein versagt, sondern auch noch Einschränkungen und Beschwerden hinzufügt. Wird z. B. ein Theil der Kontribution von den Getreidefeldern abgenommen und auf den Ertrag von den Weinbergen gelegt, auch außer dem die weitere Ausdehnung der alten und die Anlage neuer Weinberge nicht gestattet; so wird dieß eine Vergrößerung des Ackerbaues und eine Verminderung des Weinbaues unfehlbar bewirken.

Vollkommen thunlich ist es ferner, die ländliche Industrie nicht allein durch die anzuordnenden Abgaben, sondern auch

3) durch verschiedene andere Arten der Erweiterungen oder Einschränkungen des Handels mit ländlichen Produkten dahin zu leiten, daß diese Produkte in starken Umlauf gebracht und überall hinlänglich vertheilt werden. In dieser Absicht verfährt man mit solchem Handel eben so, wie mit einem Bache,

welchem

welchem man mehr Vorrath des Wassers, und einen schnellen Fortlauf desselben zu verschaffen, und ihn zur Wässerung einer dürren Wiese zu nutzen gedenkt; man räumt die Verschlammungen und andere Hindernisse seines Laufes weg, man verstopft einige oberhalb befindliche schädliche Ausflüsse, leitet hingegen einige benachbarte Quellen hinein, giebt ihm mehr Breite und Vertiefung, und öffnet dann einige Kanäle, wodurch er sein Wasser über jene Wiesen ausbreiten kann. So wird z. B. dem etwan bemerkten Mangel an Hornvieh zum Schlachten durch die ländliche Industrie nach Verlaufe weniger Jahre zuverlässig abgeholfen werden, wenn die Ausführung alles inländischen Hornviehes ohne Unterschied auf gewisse Jahre und gleichfalls die Einführung des ausländischen gemästeten Hornviehes auf beständig durchaus nicht gestattet, und bloß die Einbringung der Kälber und junger magerer Rinder aus fremden Landen erlaubt wird. Zur nähern Erläuterung über den Gebrauch dieses Mittels kann gleichfalls der Fall dienen, da dem zu schwachen Betriebe des Flachsbaues und der Flachsspinnereien im Lande aufgeholfen werden soll, und deßhalb die Verfertigung aller Arten von Linnenwaaren für ein allgemein erlaubtes, und von allem Gildezwange, auch Personal-Auflagen befreites Nahrungsgewerbe erklärt und zugleich festgesetzt wird, daß Jeder, welcher dieses Nahrungsgewerbe wirklich betreibt, zum inländischen und auswärtigen

Verkaufe

Verkaufe seiner Waaren zu allen Zeiten, uneingeschränkte Befugniß haben solle.

Dieses letztere Mittel läßt sich gleichfalls dazu anwenden, daß die ländlichen und städtischen Nahrungsgewerbe in das nöthige Gleichgewicht gegen einander gesetzt und darin erhalten werden. Denn dieß beruht nicht allein auf der richtigen Bestimmung und genauen Beobachtung der Grenzen zwischen beiden Gewerben, sondern auch vorzüglich auf solchen Anordnungen, wodurch die städtischen und ländlichen Nahrungsgewerbe in eine so enge und beständige Verbindung mit einander gebracht und darin erhalten werden, daß dem einen der Beistand der andern unentbehrlich ist und bleibt. Hierzu sind gewisse Einschränkungen des Handels zwischen den Städten und Dörfern durchaus nothwendig. Dahin gehört z. B., daß das Hausiren mit städtischen Kunst-Produkten auf dem Lande gar nicht geduldet, den Dörfern, besonders in der Nachbarschaft inländischer Städte, keine Jahrmärkte gestattet, und den städtischen Korn- Vieh- und Viktualien-Händlern der Einkauf von dem zur Stadt gebrachten Vorrathe an Getreide, Viehe, und Viktualien nicht anders, als auf öffentlichem Markte, und nach Verlaufe einer gewissen zum einzelnen Einkaufe fürs ganze Publikum bestimmten Zeit, auch dann nur in ganzen oder halben Wispeln und großen Quantitäten, der Vor- und Aufkauf dieser Bedürfnisse auf den Dörfern selbst aber gar nicht erlaubt werde.

Ende

Endlich besteht auch ein wesentlicher Theil der Vorsorge für die zweckmäßige Leitung der ländlichen Industrie darin, daß man

4) alle Nebenwege, wodurch die Arbeitsamkeit und Geschicklichkeit des Landmanns von der richtigen zum allgemeinen gesellschaftlichen Wohlstande führenden Heerstraße abgeleitet wird, möglichst versperre. Dahin sind alle diejenigen Mittel des Erwerbes zu rechnen, welche bloß auf unsichern Zufällen beruhen, und noch außer dem so beschaffen sind, daß sie in dem Betriebe der ländlichen Nahrungsgewerbe schädliche Hemmungen und Zerrüttungen verursachen. Dem Landmanne kann und darf freilich nicht verwehrt werden, alle rechtmäßige Gelegenheiten zum Gewinne zu nutzen: nur müssen sie ihn — so lange er landwirthschafliche Geschäfte treibt — nicht aus dem eigentlichen Wirkungskreise seines Standes hinweg und in solche Lagen setzen, welche mit offenbaren Nachtheilen und Gefahren für jene Geschäfte verknüpft sind. Die Polizei darf daher keineswegs dabei gleichgültig bleiben, wenn z. B. der Ackersmann seine zum Feldbau bestimmten Pferde mit Frachtfuhren abmergelt, wenn er mehr Zeit, Geld und Aufmerksamkeit auf seinen Branntweins- und Tobaksverkauf bei dem Kriegsheere, als auf seinen Haushalt verwendet, wenn der ländliche Leinenweber seinen Weberstuhl verläßt, um einen Flachs- und Garnhandel zu treiben, wenn der ländliche Tagelöhner gerade diejenige Zeit, da man seine

Hülfe

Hülfe auf dem Lande am meisten nöthig hat, in auswärtigen Torfmoren, Steinbrüchen, Packhäusfern, Seehäfen ꝛc. zubringt. Zuweilen gewinnen diese Leute auf den angezeigten Nebenwegen ein beträchliches Vermögen; aber einen sichern, und dem ganzen Staate zuträglichen Wohlstand niemals: denn ein mittelmäßiger, aber dauerhafter Erwerb behält doch immer große Vorzüge, und dem Staate kann es unmöglich zum Vortheile gereichen, wenn durch jene Nebenbeschäftigungen die Produktion inländischer Güter der Nothdurft und Bequemlichkeit gehemmt und der Vorrath davon vermindert wird. Man belege also diese Leute, so lange sie solche Gewerbe treiben, mit erhöheten Steuern, und versage ihnen diejenigen Gratifikationen, welche andern Unterthanen in gewissen Umständen ertheilt werden, um ihre Industrie von jenen Schleifwegen abzuleiten und zu ihrer eigentlichen Bestimmung zurückzuführen.

§. 7.

Die guten Wirkungen aller Bemühungen zur Vergrößerung und Leitung der ländlichen Industrie können jedoch so lange, als noch mancherlei mächtige Hindernisse derselben fortdauern, theils gar nicht, theils nur sehr unvollkommen erfolgen. Diese Hindernisse liegen theils außerhalb, theils innerhalb der Grenzen des Staats. Für die erstern — oder äußerlichen Hindernisse — wird Jedermann

dieje-

diejenigen Sperrungen des Handels erkennen, deren sich die eigennützige und ungesellige Politik einiger mächtigen Staaten bedient, um den Fleiß ihrer mindermächtigen Nachbarn zu unterdrücken. Diese konnten ehemals einen Theil von dem Ueberflusse ihrer Produkte in jene mit einem durch die zu bezahlenden Impoſten zwar verminderten, aber doch immer merklichen Gewinne abſetzen, und waren eben deßhalb um ſo mehr bemüht, ſolchen Ueberfluß herbeizuſchaffen. Nothwendig muß es aber dieſen Antrieb zum Fleiße ſehr ſchwächen, da nunmehr jene Einfuhr theils ganz verwehrt, theils durch mancherlei Plackereien und harte Auflagen bei den Zollſtätten gehemmt, und ſogar die unvermeidliche Durchfuhr durch gedachte Staaten durch hohe Tranſito-Abgaben äußerſt erſchwert wird. Die Wegſchaffung ſolcher Hinderniſſe gehört aber nicht ins Fach der Polizei. Sie kann hierbei nichts weiter thun, als daß ſie wachſam genug iſt, dergleichen widrige Vorgänge zu bemerken, und der Landesregierung anzuzeigen, und muß dann der Macht und Staatsklugheit derſelben ſo wohl die Wahl, als auch den Gebrauch der Gegenmittel gänzlich überlaſſen.

Weit näher geht es hingegen dieſelbe an, wenn in dem Staate ſelbſt Urſachen vorhanden ſind, welche den Wachsthum der Arbeitſamkeit und Geſchicklichkeit hindern. Dieſe wird ſie theils auf Seiten der Landesregierungen, und theils auf

Seiten

Seiten der Unterthanen antreffen. In die erste Klasse gehören:

1) Alle Arten von harter und ungerechter Bedrückung der Unterthanen, es mag dieser Druck ihren Gottesdienst oder ihre gesellschaftlichen Verhältnisse, oder ihr Vermögen betreffen. Auch die Landwirthschaft empfindet die unglücklichen Folgen davon alle Mal so gewiß und so stark, daß es billig überall der erste Grundsatz der ganzen Staatswirthschaft sein sollte: Nichts macht den Erdboden fruchtbarer, als der Schweiß fröhlicher Unterthanen: Nichts macht ihn unfruchtbarer, als die Thränen gedrückter Unterthanen. Wenn ihr Gewissen dem despotischen Zwange menschlicher Machtsprüche unterworfen, wenn ihnen die Erlangung gerechter Ansprüche von Richtern und Anwälden erschwert, wohl gar versagt, und wenn ihr Vermögen auf die mannigfaltigste, willkührlichste und drückendste Art besteuert wird; so sind Muthlosigkeit und sklavische Furcht die unausbleiblichen Folgen davon. Unmöglich kann also Lust und Eifer zu Anwendung geistiger und körperlicher Kräfte in nützlichen Beschäftigungen da vorhanden sein, wo jene herrschen.

2) Monopolien. Sie sind gewöhnlich in Absicht ihres Wachsthums und ihrer Wirkungen für den Nahrungsstand eben das, was die Schmarotzerpflanzen im Gewächsreiche sind. Beide können nur

in

in so fern wachsen und gedeihen, als gewisse Nahrungsgewerbe von jenen, und gewisse Pflanzen von diesen geschwächt und unterdrückt werden. Sie sind freilich in einigen wenigen Fällen für die Aufnahme gewisser städtischen Nahrungsgewerbe nothwendige, aber doch immer gefährliche Mittel, welche man nur selten, nicht lange, und nicht anders als alle Mal mit grösster Vorsicht gebrauchen darf. Es gehört nicht hierher, diese Fälle zu bestimmen: nur so viel wird für den gegenwärtigen Zweck, zu erläuternden Beispielen, genug sein, daß der Fleiß des Landmannes ganz unfehlbar sehr gehemmt wird, wenn ihm der Anbau einiger Naturalien und der Handel mit denselben, wegen der nur gewissen Personen dazu ertheilten ausschließenden Befugnisse verwehrt; oder wenn er dem öffentlichen oder verdeckten Zwange unterworfen ist, Getreide, Wolle, Flachs, Schlachtvieh ꝛc. einer gewissen Handlungsgesellschaft, oder Fabrik, oder einem privilegirten Viehhändler zu verkaufen, und seinen Gewinn oder Verlust ihrer hochgefälligen Bestimmung zu überlassen.

3) Gehemmte Zirkulation des baaren Geldes. Auch dieß ist ein starkes Hinderniß der ländlichen Industrie; weil das Bestreben des Landmannes zur Hervorbringung nutzbarer Naturalien auf der Menge und Gewißheit der Gelegenheiten beruht, daß er sie gegen baares Geld, und dann dieses wieder gegen andere, zu seiner Nothdurft und Bequemlich-

keit

keit erforderliche Produkte vertauschen kann. In völlig gleichem Verhältnisse, als dieser Umtausch des Geldes und der ländlichen Produkte befördert oder gehemmt wird, wird auch alle Mal jenes Bestreben wachsen oder abnehmen. Eine solche Abnahme muß also unausbleiblich erfolgen, wenn Ursachen vorhanden sind, welche den Vorrath des zirkulirenden baaren Geldes so weit vermindern, daß dadurch das Gleichgewicht zwischen diesem und den dagegen zu vertauschenden Natur- und Kunst-Produkten aufgehoben, und an Seiten der letztern die Wagschale zum tiefen Sinken gebracht wird. Diese Ursachen findet man hauptsächlich darin, wenn unweise Verschwendung oder große Unglücksfälle die Landesschulden so sehr häufen, daß wegen der auswärtig angeliehenen Kapitalien Ströme von Baarschaft ohne alle Wiederkehr und Ersatz zum Lande hinausfließen; oder wenn unbedingte Sparsucht nur darauf bedacht ist, möglichst viel zu ernten und aufzubewahren, aber so wenig als möglich zum künftigen Ertrage auszusäen; oder wenn man nicht dafür sorgt, die inländischen Kapital-Zinsen möglichst zu erniedrigen, damit die Kapitalisten um so viel eher einen beträchtlichen Theil ihres baaren Reichthums auf liegende Gründe und deren Verbesserung verwenden.

4) Vernachlässigte Wegebesserung. Niemand kann zweifeln, daß diese Vernachlässigung auch auf die ländliche Industrie einen schädlichen Einfluß habe, wenn

wenn man bedenkt, daß es den Landmann von der Gewinnung eines großen Ueberflusses an ländlichen Produkten nothwendig abschrecken müsse, wenn ihm der Absatz derselben, durch die äußerst schlechte Beschaffenheit der Heerstraßen und die daraus erwachsende Gefahr des beträchtlichsten Verlustes an seinem Fuhrwerke und Zugviehe, erschweret wird.

5) Mißbrauch der Polizei-Taxen. Die Ausdehnung der gewöhnlichen städtischen Polizei-Taxen auch auf die von dem Landmanne zur Stadt gebrachten Waaren der Nothwendigkeit verdient deßhalb den Vorwurf des Mißbrauches, weil dabei der Hauptzweck solcher Taxen — die Erhaltung mäßiger, den Käufern eben so wohl als den Verkäufern zuträglicher Preise — gänzlich verfehlt, und beiden, den Städten und Dörfern dadurch geschadet wird. Denn soll der Landmann seine Produkte: Getreide, Wolle, Flachs, Brennholz, Federvieh, Milch, Butter, Eier, Wachs, Honig, Obst ꝛc. eben so wie der städtische Bäcker, Brauer, Fleischhauer ꝛc. ihre Waaren nach gewissen festgesetzten Taxen verkaufen; so wird man jene Produkte bei ihrer jedesmaligen Einbringung in die Stadt besichtigen, ihre Beschaffenheit durch Maße, Gewicht, und andere Prüfungen untersuchen, und sie dann nicht nur nach ihrer sehr verschiedenen Güte, sondern auch nach demjenigen Werthe, welchen ihnen ihre Seltenheit, oder ihr Ueberfluß in gewissen Jahrszeiten giebt,

sehr mannigfaltig und ungleich taxiren müssen. Hieraus müßten nothwendig für den ländlichen Verkäufer so nachtheilige Verzögerungen seiner Geschäfte und so unerträgliche Beschwerlichkeiten entstehen, daß er gewiß alle nur mögliche Auswege zu deren Vermeidung aufsuchen, und sich denselben nie anders, als in unabwendlichem Nothfalle unterwerfen würde. Alles dieses könnte nichts anders als eine merkliche Abnahme so wohl im ländlichen Fleiße, als auch in Versorgung der Städte mit den unentbehrlichsten Bedürfnissen bewirken; und man hat Beispiele, wo die letztern einen beträchtlichen Theil ihres Korn- und Viehhandels, bloß wegen einer in den Thoren angeordneten, geringfügigen, aber mit Aufenthalte und Plackereien verbundenen Abgabe von den einkommenden Kornwagen und Viehheerden auf immer verloren, andere auswärtige Städte in der Nachbarschaft hingegen gewonnen haben.

6) Mißbrauch öffentlicher Korn-Magazine. Diese in vielem Betrachte wohlthätigen Polizei-Anstalten arten in harte Bedrückungen des Landmannes und in unfehlbare Hemmungen seiner Industrie aus, wenn solche Magazine, so bald als die Marktpreise des Getreides über die angenommenen Mittelpreise, welche man möglichst beibehalten will, zu steigen anfangen, ohne alle Rücksicht auf die Zeitumstände geöffnet und durch den Verkauf aus denselben jene Marktpreise erniedrigt werden.

Geschieht dieses in solchen Zeiten, da der Landmann durch eine oder gar zwei nach einander erfolgte unglückliche Ernten große Einbußen erlitten hat; so wird ihm dadurch das einzige Mittel genommen, sich durch erhöhte Kornpreise wieder aufzuhelfen und in den Stand zu setzen, daß er seine Wirthschaft gehörig betreiben und einige schlechte Jahre oder sonstige Unglücksfälle ertragen kann. Eben dieß muß nothwendig auf seine Industrie den schädlichsten Einfluß haben. In einem solchen Falle muß daher von Seiten der Getreide Magazine ein mäßiges Steigen der Kornpreise durchaus nicht gehemmt, sondern deren Eröffnung erst alsdann veranstaltet werden, wenn diese Preise bis zu $\frac{2}{3}$ über die festgesetzten Mittelpreise (z. B. von 24 oder 26 Rthlr. für 1 Wispel Roggen bis zu 40 oder 43$\frac{1}{3}$ Rthlr.) hinauf gehen.

7) Lange Fortdauer allzu niedriger Preise der ländlichen Produkte, besonders des Getreides. Die schädlichen Wirkungen davon empfinden nicht allein die ländlichen, sondern auch selbst die städtischen Nahrungsgewerbe. Die erstern nehmen alle Mal nach dem Maßstabe ab, als sich des Landmanns Hoffnung zum Gewinne, und mit dieser seine Industrie vermindert. Lange Fortdauer solcher Verkaufspreise, wodurch die verwendete Zeit, Mühe und Kosten kaum ersetzt werden, können also keinen andern als diesen Erfolg haben. Aber auch die letz-

letztern, und besonders die Fabriken und Manufakturen werden in ihrem Betriebe dadurch gehemmt; weil sie um so viel weniger die benöthigten Handarbeiter bekommen können, je größer die Wohlfeilheit der Lebensbedürfnisse ist, und je leichter jene dadurch zur Faulheit gewöhnt werden. Beiden Uebeln kann durch die Vorsorge für die Beibehaltung mäßiger, weder dem Bewohner der Städte lästiger, noch den Fleiß des Landmanns unterdrückender Getreidepreise am füglichsten gewehrt werden; weil diese Preise gewöhnlich in das Steigen und Fallen der Preise der übrigen Nothwendigkeiten des Lebens den stärksten Einfluß haben. Auch hierauf muß also die Polizei ihre Aufmerksamkeit und Vorsorge richten, und die allzu tief fallenden Preise des Getreides, theils durch desselben Aukauf für die öffentlichen Magazin-Anstalten, theils durch beförderte Versendungen des Ueberflusses davon in auswärtige Lande, zu erhöhen suchen.

8) Ueberhäufte Feiertage. Die Unnützlichkeit vieler Fest- und Feiertage für das wahre Christenthum, und ihre Schädlichkeit für die Industrie überhaupt, folglich auch für die ländliche Arbeitsamkeit, sind jetzt so allgemein anerkannte Wahrheiten, daß jede Erläuterung und Beweisführung hierüber überflüssig sein würde.

Zur zweiten Klasse von innerlichen Hindernissen der ländlichen Industrie von Seiten der Unterthanen gehört:

1) Vernachlässigte Kinderzucht. Fleiß und Geschicklichkeit sind ein paar Pflanzen, welche nur da wachsen, gedeihen und Früchte bringen können, wo sie frühzeitig gesäet, sorgfältig gewartet und von allem sie erstickenden Unkraute gereinigt werden. Aus einem Haufen zu wenig oder übel unterrichteter und zur Arbeitsamkeit nicht gewöhnter Bauerkinder erwächst daher alle Mal eine Generation dummer und fauler Bauern.

2) Stolz und Geringschätzung nützlicher Arbeiten. Es sind freilich die albernsten, aber in einigen Gegenden doch gewöhnliche Begriffe von Würde und Anständigkeit, wenn der bemittelte Ackersmann, der Schulze oder Vorsteher des Dorfes die fernere Führung des Pfluges mit eigenen Händen, wenn ihre Weiber die Wartung und Fütterung ihres Viehes, wenn die Ackerknechte das Bracken des Flachses, das Spinnen und Weben in müßigen Nebenstunden ꝛc. für Verunehrungen ihres Standes halten. Der ländlichen Industrie gereicht dieses so wohl an sich selbst, als auch des bösen Beispiels wegen so offenbar zum Nachtheile, daß es keines weitern Beweises bedarf.

3) Hang zur Verschwendung und zum häufigen Gebrauche ausländischer Waaren. Dahin sind die in vielen Dörfern herrschenden, in Absicht des großen Kostenaufwands, und besonders wegen ihrer langen Fortdauer verschwenderischen Hochzeit- und Kindtaufenschmausereien, Kirchmeßgelage, und

sonstige

sonstige einige Tage fortwährende Lustbarkeiten zu rechnen, wodurch nicht allein während derselben ein großer Theil nöthiger Geschäfte versäumt, sondern auch noch einige Tage nachher die Lust zur Arbeitsamkeit vermindert und der Same der Liederlichkeit und Trägheit fürs Künftige ausgestreut wird. So gewiß auch Veranlassungen zur Erhölung und Fröhlichkeit zum wahren Bedürfnisse des Landmannes mit gehören, so wenig dürfen sie doch bis zu jenem verderblichen Mißbrauche ausgedehnt werden. Kommt nun noch eine Vorliebe für den Gebrauch und Genuß ausländischer Waaren hinzu, so wird man auch die inländischen Waaren von ähnlicher Art um so viel weniger schätzen, und folglich um so viel weniger Fleiß auf ihre Hervorbringung verwenden.

Alle diese Hindernisse der ländlichen Industrie können und müssen weggeschafft, wenigstens möglichst entkräftet werden, wenn dieselbe befördert und zweckmäßig geleitet werden soll. Die Anzeige und genaue Bestimmung der dazu diensamen Mittel wird jedoch deßhalb hier nicht nöthig sein, weil eines Theils die mehrsten von denselben in den nächst vorhergehenden Paragraphen bereits angeführt sind, theils selbst aus den Beschreibungen einiger Hindernisse leicht gefolgert werden können.

II.

Erläuterungen und Zusätze zu der „Beantwortung der von der Königl. (Schwedischen) Patriotischen Gesellschaft aufgegebenen Frage: Wie kann ein Landmann mit dem geringsten Kosten- und Zeit-Aufwande, mit Sicherheit sein Land von dem beschwerlichen Wildhafer befreien und reinigen? Von Pehr Kylander;“ in den Oekonomischen Heften 1799, Februar, S. 108 — 125.

Ist es nicht verwegen, dachte ich, durch Anmerkungen und Zusätze eine Schrift für unvollkommen erklären zu wollen, welche den Preis erhalten hat? Allerdings würde es das sein, wenn man uns Bürge dafür sein könnte, daß in Preisschriften die Wahrheit in ihrer höchsten Vollkommenheit alle Mal zu finden sei. Da aber Menschen die Preisschriften verfertigen, und Menschen den Preis zuerkennen; so darf man sich nicht wundern, wenn auch in dergleichen Abhandlungen Lücken angetroffen werden, welche ergänzt werden können. Und können Andere die Sache nicht wieder von andern Seiten betrachten? Am Ende kommen wir der Wahrheit doch immer näher.

In

In dem Aufsatze über die wohlfeilste, leichteste und kürzeste Ausrottung des Wild oder Windhafers (Avena fatua) ist sehr viel Gutes enthalten, welches durch die ökon. Hefte verbreitet zu werden verdiente. Wenn ich mir daher hier einige Anmerkungen und Zusätze erlaube, so muß dieß nicht als ein Tadel angesehen werden, sondern als ein Beitrag, das Uebel, welches den Landmann oft drückt, zu vermindern und das Gute zu befördern.

Unsere Felder in Teutschland scheinen zwar mit diesem schädlichen Unkraute nicht so sehr heimgesucht zu werden, als z. B. in Schweden, wo die Regierung durch ein Gesetz denjenigen für unehrlich erklärt und zu einer Strafe von 50 Silberthalern verdammt, von welchem erwiesen wird, daß er ein Stück Feld mit Wildhafer angesteckt hat. *) Dennoch aber findet sich dieses bösartige Unkraut häufig genug auf den Aeckern mancher unwissenden oder nachlässigen Landwirthe. Und da es ein Unkraut ist, das sich auf die Aecker der Nachbarn verbreitet, so ist es gewiß der Mühe werth, alles anzuhören, was zu dessen Ausrottung gesagt wird.

Ob der Windhafer ein einheimisches oder ausländisches Gewächs sei, läßt sich wohl nicht mit Gewißheit bestimmen. Aus mancherlei Gründen würde

*) Siehe Handbuch der Landwirthschaft für alle Stände, oder Lehre von der gesammten Land- und Garten-Wirthschaft, Thl. 1, S. 130. V.

würde ich eher denen beitreten, welche ihn für eine Abart unsers gewöhnlichen Hafers halten. Denn warum soll dieses Unkraut gerade aus fernen Gegenden zu uns gekommen sein? Vielmehr könnte man behaupten, daß es aus Teutschland sich in auswärtige Länder verbreiten könne, da ja bekanntlich aus Teutschland viele Fruchtarten ausgeführt werden.

Daß er mehrere Jahre in der Erde liege und nur dann keime und hervorsprosse, wenn er der Oberfläche der Erde näher gebracht, und wenn das Land im Sommer locker gemacht wird, wird jeder Oekonom bestätigen. Man hat hiervon die auffallendsten Beispiele, wie lange er in der Erde, ohne Schaden zu leiden, liegen kann. Man sieht daraus, daß er durch künstliche Wiesen, welche nur einige Jahre dauern, wohl unterdrückt, aber nicht ausgerottet werden kann.

Ueber die Entstehung des Windhafers (S. 111.)

1) Durch Aussaat wird er im Ganzen genommen wohl wenig fortgepflanzt: denn a) befolgen noch wenig Hauswirthe die schöne Regel mit eigenem und fremden Samen von Zeit zu Zeit abzuwechseln. Diejenigen aber, welche sie nicht aus Noth, sondern nach Grundsätzen befolgen, werden ihren Samen gewiß nicht von Aufkäufern nehmen, bei welchen sie immer eine Mischung der mancherlei Arten des Hafers, und daher eine Mißernte befürchten müssen;

müssen; sondern sie werden lieber einige Groschen mehr geben und ihren Samen von sichern und ihnen bekannten Leuten zu bekommen suchen, welche ihnen dann auch gewiß nicht Unkraut für guten Samen verkaufen werden. b) Der Windhafer wird bekanntlich eher reif als andere Fruchtarten, welche im Frühjahre gesäet werden, und so bald er reif ist, läßt er sein Korn fallen, folglich kommen höchstens nur unreife und unvollkommene Körner vom Windhafer in die Scheune, weil diese fester sitzen, als die reifen, und diese werden beim Reinigen des Samenhafers gewiß alle Mal in der Hinterfrucht bleiben.

2) Durch den Mist von Pferden (S. 112.) Ich will zwar nicht leugnen, daß der Windhafer in Gegenden, wo er häufig angetroffen wird, auch durch den Dünger weiter verbreitet werden könne; allein folgendes ist dagegen zu erinnern: a) wie vorhin gesagt worden ist, kommt weniger Windhafer mit auf den Hof, sondern er bleibt auf dem Lande liegen. b) Muß erst bewiesen werden, daß ihn die Pferde nicht eben so gut als den andern guten Hafer verdauen. c) Sollte dieß auch wirklich der Fall sein, so verzehrt das Federvieh beim Reinigen der Ställe und beim Aufladen des Düngers gewiß eine große Menge, so daß am Ende wenig in dem Dünger übrig bleibt, der durch den Mistwagen auf das Land geführt werden könnte.

3) Wei-

3) Weiter verbreitet er sich, wie der Verfasser (S. 113) mit allem Recht sagt, durch den Wind und durch das Fortkriechen von einem Acker zum andern. Dieses Fortkriechen wird Manchem sonderbar und unmöglich vorkommen; aber es ist nicht allein möglich sondern es ist wirklich, es ist wahr. Um den Versuch zu machen, nehme man nur ein Windhaferkorn in die Hand, und es wird sich, gleich einem Insekte, fortbewegen. Sonnenschein, Regen und Wind können ihn also in Bewegung setzen, daß er von einem Stücke zum andern wandert, und so sich immer weiter verbreitet. Gegen dieses Wandern des Windhafers Graben zu führen, würde theils zu kostspielig, theils nachtheilig für die Aecker sein, und am Ende wenig oder nichts helfen.

4) Durch das späte Aussäen der Herbstsaat (S. 114) wird der Windhafer wohl äußerst wenig fortgepflanzt, wenigstens nach den Erfahrungen, die ich hiervon gemacht habe. Denn ließe dieser ungebetene Gast es sich einfallen, im Herbste noch aufzugehen, so würde er an dem Winter keinen guten Schutz-Patron finden, sondern dieß wäre der gerade Weg zu seinem Untergange. Davor hütet er sich aber auch wohl. Eben so wenig geht er aber auch im Frühjahre auf, wenn das Land im Herst bestellt worden ist, es müßte denn äußerst lockerer Boden sein, welchen selbst ein heftiger Wind anregen kann, sondern er liegt, wie die Wucherblume,

blume, nun so lange stille, bis in einem der nächsten Frühjahre oder Sommer der Acker wieder gepflügt oder geegt wird. Wollte oder könnte man im Frühjahre die Roggen- oder Weitzensaat übereggen oder walzen, so würde man ihn dadurch heraus locken. Da dieß aber nicht geschieht, so kommt er höchstens in der Winterfrucht da hervor, wo durch das Wasser oder auf andere Art die Erde angereitzt oder aufgelockert worden ist. Dieß möchte aber ganz unbeträchtlich sein.

Nr. 5) Ist sehr richtig und wahr, so wie auch Nr. 6.

Ausrottung des Windhafers.

Da ich mir die Erlaubniß genommen habe, über den 1. Theil dieser Abhandlung meine Meinung zu sagen; so scheint es mir nun auch Pflicht zu sein, den Verf. in dem 2. Theile derselben, die die Ausrottung des Windhafers betrifft, zu begleiten und meine in dieser Sache gemachten Erfahrungen mitzutheilen.

Es würde eine sehr starke Operation sein, alle diejenigen Aecker, welche mit Windhafer angesteckt sind, zu Wiesen liegen zu lassen. Denn Jeder weiß ja, wie langsam sich ein Acker in natürliche Wiese verwandelt und wie einige Jahre vergehen, ehe man auf eine einträgliche Ernte rechnen kann. Ausserdem wäre es noch die Frage, ob der Windhafer dadurch ausgerottet würde, wenn dieses Land nicht auf ewige Zeiten oder wenigstens auf viele Jahre,

als Wiese liegen bleiben sollte. Mir scheint die Sache so sehr schwer und wichtig nicht zu sein, wenn man nur etwas veränderte Grundsätze der Landwirthschaft annehmen wollte, als unsere 3 Felder-Wirthschaft erfordert.

Gegen alle die Mittel, welche der Verf. von S. 117 an angiebt, hat gewiß Niemand etwas einzuwenden; aber das Hauptmittel ist nicht gehörig aus einander gesetzt und eingeschärft. Dieß ist ein Mittel, wobei man nicht allein keine Ernte verliert, sondern sogar durch die Verbesserung der Aecker gewinnt. Es besteht kürzlich in folgendem: „daß man die mit Windhafer überzogenen Felder einige Jahr hinter einander nicht mit solchen Sommerfrüchten bestelle, die man des Körnerertrags wegen bauet; sondern so lange man dieses schädliche Unkraut verspürt, mit solchen Früchten und Gewächsen abwechsele, welche entweder grün als Viehfutter abgemähet werden, oder eine fleißige fortgesetzte Kultur im Sommer erfordern.“

Zu der ersten Gattung gehört vorzüglich die Futterwicke, entweder allein gesäet oder mit andern Fruchtarten, mit Hafer, Gerste, Erbsen u. d. gl. vermischt. Die Wicken müssen aber nie länger stehen bleiben, als bis der Windhafer in den Schoß getreten ist, weil sonst der Hafer leicht reif werden und ausfallen könnte. Hierdurch wird eine große Menge Windhafer aus dem Lande geschafft und so gut genutzt, als der Hafer, den man unter die Wicken

gemischt

gemischt hat, um sie mehr aufrecht zu erhalten. Ist das Land hierzu wohl gedüngt, so erfolgt gemeiniglich eine reichliche Ernte, und diese wird alle Mal um so reichlicher ausfallen, je besser der Boden des Landes ist. Ueberhaupt ist die Futterwicke, auch in andern Rücksichten, gar nicht verwerflich. Auf schlechtem Lande, wo kein Klee fortkommt, wächst die Wicke. Gerade zu der Zeit, wenn die erste Kleeschur zu Ende geht, und der Hauswirth, welcher Kühe im Stalle zu ernähren hat, nicht weiß, was er ihnen geben soll, kommt die Futterwicke und füllt eine Lücke in der Wirthschaft aus. In England erkennt man dieß so sehr, daß man in Norfolk die Futterwicke schon mit dem Klee wechseln läßt, weil das Land des häufigen Kleetragens müde ist, und weil man eine gute Wickenernte zur Fütterung für einträglicher hält als zwei mittelmäßige Kleeernten. *)

Man würde sich aber sehr irren, wenn man sich einbilden wollte, daß man durch diese Procedur auf ein Mal allen Windhafer getilgt habe. Nein, so leicht geht die Sache auch nicht, sondern man muß auch in den folgenden Jahren fortfahren, seine Aufmerksamkeit auf dieses Unkraut zu richten. Hat man geschlossene Felder, so ist man freilich genöthigt, hinter den abgefutterten Wicken her, wenn der Acker in das Winterfeld kommt, denselben mit Roggen

*) Thaer Einleitung zur Kenntniß der Englischen Landwirthschaft, S. 480. V.

Roggen oder Weitzen zu besäen. Allein dieß thut auch gar nichts zur Sache: denn im Winterfelde kommt der Windhafer, wie schon oben gesagt ist, nicht zum Laufen. Aber nur im folgenden Sommerfelde lasse man sich nicht verleiten, Gerste oder Hafer auf dem unreinen Acker bauen zu wollen; sondern hier wähle man nun ein Gewächs, das einer fleißigen Bearbeitung bedarf. Ist es schwerer Boden, so bepflanze man ihn mit Kohl. Da dieser erst zu Johanni in das Feld gebracht wird, so hat man vom Mai bis zum Juni Zeit, das Land mehrmals zu beackern. Nur muß man die Vorsicht gebrauchen, es nicht im Herbste zu stürzen, weil durch Schweine, Vögel u. d. gl. noch manches Korn verzehrt wird, welches im Acker bleibt, wenn er gepflügt ist. Läßt man es jedes Mal kurz nach dem Pflügen mit der Ege so zu bereiten, als wenn man es bestellen wollte; so schießt der Windhafer in dieser schönen Jahreszeit immer frisch auf, und wird durch das folgende Pflügen und Egen immer wieder zerstört. Was der Pflug und die Ege übrig gelassen hat, zerstört dann die Hacke. Eben das gilt auch vom Sommersamen, in welchem er wenigstens selten so reif wird, daß er seinen Samen wieder auf das Land auswerfen könnte. Rüben, Kartoffeln, Flachs gehören ebenfalls unter diejenigen Gewächse, durch deren Anbau der Windhafer, wo nicht gänzlich ausgerottet, doch wenigstens sehr vermindert wird.

Wäre

Wäre ich demnach noch mit diesem Unkraute geplagt, wie ich es wohl vor mehrern Jahren war, so würde ich mir selbst folgenden Fruchtwechsel vorschreiben und genau befolgen:

1799 Sömmerungsfeld, Futterwicken, abgefuttert.

1800 Winterfeld — Roggen oder Weitzen.

1801 Sommerfeld — Kartoffeln, Kohl oder Lein.

1802 Sömmerungsfeld — Rüben, Mohrrüben u. d. gl.

1803 Winterfeld — Roggen oder Weitzen, Klee auf die Saat im Frühjahre gesäet.

1804 Sommerfeld — Klee.

Kurz ich würde, wie mir es Zeit und Umstände bald vorschrieben, bald erlaubten, mit Winterfrucht und solchen Fruchtarten und Gewächsen, welche den Windhafer nicht aufkommen lassen, immer so lange abwechseln, bis ich keine Ueberbleibsel davon mehr in meinem Lande verspürte. So verliert man keine Ernte und erreicht doch den Endzweck, der jedem Ackersmann stets am Herzen liegen muß, sein Land zu reinigen und rein zu erhalten.

Läßt man sich aber durch eine übel angebrachte Sparsamkeit verleiten, wieder Sommerfrüchte auf dem noch nicht völlig gereinigten Acker zu erbauen, in welchem der Windhafer zur Reife kommen kann, etwann in der Meinung, man könne die Körner

und

und das Stroh nicht entbehren, nun so mache man sich auch gefaßt, gar bald wieder statt der Körner bloßes Stroh zu ernten.

Nieder-Sachswerfen in der Grafschaft Hohnstein. den 19. März 1799.

J. F. A. Volborth.

III.

Etwas über den Bau der Handelskräuter und Manufaktur-Pflanzen.

Oekonomie und Handlung sind zwei Freundinnen, welche sich traulich die Hände bieten und sich gemeinschaftlich unterstützen müssen, wenn sie nicht auf ihren gefahrvollen Wegen zu Grunde gehen wollen. Die Oekonomie muß daher, außer dem Getreidebau, den sie hauptsächlich beabsichtigt, auch auf die Handlung Rücksicht nehmen, und solche Pflanzen bauen, die der Handlung und den Manufakturen unentbehrlich sind. Unter die Handelskräuter oder Manufaktur-Pflanzen rechnet man: Hanf, Flachs, Tobak, Hopfen, Farbekräuter, Arzeneikräuter u. d. gl. von denen wir nun nach der Reihe einzeln handeln wollen.

Der Hanf, Cannabis sativa *Linn.* gehört zu den Pflanzen, bei denen die Geschlechter getrennt sind. Die männliche Pflanze befruchtet mit ihrem

Samen-

Samenstaub die Blüthen der weiblichen Pflanzen, welche letztere allein den Samen tragen. Unsere Landwirthe legen gewöhnlich beiden Geschlechtern einen falschen Namen bei, indem sie den männlichen Hanf: Hänfin, Bästling, Fimmel und Femmel, den weiblichen aber schlechthin Hanf nennen. *) Der Hanf wird bekanntlich wegen seiner Fäden gebaut, welche die Pflanzen oder der Stengel desselben enthält, und die so wohl zu Kleidungsstücken als auch zu vielen andern Bedürfnissen angewendet werden; und der Same giebt über dieß noch ein sehr brauchbares Oel. Der Hanf ist in Ostindien einheimisch, und wird bei uns im April **) in einen lockern, mehr feuchten als trocknen, wohl gedüngten Boden gesäet. Wenn der männliche Hanf ausgeblühet hat, und bei dem weiblichen der Same zeitig

*) In Niedersachsen wird der Hanf, der keinen Samen trägt, Geliehemp, gelte Hanf, d. i. unfruchtbarer, der andere aber Sathemp, Saathanf genannt. In der Mark Brandenburg hingegen heißt ersterer der Hanfhahn, oder der Hahn, und letzterer die Hanfhenne, Henne, Hemphinne.

d. Red.

**) Es kann auch erst im Juni geschehen, damit der Landmann seine übrigen Erntegeschäfte vollendet habe, wenn der Hanf zur Reife kommt.

d. Red.

zeitig ist, so wird er ausgezogen, letzterer getrocknet und gedroschen, beide aber geröstet, oder wie es in Niedersachsen richtiger heißt, gerötet, und wieder an der Luft abgetrocknet. Das Rösten besteht darin, daß man den Hanf im Wasser in einen schwachen Grad der Fäulniß übergehen läßt, wodurch der ölichte Leim aufgelöset, und die Pflanze in Fasern zertrennt wird (daher auch rötten richtiger ist als röstten, denn Rötten ist ein altes Teutsches Wort, und heißt etwas zur Fäulniß bringen, oder faulen lassen, da hingegen röstten gewöhnlich ganz die entgegen gesetzte Bedeutung hat).

Der gerötete Hanf wird entweder in Backöfen, oder sicherer und besser in besonders dazu eingerichteten Darren gedörret, hernach gebrochen, geschwungen, gehechelt, und wenn er von der Spreu gereinigt worden, in Knocken, Knauten oder Reisten gewunden. Soll der Hanf zu feiner Spinnerei dienen, so rötet man denselben, nachdem er gebrochen worden, noch ein Mal. Der Same wird getrocknet, gereiniget, und der schwerste oder beste zur Saat aufgehoben, der schlechtere aber zum Oelschlagen genutzt. Der Hanf hat keine Abarten, in der Größe aber weichen die Pflanzen sehr von einander ab, denn man hat Beispiele, daß dieselben eine Höhe von 19 Schuh erreichen. In manchen Gegenden leidet er sehr von einer Schmarotzerpflanze, Orobanche major, die auch deßhalb Hanfwürger

ge-

genannt wird; *) und auf deren Vertilgung man allen Fleiß wenden muß. **)

Der Lein oder Flachs, Linum usitatissimum *Linn.*, verlangt einen lockern etwas feuchten, aber keinen nassen, sandigen oder sehr thonigen Boden, und wird im April, in manchen Gegenden auch zu Anfang des Juni, gesäet. Sicherer ist es immer, denselben im April zu säen. Es giebt davon zwei Abarten die man Klang und Dorsch nennt. Vom erstern ist der Same, dessen reife Kapseln von selbst aufspringen, heller; er reift eher und giebt zwar kürzern, aber feinern weißern und weichern Flachs. Der Dorsch hat dunklern Samen, giebt längern, aber grünlichen oder, wenn er stark gerötet ist, schwärzlichen Flachs. Ehe er völlig reif wird, oder welches besser ist, wenn er ganz reif ist, wird er ausgerauft, in kleine Garben, Büssel, Büssen oder Posen gebunden, von den Samenknoten durch Dreschen oder Klopfen befreiet, gerötet, gesprödet, gedörrt, gebrochen, geschwungen und endlich gehechelt. Das Röten, wenn es im Thaue

*) Uebrigens hält man den Hanf für ein gutes Mittel, die Felder vom Unkraute zu reinigen, weil er alles unter sich erstickt und nicht einmal die beschwerlichen Quecken aufkommen läßt. d. Red.

**) Abhandlung vom Hanf, nebst Auszügen aus andern Schriften von dieser Pflanze. Freystadt 1765. d. Verf.

und Regen geschehen muß (indem oft keine Deiche vorhanden sind, und in fließenden Wassern es die Polizei verbietet,) wird sehr beschleunigt, wenn man den Flachs, so bald die Fruchtknoten abgestreift sind, zerschlägt oder zerquetscht.

Die Samenkapseln oder Knoten werden gedroschen oder ausgewalzet, und der gereinigte Same wird auf lüftigen Böden aufbewahrt und oft umgestochen, der beste zur Saat genommen, und der Ueberschuß zum Oelschlagen verkauft. Ein sehr gutes Mittel, die Ausartung des Leins, wenigstens auf viele Jahre zu verhüten, ist, wenn man den Samen zur völligen Reife kommen und vor der Aussaat jährig werden läßt. Jedoch kommt der beste Same dieser Pflanze aus Lithauen, Liefland und dem benachbarten ehemaligen Polnischen Gebiete. Unter diesen wird der Rakitische Lein aus Lithauen, und der Marienburger aus Liefland, in Teutschland für den besten gehalten.

Der seit einigen Jahren bekannt gewordene Sibirische Lein, Linum perenne *Linn.*, dauert einige Jahre, leidet nichts, wenn auch im Frühjahre noch einige Fröste kommen, treibt viele Halme, und wächst höher als der gewöhnliche, ausgenommen die letztern Jahre, wo er niedrig bleibt und sich an die Erde drückt, daher man ihm mit frischem Dünger zu Hülfe kommen muß. Ob er gleich etwas gröbere Fäden als der andere Lein giebt,

so

so ist doch der Anbau desselben in Rücksicht seiner Dauer immer sehr vortheilhaft.

Ein Feind des Leins ist die in einigen Gegenden wachsende so genannte Flachsseide, Cuscuta Europaea *Linn.*, zu deren Vertilgung man auf guten und reinen Samen halten muß. *)

Rübsamen, Rübsaat, Rübsen, Brassica napus ſilvestris *Linn.*, muß auf ein wohl gedüngtes jedoch nicht schweres, und 4 Mal gepflügtes Land gesäet werden. Der Winterrübsen leidet weniger vom Unkraute und Insekten, und wird im Herbst zur gewöhnlichen Saatzeit gesäet. Der Sommerrübsen hingegen wird von Erdflöhen und Pfeifern oft sehr stark beschädigt, und im Juli und August gesäet. Die Pflanze wird, noch ehe sie ganz reif ist, gehauen oder ausgerauft und wenn der Same völlig reif ist, getrocknet und gedroschen. Der gereinigte Same wird fleißig umgestochen und bald verkauft, oder in die Oelmühle geschickt, weil er am Gewichte abnimmt. Die jungen Blätter des Rübsens sind zum Salat, die Blumen den Bienen, und die Oelkuchen dem Rindvieh dienlich. Das Stroh wird den Schafen Abends in die Raufen, und das gröbere im Winter zur Streu gegeben.

Im

*) Lüders Beschreibung von Leinbau. Flensburg 1770. — Seifarth Nachricht von Erbauung und Zurichtung des feinen Flachses. Dresden, 1780.

d. Verf.

Im Bremischen wird viel Rübsamen gebauet, im Amte Neuhaus und dem Lande Kedingen, senden ihn Einige auf eigene Rechnung und mit Vortheil nach Holland; aber lächerlich ist es, daß wir das aus unserm eigenen Rübsamen in Holland geschlagene Oel, über Hamburg und Bremen zurück kaufen, obgleich in inländischen Mühlen Oel genug geschlagen wird.

Eine weit reichere und sicherere Ernte auch besseres Oel, als der Rübsen, giebt der zuerst *) in Schweden bekannt gewordene Oelrettig oder Chinesischer Oelsamen, Raphanus chinensis oleiferus *Linn.* Die Behandlungsart desselben, ist wie die des Rübsens. Er legt sich sehr leicht, welches ihm aber keinen sonderlichen Schaden thut. **)

Mohn, Magsamen, Mahn, Papaver somniferum *Linn.*, wird in einigen Gegenden ***) mit nicht geringem Vortheil gebaut. Man hat davon zwei Abarten: weißen Mohn, Papaver hortense semine albo, Papaver album, und schwar-

*) Durch Hrn. Eckeberg. d. Red.

**) Den mit dem Winterrübsen nahe verwandten Raps hat der Verf. ganz übergangen. Bekanntlich hat er unter andern vor ersterm den Vorzug, daß er im Winter dauerhafter und weniger zärtlich ist. d. Red.

***) Besonders im südlichen Teutschland. d. Red.

schwarzen oder blauen Mohn, Papaver hortense semine nigro, Papaver nigrum. Der weiße Mohn, dessen Blätter etwas heller sind, wird theurer bezahlt als der schwarze, aber die Köpfe haben weniger Samen. Der Mohn wird auf ein gut gedüngtes, mehrmals gepflügtes oder noch besser gegrabenes Land, im April sehr seicht gesäet, die Kapseln oder Köpfe werden abgesammlet und aufgeschnitten, die Samen gereinigt und verkauft oder zu Oel benutzt. Die Samen geben ein gesundes Oel, das in Frankreich dem gemeinen Baumöle, welches man oft mit demselben verfälscht oder verbessert, vorgezogen wird. Da es bei dem Brennen weniger Ruß giebt als Baum- und Rüböl, auch bei der gewöhnlichen Kälte nicht gerinnt, so dient es vorzüglich zu den Lampen für die Manufakturen. Die Samen werden auch in der Medicin genutzt, ferner in Kuchen gebacken, und die ausgeschlagenen Oelkuchen sind dem Viehe sehr gesund. Bei Erfurt findet man immer einige hundert Aecker mit dieser Pflanze besäet, und gewöhnlich wird der Scheffel Mohnsamen mit 4 Rthlr. bezahlt.

Vom Tobak, welcher bei uns gebauet wird, hat man dreierlei Arten: 1) Virginischer oder gemeiner Tobak mit spitzigen Blättern und Blumen, Nicotiana tabacum *Linn.* 2) Türkischer oder kleiner Tobak, Nicotiana rustica *Linn.* und 3) Soldaten-Tobak, Nicotiana glutinosa. Am häufigsten wird die erste Art gebauet, von welcher

jetzt

jetzt eine Abart bekannt ist, deren Blätter oft 1½ Ellen lang und ¾ Ellen breit sind. Der Tobak wird, wenn die Nachtfröste vorüber sind, gewöhnlich im März auf ein wohl gedüngtes Beet gesaet, hernach auf gut gedüngtes Land verpflanzt, behackt und fleißig gejätet. Zum Samen läßt man nur die schönsten Pflanzen stehen, von den übrigen werden die Blüthenknospen oder der Geitz, so bald sie sich zeigen abgebrochen. *) Im Mai oder Juni blattet man ihn zum ersten Male, indem man die drei stärksten Blätter von unten abbricht, welche Erdgut heißen und keinen so guten Tobak geben. Im Juli und August bricht man immer nach und nach die größten Blätter ab, so daß zu Ende des Augusts die ganze Abblattung geschehen ist. Diese letztern Blätter müssen erst schwitzen, hernach auf starke Fäden gezogen, und auf räumlichen Böden getrocknet werden. Wo er in großen Quantitäten gebaut wird, hat man zum Trocknen besondere Trockenhäuser, deren Wände überall Klappen haben, oder nur aus Reisern geflochten sind. Rathsam ist es, die Blätter nicht zu sehr der freien Luft auszusetzen. Das Feld, wo Tobak gestanden hat, bestellt man gewöhnlich noch in demselben Herbste mit Roggen. **)

Der

*) Damit sie den Blättern den Saft nicht entziehen. d. Red.

**) Vgl. Ueber den Tobaksbau im Elsassischen, in den Oeko. Heften, Bd. II, Hft. III, S. 42 ff. — J. E. Korge Unterricht zum Anbau des Tobaks. Breslau 1775. d. Verf.

Der Hopfen, Humulus lupulus *Linn.*, ist bis jetzt das einzige Gewürz, welches dem Biere seine Kraft und Stärke giebt, und macht daher einen beträchtlichen Zweig der Handlung und einen wichtigen Gegenstand der Landwirthschaft aus; er gehört zu den Pflanzen, welche getrennte Geschlechter haben. Da nur die Zapfen der weiblichen Pflanzen zu der Brauerei dienen, so pflanzt man auch nur diese. Wenn jedoch in benachbarten Hecken und Zäunen männliche Pflanzen wachsen und jene von diesen befruchtet werden, so gehen aus den Samen auch männliche Pflanzen auf, welche man alsdann ausrottet. Dieser männliche Hopfen wird von dem Landmann oft fälschlich für eine Ausartung angesehen. Es käme auf Erfahrung und Versuche an, ob nicht der Hopfen besser geriethe, wenn man unter dem weiblichen auch männliche Pflanzen stehen ließ.

Es giebt verschiedene Arten vom Hopfen, welche man nicht unter einander mischen darf, weil sie nicht zu gleicher Zeit reifen; z. B. der frühzeitige Staudenhopfen, der kleine späte Hopfen, der weiße, der braune, und der große längliche Hopfen u. d. m. Sehr oft pflegt man ihn auch nach den Ländern zu unterscheiden, als Böhmischen, Braunschweigischen, Polnischen und Baierischen Hopfen.

Der Hopfen erfordert einen lockern, fetten und etwas feuchten Boden, und wird durch Fächser oder Keime fortgepflanzt. Nachdem das Land im Herbste

gedüngt worden, werden die Keime im Frühjahre 4 bis 5 Schuh, in einen sehr guten Boden, aber noch weiter, von einander eingesenket. In den beiden ersten Jahren sind wenige Früchte zu erwarten. In den folgenden Jahren werden die Wurzeln im Frühjahre aufgedeckt, beschnitten und gereinigt. Dann wird derselbe, weil es eine kletternde Pflanze ist, an Stangen gebunden, behäuft, ausgeblättert, und des Jahres mehrmals behackt oder bewallet. Am besten ist es, das Hopfenland in vier Schläge zu theilen, alle 7 Jahr einen aufzureißen, diesen 2 Jahr mit Klee zu besäen, und ihn hernach wieder mit Hopfen zu bepflanzen, so daß jeder Schlag 7 Jahr Hopfen, und im 8. und 9. Jahre Klee trägt.

Wenn die Zapfen gelb werden, wird der Hopfen bei trockenem Wetter abgeschnitten; die Zapfen sogleich abgepflückt, schnell getrocknet, und alsdann in dichten Hopfenkammern, oder in Hopfenkasten oder Säcken aufgehoben. In England trocknet man den Hopfen auf eigenen dazu angelegten Darren. Man hat dieß auch in Teutschland mit Vortheil versucht, es scheint aber, als ob bei dieser Art zu trocknen, viel nützliche Theile verloren gehen.

Sehr oft wird der Hopfen vom Mehlthau angegriffen, und man hat dagegen, weil diese Krankheit von einem Nachtschmetterling, Phalaena humuli, der die Wurzeln des Hopfens beschädigt, herrühren soll,

soll, den Dünger von Schweinen, als ein bewährtes Gegenmittel empfohlen; es ist aber noch nicht entschieden, ob beides gegründet ist. *)

Die Färberröthe oder der Krapp, Rubia tinctorum *Linn.*, ist ein Gewächs, dessen Wurzel zum Rothfärben gebraucht wird; wächst in einigen Gegenden von Frankreich, Italien, der Schweitz, auch um Aleppo **) wild, doch weicht sie in etwas von derjenigen ab, welche man in Schlesien, Seeland und überhaupt in Teutschland bauet. Sie nimmt mit einem jeden Boden vorlieb, wenn er nur nicht allzu lehmig oder allzu sandig ist; am besten ist jedoch für dieselbe ein lockerer etwas feuchter Boden. Man kann sie aus Samen ziehen, wo dieselbe im Frühjahr, wie der Hanf, in einen wohl bearbeiteten Boden gesäet wird; aber bequemer vermehrt man sie durch Wurzeln mit Keimen, durch Schößlinge, oder durch Ableger. Diese pflanzt man im Frühjahre oder im Sommer weitläuftig auf ein gedüngtes Land, man jätet dasselbe, lockert es zuweilen auf, und behäuft die Pflanzen. Nach zwei oder drei Jahren werden die Wurzeln im Herste aus

*) Vgl. Hofmanns Abhandlung über den Hopfenbau, 1790. — v. Sokms ausführliche Abhandlung über den Hopfenbau, 1777. d. Verf.

**) in Syrien und auf der Küste von Coromandel ꝛc. welcher letztere für den besten gehalten wird. d. Red.

aus der Erde genommen vom Kraute und Schmutze gereinigt, erst an der Luft, und dann in Backöfen, oder besser in besondern dazu eingerichteten Darren vorsichtig getrocknet, und alsdann verkauft. Die Wurzeln werden auf Stampfmühlen *) zu Pulver gemahlen, welches dann eigentlich Krapp heißt, und zum ferneren Gebrauche aufbewahret wird.

Wenn man die Färberröthe, oder vielmehr die Wurzel frisch verbrauchte, so würde man mehr Nutzen davon haben und auch eine schönere Farbe bekommen.

Wenn man Färberröthe bauen will, so muß man ein hinlängliches Kapital dazu haben, um es ins Große treiben zu können, weil sonst nicht viel dabei herauskommt. **)

Der

*) Der verst. geh. Rath Schubart von Kleefeld hat auf seinem Gute zu Würchwitz ein eigenes Gebäude für den Krapp erbauen lassen, wo er aufbewahrt, getrocknet, gedörrt und auf einer von Pferden getriebenen Mühle durch zwei große Steine, welche auf den Kanten an den beiden Enden einer Spindel auf einem noch größern horizontal fest liegenden Steine herumlaufen, in Pulver verwandelt wird. — Der Preis der Färberröthe ist seit einigen Jahren außerordentlich gestiegen. d. Red.

**) Reus vom Anbau des Krapps. Leipzig 1779. — Unterricht für den Churpfälzischen Landmann, wie die Färberröthe anzuziehen und zuzurichten. Mannheim 1767. d. Verf.

Der Waid, Isatis tinctoria *Linn.*, wurde ehedem in Thüringen und der Lausitz sehr häufig gebauet, und war, so lange man damit noch allein blau färbte, ein sehr wichtiger Handlungszweig. Allein das Ansehen desselben ist sehr gefallen, seitdem der Indigo, ein weit schöneres Blau giebt, und alle Versuche, den einheimischen Waid zu veredeln, und bis zum Indigo zu erhöhen, vergebens gewesen sind. Er erfordert ein lockeres, wohl gedüngtes, und vom Unkraute gereinigtes Land, und wird entweder im Herbst, oder gleich im März gesäet; im erstern Falle heißt er Winterwaid, im letztern Frühlingswaid. Die jungen Pflanzen werden gejätet und wo sie zu dicht aufgegangen sind, vermindert. Wenn die Blätter über eine Spanne lang sind, und die äußersten gelb werden, werden sie bei gutem Wetter, mit dem Waideisen über der Wurzel, doch ohne solche zu beschädigen, abgestoßen; und dieses wird so oft wiederholet als die Pflanze nachwächst. Die auf diese Art erhaltenen Blätter werden gewaschen, an freier Luft zum Welken ausgebreitet, in der Waidmühle gemahlen, getreten, und zu Bällen oder Kugeln gedrückt. Diese werden auf Horden von Binsen oder Latten getrocknet, und alsdann an die Waidhändler verkauft.

Um Samen zu gewinnen, läßt man eine hinreichende Menge Pflanzen, im 2. Sommer zur Blüthe und zur Reife kommen. Die Blüthen sind

für

für die Bienen sehr nützlich, und der reichliche Same giebt ein gutes Oel. *)

Der Wau, Reseda luteola *Linn.*, ist ein nützliches Färbekraut, welches zur gelben Farbe auf Seide und Wolle gebräucht wird. Er wächst bei uns wild, kann aber durch den Bau gar sehr veredelt werden. Er kommt leicht in jedem Boden fort, der nur nicht allzu fett und allzu feucht ist; jedoch muß das Land, worein er kommen soll, locker und rein sein, vorzüglich liebt er einen etwas sandigen Boden. Er wird zu Anfang des Augusts, dünn und seicht gesäet, und im August des folgenden Jahres, wenn die Samenkapseln anfangen gelb zu werden, zieht man die Pflanzen, wie den Flachs, aus der Erde, bindet dieselben in Bündel, läßt sie an der Sonne trocknen, und verkauft sie den Färbern.

Der Saffran, Crocus sativus *Linn.*, wird so wohl wegen seiner gelben Farbe, als wegen des Nutzens in der Medicin gebaut, und deßhalb so wohl von den Apothekern, als von den Mahlern und Färbern gebraucht. Der Saffran wächst auf den Schweizerischen, Pyrenäischen und Portugisischen hohen Gebirgen wild, wird aber auch in England, Frankreich, Italien, Ungarn und Oestreich auf den Feldern gebaut. Da nur die 3 Narben von

*) D. G. Schrebers historische, physische und Oekonomische Beschreibung des Walds. Halle 1752.
d. Verf.

von den Staubwegen der Blume die färbende Kraft besitzen, so ist die Ausbeute nur klein und die Ursache der Theurung des Saffrans. Die Zwiebeln des Saffrans, denn es ist ein Zwiebelgewächs, werden im Juni oder Auguß in ein lockeres, etwas sandiges, und ein paar Jahr vorher gedüngtes Land, welches in schmale Beete eingetheilt ist, 3 bis 4 Zoll weit von einander eingelegt. Die Beete werden vom Unkraute rein gehalten, und jährlich aufgelockert. In jedem Herbst, zur Zeit der Blüthe, werden alle Morgen die sich völlig geöffneten Blumen vorsichtig eingesammelt, die Stigmate zu Hause heraus genommen, und im Schatten oder auf kleinen zu dieser Absicht eingerichteten Oefen langsam getrocknet. Im 4. Jahre werden die Zwiebeln um Johannis, wenn das Laub abgestorben ist, wieder aus der Erde genommen, von ihren jungen Nebenzwiebeln getrennt, auf einem luftigen Boden abgetrocknet, und im August wieder in einen neu angelegten Saffran-Garten verpflanzt.

In Teutschland wird der meiste und beste Saffran in Niederöstreich, an der Donau herunter von Ens bis nach St Pölten, mit großem Vortheile gebaut. In unsern Gegenden leidet er sehr oft von einem frühen Herbstfroste, so daß er dann nicht jährlich blühet.

Der Safflor, Carthamus lativus oder tinctorius *Linn.*, wird von Vielen, aber ganz irrig, wilder

wilder Saffran genannt, ist aber von demselben ein ganz verschiedenes Gewächs, und gehört zu den Disteln oder Bürstenpflanzen, obgleich dessen Blumen den Blumen des Saffrans ähnlich sind, und die Blumenblätter ebenfalls eine schöne hochgelbe, mit Essig oder Holzapfelsäfte aber eine prächtige rosenrothe Farbe geben. Er ist in Egypten einheimisch, wird aber im Elsaß, am Rheine, in Thüringen häufig auf dem Felde gebaut. Die Samen des Safflors werden auf ein wenig, jedoch nicht frisch gedüngtes Land, im Frühjahr eingesteckt, die jungen Pflanzen gejätet, und wo sie zu dicht stehen, vermindert; nie aber werden dieselben versetzt oder begossen. Wenn die Blüthen etwas welk und dunkler geworden sind, zieht man sie herunter, trocknet sie im Schatten und verkauft sie den Seidenfärbern.

Zuweilen erwachsen aus den Samen sehr stachlichte Pflanzen, von welchen man keinen Samen zur Aussaat nehmen muß, weil sie kleinere Blumen geben. Soll übrigens der Safflor dem Orientalischen gleich kommen, d. i. weniger gelbe Farbe, als der gewöhnliche Teutsche enthalten, so muß er ausgewachsen, ausgedrückt, wieder an der Luft im Schatten abgetrocknet, und dicht eingepackt werden. Man brauchte sonst nur die rothe Farbe und auch diese nur zu Seide, es ist aber durch Versuche bewiesen, daß man so wohl die gelbe als rothe Farbe auch auf Wolle brauchen kann.

Die

Die Samen, die auch nach der Ernte der Blüthen reifen, dienen zu Oel, zum Futter für die Hühner, und das gedörrete Laub zur Winterfütterung der Schafe und Ziegen, so wie die Stengel zur Feuerung.

Das Süßholz, Glyzyrrhiza glabra *Linn.*, welches man seiner süßen Wurzel wegen, die in den Apotheken häufig gebraucht wird, bauet, wird bei uns in Franken gewonnen, und könnte an mehrern Orten mit Nutzen erzeugt werden. Es nimmt mit einem lockern etwas saudigen Boden vorlieb, und wird durch die Wurzel fortgepflanzt. Die Wurzeln, welche wenigstens 10 Zoll lang, und mit einem Auge versehen sein müssen, werden, nachdem das Land ein Jahr vorher gedüngt worden, im Frühjahre eine Elle weit von einander so tief eingelegt, daß das oberste Ende fast 2 Zoll mit Erde bedeckt wird. Nachdem die Wurzeln 3 oder 4 Jahr im Lande gelegen haben, in welcher Zeit öfters das Unkraut weggeräumt und die Erde aufgelockert wird, werden die größten zum Verkaufe heraus gehoben, und die kleinen oder Nebenwurzeln zum künftigen Zuwachse in der Erde gelassen, oder, welches noch besser ist, in ein frisches Land verpflanzt.

Da man diese Pflanze in England, wo doch das Land wenigstens noch ein Mal so hoch als in den meisten Theilen von Teutschland genutzt werden kann, mit großem Vortheile baut, und der Preis

des Süßholzes bei uns und in England sich gleich ist, so sollten auch wir diese Pflanze nicht ganz außer Acht lassen. Sie wird zwar wohl in Franken und besonders in der Gegend um Bamberg gebaut, jedoch nicht mehr so häufig als ehemals.

Die Karte, Weberdistel, oder Kartendistel, Dipsacus fullonum sativus *Linn.*, wird in manchen Gegenden wegen ihrer stacheligen Samenköpfe, womit die Tuchmacher die Tücher kratzen oder karten, gebauet. Man säet dieselbe in eine lockere gedüngte Erde, und verpflanzt sie im 2. Jahre, da sie denn gute brauchbare Karten trägt, welche man abschneidet, trocknet und verkauft.

Nützlich wäre es, wenn jedes Land die Karten selbst bauete, damit nicht die Tuchbereiter sich wegen des hohen Preises lieber der abgenützten drähternen Streichen der Tuchmacher bedienen möchten.

Der Kanariensamen, Phalaris canariensis *Linn.* gehört, so wie noch viele andere, nicht so wohl unter die Handelskräuter und Manufaktur-Pflanzen, als unter die Getreidearten; er wird um Erfurt, in der Niederlausitz, in Lübbenau, sehr häufig gebaut und nach Dresden, Berlin, und andern Orten verkauft.

Die Anzahl dieser Handelskräuter, deren Bau in unsern Gegenden möglich und einträglich wäre,

könnte

könnte noch gar sehr vermehrt werden, welches auch mit vieler Wahrscheinlichkeit zu hoffen ist. Die großen Versuche, die seit 1769 in der Pfalz, nicht weit von Manheim und Freudenheim, bei Keserthal, durch eine Gesellschaft fremder Kaufleute und Gärtner mit der Pflanzung des Rhabarbers, Rheum palmatum *Linn.* (welchen uns bis jetzt die Chinesische Mauer mit einem sehr reichen Wucher für Rußland zusendet), gemacht worden, bestätigen diese Hoffnung. Jetzt scheint nur noch die Trocknung der so schleimigen Wurzeln die größte Schwierigkeit zu haben; welches Hinderniß aber vielleicht auch gehoben werden kann.

IV.

Von der Aussaat der Körner.

Im Reichs-Anzeiger 1796 wurde folgende Berechnung über die dünnere Aussaat des Getreides aufgestellt:

„Bekanntlich säet man jetzt das Getreide weit dünner als vor 50 oder 100 Jahren. Aber könnte man nicht noch vielmehr an der Aussaat ersparen? Angenommen, ich säe 100,000 Körner aus, und ernte davon das 10. Korn, oder zehnfachen Ertrag ein; wie mag da wohl der Theil des Samens, der

aufgegangen und fruchtbar gewesen ist, sich zu dem Theile verhalten, der nutzlos bleibt? Rechnet man, daß jedes wirklich fruchtbringende Samenkorn 2 Aehren, und in beiden zusammen 50 Körner erzeugt; so sind bei dem obigen Satze 80,000 Körner, oder $\frac{4}{5}$ des Samens verloren worden. Möchten doch einsichtige Oekonomen über diesen Gegenstand reiflich nachdenken und ihre Meinung oder noch besser den Erfolg der deßhalb gemachten Versuche, durch den Reichs-Anzeiger mittheilen."

Diese Berechnung giebt mir Gelegenheit, meine Bemerkungen über diese Materie hier mitzutheilen.

Schon die ersten Zeilen der Anfrage, daß man vor 50 und 100 Jahren nicht so dünn als jetzt ausgesäet habe, verdienen Beweis. Gesetzt aber auch, es wäre wahr, so würde der Grund davon vielleicht nur darin zu finden sein, daß man die Felder und ihre Aussaat jetzt besser behandelt, als es vor 50 und 100 Jahren geschehen ist. Der Einsender der Anfrage sagt: jedes Korn bringt 2 Aehren, und diese 50 Körner. Beides ist nicht durchgängig gewiß. Erstlich giebt nicht jedes Korn 2 Aehren, besonders in schlechtem Boden, und zweitens ist noch weniger anzunehmen, daß jede Aehre 25 Körner enthalten solle. Wenn wir nun (fährt der Einsender fort) das 10. Korn Nutzen erhalten, so sind von 100,000 Körner Aussaat $\frac{4}{5}$ verloren. Da der Vordersatz nicht ganz zuzugeben

geben ist, so kann auch der daraus gefolgerte Schluß nicht als richtig angenommen werden. Indessen würden wir gleichwohl eine doppelt stärkere Ernte erhalten, wenn das ausgesäete Korn, bis zur Aufbewahrung seines Ertrags auf dem Boden, nicht so mancherlei Zufällen unterworfen wäre.

Denn I) gehen nicht alle Körner auf.

a) Wegen ihres schlechten Gehalts. Das Korn ist entweder nikhreif geworden und der innere Bestand also nicht vollkommen, oder der Keim hat auf eine andere Art Schaden gelitten, welches auf den Feldern theils durch die Witterung und Geschöpfe, theils auch während der Ernte von den Erntern selbst zuweilen geschieht. Der Keim kann aber auch noch, ehe das Korn ausgesäet wird, Schaden leiden, durch das Dreschen und durch die Mäuse in der Scheune, so wie auf dem Boden durch Insekten, Mäuse und veränderliche Witterung, wenn nämlich die Böden nicht im besten Stande sind. Dem Anscheine nach sieht manches Korn sehr gut aus, und dennoch taugt es nicht zum Samenkorn.

b) Weil die Körner entweder zu hoch oder zu tief in die Erde kommen. Die Körner, welche zu hoch liegen, gehen selten auf, es befeuchtet sie z. B. ein Regen, sie quellen, und wenn die Witterung feuchte genug bleibt, so schlagen sie auch Wurzel; kommen aber trockene Winde und die Sonne wirkt einige Tage, so wird das Korn, das frei liegt, schon gequollen und etwas gekeimt hat, eben so wie

gewach-

gewachsenes Malz: der Keim vertrocknet und das Korn ist verloren. Einzelne Körner, die dagegen zu tief in die Erde kommen, keimen zwar; allein entweder zu feuchte oder zu trockene Witterung läßt viele derselben nicht aus der Erde kommen, und sie verfaulen. Das dieß Wahrheiten sind, bestätigt die Erfahrung. Man frage einen alten Sämann, der ein Jahr ins andere auf gleiche Art den Samen auswirft: er wird, nach dem Aufgange des Samens zu urtheilen, in dem einen Jahre zu dick, in dem andern zu dünn ausgesäet haben, ungeachtet sein Wurf gewiß gleich ist.

II) Verderben sehr viele Körner, wenn sie schon aufgegangen sind, weil sie durch Mäuse, Hasen, Kaninchen, Insekten allerlei Art, und hauptsächlich durch die Witterung Schaden leiden. Die Winterfrüchte leiden oft durch Nässe und Frost, die Sommerfrüchte durch nasse oder trockene Witterung, kalte Winde und d. gl.

III) Geht ein großer Theil Körner durch den freien Flug der Tauben, so wohl bei der Aussaat, als hinter der Ege, oder nach einem Regen, oder bei sehr trockener Witterung verloren. Unglaublich, ja gar nicht zu berechnen ist der Schaden, welchen die Tauben, diese Pest der Landwirthschaft, in allen Ländern dem Wirthschafter zufügen.

IV) Wenn wir nun auch annehmen, daß das beste Samenkorn ausgesäet und auf die bestmöglichste

Weise

Weise dem Felde übergeben worden sei, daß die Witterung bis beinahe zur Ernte vortheilhaft und nur geringer Schade durch Mäuse u. d. gl. in diesem Jahre angerichtet worden, so würden wir freilich 20 — 30 fältige Frucht gewinnen, wenn wir alle Körner, die sich bei bevorstehender Ernte in den Aehren befinden, auf unsern Boden zu bringen im Stande waren. Ehe wir aber zu ernten anfangen, auch bei und nach der Ernte selbst, sind alle diese Körner so vielen Gefährlichkeiten unterworfen, daß wir von dem wirklichen Bestand derselben zwei Drittel verloren haben, wenn sie auf den Boden gebracht sind. Die Winde, die Stürme klopfen sehr viel aus, durch Regen und darauf erfolgte Sonnenhitze springen sehr viele Körner aus den Aehren, Tauben, Sperlinge, Mäuse, Hamster, oft Schnecken und Käfer, und mehrere dergleichen Geschöpfe verzehren und verderben Millionen Körner. Jetzt kommt der Ernter mit der Sense oder Sichel, so vorsichtig er auch anschlägt, schneidet und reißt, so kann er doch nicht vermeiden, daß durch diese Erschütterung Körner ausfallen, oder ganze Aehren abbrechen. Man läßt das abgemähte Getreide an den mehresten Orten wenigstens einige Stunden in so genannten Schwaden liegen, um so wohl Aehren als Stroh und Gras durch die Sonne oder Luft etwas trocknen zu lassen; ist es aber trocken genug, so wird es oft gleich hinter der Sense oder Sichel aufgebunden. Auch durch diese Behandlung des

Auf-

Aufbindens fallen Körner und Aehren aus und ab. Nun schleppt oder trägt man die Bunde zusammen; wer recht genaue Achtung giebt, kann die Körner bei dem Schleppen oder Tragen fallen hören. Man setzt sie in Mandel, und durch das Herumschmeißen der Garben fallen wieder sehr viel Körner aus. Bleiben die Mandel einige Zeit stehen, ehe sie abgefahren werden, so thun Kreaturen allerlei Art nochmals großen Schaden an diesen in Mandeln stehenden Früchten. Nun kommt der Erntewagen; bei jedem Bund, das durch die Gabel auf den Wagen geschleudert wird, geht wieder ungemein viel verloren. Sehr deutlich ist das Geräusch der ausspringenden Körner auf der Erde zu hören. Der Knecht auf dem Wagen wirft die Garben hin und her, es fallen dadurch viele Körner aus, und viele tritt er aus. Von diesen bleiben zwar viele im Wagen, viele aber fallen durch die Erschütterung desselben auf die Felder oder auf den Weg. Freilich wird dieses nicht jeder Wirthschafter bemerken, weil so wohl das Rindvieh als hauptsächlich Schweine, und das alles verschlingende Schafvieh diese Körner und Aehren aufsuchen und verzehren. Ich habe aber die Probe gemacht und auf einem Stücke die Hälfte sogleich nach der Ernte, ohne Vieh darauf zu leiden, umpflügen lassen; deutlich konnte ich bemerken, wo Mandel gestanden hatten, und wo mehr oder weniger Getreidewagen gefahren waren. Auf der andern Hälfte des Feldes, wo Schafe geweidet

hatten

hatten, gingen zwar auch noch nach dem Umpflügen saatmäßig Körner auf, allein man sah doch deutlich, wie viel weniger dieses in Betracht der andern war. Ich möchte beinahe sagen, daß ein Landwirth mehreren Fleiß auf das Reinliche und sichere Abbringen des Getreides bis in die Scheune zu wenden habe, als auf die Bestellung der Felder. Noch ist aber nicht alle Gefährlichkeit überstanden, welcher die Körner ausgesetzt sind, ehe wir sie auf den Boden bringen. Das Getreide ist nun in der Scheune, Mäuse und Ratten, die sich in allen Scheunen der Welt aufhalten (ausgenommen in ganz neuen) verzehren gewiß den 15. oder 20. Theil, d. h. von der Zeit an, da es in der Scheune liegt. Von der untersten Schicht fallen viele Körner aus und vermodern, die Dreſcher lassen sehr viel so wohl in den langen Bunden als auch in den Wirrbunden, hauptsächlich aber in der Oberkahre oder in den abgesprungenen Aehren zurück. Diese Oberkahre wird leider in den mehresten Wirthschaften dem Rindvieh zur Fütterung gegeben, und man überlegt nicht, daß ungekochte und nicht geschrotene Körner von dem Rindvieh nicht verdauet werden. Daß die Dreſcher in den Wirrbunden sehr viel unausgedroschene Körner zurück lassen, kommt eben daher, weil die Schäfer diese Bunde gewöhnlich im Winter zur Fütterung erhalten, und weil diese Art Leute, so wie ihr Vieh, alles verheeren und verwüsten; um ihrer Gefräßigkeit Genüge zu leisten, werden die Dreſcher

von

von diesen Leuten selbst dazu angereizt. Aus diesem mannigfaltigen Verlust an Körnern, der zwar hier und da nur gering, im Ganzen aber beträchtlich ist und jeden Wirth trifft, läßt sich wohl ziemlich deutlich ersehen, daß gewiß eben so viel von der Erbauung verloren geht, als wir wirklich erhalten. Würden wir die auszusäenden Körner eben so, wie die Kraut oder Runkelpflanzen behandeln, so könnte wohl ein höherer Ertrag in Ansehung der Aussaat gewonnen werden; so lange aber die Art, die Früchte vom Felde ab, in die Scheune und auf den Boden zu bringen, nicht geändert werden kann, so lange wird auch gewiß kein höherer Nutzen zu erlangen sein. Auch würde es unmöglich sein, die Körner nach Art der Pflanzen zu säen oder zu stecken, da dieses alles Menschenhände machen müßten. Viele Oekonomen säen sehr dünn aus, und erhalten vielleicht ein Korn mehr an Ausbeute, als diejenigen, die ein Viertheil mehr aussäen. Wenn z. B. Y auf einen Kubik-Fuß 12 Körner säet, und zehnfach, also 120 Körner erntet; Z aber 15 Körner auf gleiche Fläche säet und mir neunfach, also 135 Körner erntet, so fährt der letztere besser als der erstere. Ich bin indessen weit davon entfernt, die allzu starke Aussaat in Schutz zu nehmen, sondern glaube vielmehr, daß von den beiden Extremen einer zu dicken und zu dünnen Aussaat die erstere dem Oekonomien die schädlichere sei. Jedoch ist, das Extrem abgerechnet, die stärkere Aussaat wegen so

vieler

vieler Gefährlichkeiten, denen der Same unterworfen ist, jedem Oekonom zu empfehlen, und der Herr Anfrager hat sehr Recht, wenn er die Aussaat als eine ganz vorzüglich beherzigungswerthe Sache empfiehlt. Er irrt aber, wenn er das Betrachtungswerthe bei der Aussaat besonders in dünnerer Aussaat suchen will.

Adolph Seckendorff.

V.

Gesammelte Nachrichten über den Nutzen des Möhrenbaues zum Futter für Pferde und anderes Vieh *).

(Aus dem Englischen.)

Herr Jeffray, welcher auf der Herrschaft Baldoon, dem Grafen von Selkirk gehörig, der Wirthschaft vorsteht, berichtete folgende Umstände von der Art, wie er Möhren zu bauen und sie anzuwenden pflegt.

Er

*) S. The present State of Husbandry in Scotland, by *Mr. Robert Wight*, of Ormstown, East Lothian, Scotland, und Annals of Agriculture and other useful Arts, collected and published by *A. Young*. Vol. I, pag. 359 f. Vol. II, pag. 124 ff. u. pag. 137 f. W.

Er richtet das Land eben so zu, wie zu Kopfkohl, Rüben und andern grünen Gewächsen; düngt es, den Morgen mit 40 Fuder wohl durchfaulten Mistes; pflügt das Feld drei Mal; besäet es mit dem Säepflug in doppelten Reihen, einen Fuß weit aus einander, auf 5 Fuß breiten Beeten, welches in der ersten Woche des April-Monats geschieht, behackt es mit der Hand und mit dem kleinen Pflug, und jätet das Unkaut aus; so läßt er dann seine Möhren in der Erde stehn, und so viel davon, als er ihrer von Zeit zu Zeit nöthig hat, ausziehen. Auch halten sich die Möhren in der Erde gut bis zu Ausgange des Aprils, indem sie nur selten vom Frost etwas leiden; alsdann aber ackert er sie aus. —

Ich habe sie, sagt er, genutzt, Pferde, Kühe, Schafe und Schweine zu füttern; alles Vieh liebt dieses Futter; Gänse sogar, so wie alles andre Federvieh, fressen sie mit Begierde. Aber die vortheilhafteste Art sie zu nützen, ist, daß man die Pferde damit füttert. Möhren sind das einzige Wurzelgewächs, das ich kenne, welches bei der Pferdefütterung reichlich die Stelle des Getreidefutters vertritt.

Ich hatte eine Zeit lang die Gewohnheit, den hiesigen sämmtlichen Wirthschaftspferden statt zwei Körnerfutter ein Futter Hafer und ein Futter Möhren des Tages zu geben, und es fand sich, daß meine Pferde dabei trefflich gediehen. Weil ich aber doch gern wissen wollte, was für Wirkung

die

die Möhren ohne alle Körner thun würden, so that ich Jahre lang zu wiederholten Malen ein paar Pferde in einen Stall allein, und gab ihnen vom 1. Januar an bis in die Mitte des Mai-Monats ganz und gar kein Korn, sondern bloß Möhren statt des Korns, und übrigens Futter, wie gewöhnlich; sie bekamen also richtig, statt des sonst gewohnten Körnerfutters, ein Futter Möhren. Die Pferde gingen Tag für Tag im Pflug oder im Karren, und arbeiteten, da es viel zu thun gab, den ganzen Frühling hindurch täglich 9 bis 10 Stunden. Sie blieben in sehr gutem Stande, ja vielleicht in besserm als die andern; wenigstens waren sie glätter und schöner am Fell, und waren, ehe sie noch einen Monat ins frische Gras gegangen waren, bei weitem die feistesten Pferde bei der Wirthschaft. Ich wog die Möhren, und fand, daß das gewöhnliche Futter eines Pferdes ungefähr 30 Pfund betrug; und sonach wurde jedem Pferde diese Quantität zwei Mal des Tages gegeben bis zu Ende des März-Monats. Nach Ablauf dieses Monats bekam jedes Pferd täglich drei solche Futter, bis die Pferde alle zusammen um den 12. bis 15. Mai ins frische Gras kamen. Die Möhren sind also ein unvergleichlich nahrhaftes Futter für Vieh von allerlei Art; sie dienen im Felde vorzüglich zu Verbesserung des Landes, und sind sehr einträglich für den Wirth. Der Ertrag war von jedem Morgen 9½ Tonnen (die Tonne zu 20 Centner).

Herr

Herr Hall auf Fowlis, der die Möhren mit dem Säepflug in gleich weiten Reihen 3 Fuß aus einander pflanzt, füttert seine Wirthschaftspferde, statt der Körner, bloß mit Möhren; und diese Pferde befinden sich immer fort in gutem Stande. *)

Herr Thomas Dundas Esq. auf Keith Marshall, düngt die Furchen von 4 Fuß breiten Beeten, stürzt sodann die Beete wieder auf den Mist, und säet mit dem Säepflug eine doppelte Reihe, einen Fuß weit aus einander. Die Möhren dienen ihm statt des Hafers zum Pferdefutter, und er rechnet einen Morgen Möhren 30 Bolls Hafer bei der Pferdefütterung gleich. **) Das Schottische Boll ist 6 Winsheſter Scheffeln gleich; sonach giebt der Morgen Möhren so viel Futter, als 22½ Quarters (oder 180 Englische Scheffel) Hafer. ***)

Herr Hay auf Drummelzier füttert bei einem Landgute von nicht weniger als 800 Schottischen Morgen (von denen jeder 5 Viertel Englische Morgen hält, und die also zusammen 1200 Englische Morgen ausmachen) seine Arbeitspferde bloß mit Möhren ohne allen Hafer. — ****)

Ich

*) *Wight*, Vol. V, pag. 242.

**) *Wight*, Vol. VI, pag. 438.

***) *Wight*, Vol. I, pag. 12.

****) *Wight*, Vol. VI, pag. 548.

Ich selbst, setzt Herr Arthur Young hinzu (aus dessen Landwirthschafts-Annalen wir diese Nachrichten hier ausziehen), ich für meinen Theil bedurfte keines neuen Unterrichtes zu meiner Ueberzeugung von diesem Punkte, weil ich schon im Jahr 1767 6 Pferde den Winter hindurch mit Möhren gefüttert hatte; Pferde, die, den Sonntag abgerechnet, keinen Tag ohne Arbeit zubrachten, und die doch alle Arbeit so gut thaten, als sie immer beim Haferfutter hätten thun können. Da es aber andre Wirthe in Menge giebt, die noch immer bei der Meinung beharren, daß man sich beim Möhrenfutter nicht auf ausdauernde Kräfte der Arbeitspferde verlassen dürfe; so lassen sich dergleichen Erfahrungen nicht häufig genug zusammen tragen.

Herr Arthur Young kam auf seiner landwirthschaftlichen Reise nach Woodbridge u. s. w. auf Herrn Gerrards Landgut Sutton in Wildshire, wo man ihm vom dasigen Möhrenbau folgende Nachrichten mittheilte.*)

Man pflügt hier zu den Möhren nur ein Mal, und zwar mit einer doppelten Furche, diese aber so tief als möglich; und hierzu wird der Pflug mit drei starken Pferden bespannet. Um Mariä-Verkündigungstag (25. März) werden fünf Pfund Möhrensamen auf jeden zum Möhrenbau bestimmten Morgen Landes gestreut. Mit dem Behacken wird gegen Pfingsten angefangen, und es geschieht den Som-

*) S. Annals of Agric. Vol. II, No. 8, pag. 124 sqq.

Sommer über, in allem drei Mal, welches auf 15 bis 18 Schillinge für den Morgen zu stehen kommt. Zehn Fuder (das Fuder 40 Englische Scheffel, von allem Kräutig gesäubert) werden da auf den Morgen guten Bodens, für einen mittelmäßigen Erwachs gerechnet: aber auf Weidelande giebt der Morgen noch weniger; (dürftige Schafweide wird umgepflügt.) Die Arbeitsleute, welche die Möhren behacken, versicherten Herrn Young, daß der Eigenthümer (welcher eben bei Hrn. Y. Anwesenheit verreiset war) einstmals nicht weniger als 20 Fuder Möhren vom Morgen geerntet hätte.

Ich besah dieß Mal, sagt Hr. Y., sein Möhrenfeld von 10 Morgen Landes, wovon ein jeder, nach der Schätzung der Arbeitsleute, welche so eben mit dem Behacken beschäftiget waren, 6 bis 7 Fuder geben würde; dem Augenmaße nach hätten noch ein Mal so viel Möhren auf diesem Felde wachsen können, als ich ihrer fand. Im verwichenen Jahr hatte Herr Gerrard 17 Morgen Landes mit Möhren besäet, und der Morgen gab 9 Fuder. Er verkaufte davon 100 Fuder der besten von Kräutig gesäubert nach London, und behielt also 33 Fuder Ausschuß für sich, so daß zwei Drittel von seiner Möhrenernte verkäufliches Gut waren. Der stehende Preis für das Fuder war 1 Pfund und 1 Schilling Sterl.

Was die Anwendung der Möhren zum Futter für Pferde betrifft, so werden dieselben nicht selten zu diesem Behufe für 15 Schillinge das Fuder verkauft. Wer sie nun dazu braucht, der giebt für 6 Pferde eine Woche lang 2 Fuder, und dazu Spreu vollauf, ohne alle Körner: und wenn Pferde auf solche Weise gefüttert werden, so fressen sie sehr wenig Heu. Ueberhaupt befinden sich Arbeitspferde nie besser, als bei Möhrenfutter, und sie können bei diesem Futter alle Wirthschaftsarbeiten verrichten, wie denn Möhren wirklich das beste sind, was einem Zugpferde gegeben werden kann; da sie hingegen bei Reitpferden, welche scharf geritten werden, diese Wirkung nicht thun.

Herr Gerrard fängt immer vor Weihnachten an, seine Pferde mit Möhren zu füttern; und bei diesem Futter hält er sie manchmal bis zu Pfingsten. Die Möhren, die in dieser letzten Periode des Jahres gebraucht werden, läßt er ausziehen und zu Hause verwahren, um das Feld zur Gerstensaat rein zu bekommen. Denn nach Möhren säet er immer gern Erbsen oder Gerste, welche im Möhrenfelde beide gedeihen.

Die 10 Morgen Möhrenfeld, die ich da besah, waren im Flugsandboden, von welchem der Morgen, wie mir die Arbeitsleute sagten, wahrscheinlicher Weise etwan zwei Quarters Gerste tragen möchte. Die Kultur-Ordnung oder der Fruchtwechsel ist da

im 1. Jahre, Möhren, im 2. Gerste, im 3. Hopfenklee und Englisches Raigras, welche 2 bis 3 Jahr im Felde stehn bleiben, im 4. Erbsen in Reihen gesäet, und im 5. Roggen. Ein andrer Fruchtwechsel ist: 1) Rüben, 2) Gerste, 3) Roggen oder Erbsen.

Zu Shottisham besah Hr. Young des Möhrenfeld der Frau Curtis, welches 8 Morgen hielt und sehr schön stand. Hier werden 5 Pfund Möhrensame nach zweimaligem Ackern auf den Morgen gesäet, und die Möhren drei Mal für 18 Schillinge behackt; 6 bis 7 Futter gelten für eine schlechte Ernte; denn im Durchschnitt giebt der Morgen deren 10, und jedes von 40 Scheffeln. Mehr als die Hälfte davon wird zu Markte gefahren. Im vorigen Jahr versaulten ihm aber viele Möhren in der Erde: denn man hat hier die Gewohnheit, die Möhren so, wie sie gebraucht werden, auszuziehen, ausgenommen daß man einen Vorrath davon zum eignen Hausgebrauche vor dem Frost im voraus auf die Seite bringt. Bei der Fütterung giebt man 6 Pferden alle Wochen ein Fuder Möhren und vier Englische Scheffel Körner. Dieses geschieht im Vorwinter, in welchem sie noch nicht für so reif und nahrhaft geachtet werden, als sie im Frühjahre sind. Alsdann bekommen 6 Pferde wöchentlich 2 Fuder Möhren und gar keine Körner. Würden die Pferde, sagt man hier, bloß mit Körnern gefüttert, und gäbe man sie ihnen auch in noch so

reichlichem Maße; so würden sie sich doch dabei lange nicht in so gutem Stande befinden: und legt man ihnen Hafer und Möhren zugleich vor, so lassen sie den Hafer liegen, und fressen die Möhren. Bis zu Mariä-Verkündigung bekommen sie Futterstroh, und hernach erst Heu, von dem sie aber nicht viel genießen, so lange ihnen mit den Möhren nur eine gehörige Quantität Spreu gegeben wird. Man wäscht die Möhren, und schneidet sie in Stücken; und man könnte die Pferde bloß mit Spreu und Möhren, ohne Körner und ohne Heu erhalten; und sie würden dabei so dick und fett werden, wie Speckschweine. Der Ausdruck, den man hier brauchte, lautete so: „ohne Möhren könnte man hier zu Lande nicht bestehn; denn man habe da nicht Heu genug für so viel Pferde, wenn man so viel Körner füttern wollte, als in andern Ländern.“

Herr Linn hat im vorigen Winter seine Ochsen bis spät in den Frühling hin mit großem Nutzen zum Verkaufe mit Möhren gemästet. Andre in seiner Nachbarschaft haben es auch versucht, und gefunden, daß es ungemein wohl gelungen ist.

Was die Wirkung vom Möhrenbau anlangt, wenn er als Vorbereitung zum Getreidebau getrieben wird, so bekommt man nach den Möhren sehr reine und gute Gerste; jedoch dürfen Möhren nicht in einen Boden, der sehr vom Unkraute verwildert ist, gesäet werden. Am besten kommen sie in einer

reinen Gerstenstoppel fort: wo aber der Boden sehr voller Unkrauts ist, da kostet es gar zu viele Mühe, die Möhren zu behacken.

Herr Groß *) hat mir gesagt, er gäbe jedem seiner Ackerpferde täglich einen Scheffel Möhren mit Spreu gemengt, und gar keinen Haser; überhaupt fütterte er sie viel lieber mit Möhren als mit Haser: dabei ersparte er mehr als die Hälfte des Heues, und er habe sogar gefunden, daß manche von seinen Pferden, so bald sie das Möhrenfutter einmal gewohnt worden wären, ihr Heu ganz und gar ungenossen hätten liegen lassen.

VI.

Bemerkungen über die Möhren. Vom Herrn Mouron zu Calais. **)

(Aus dem Englischen.)

Möhren dienen ungemein gut zur Nahrung für Menschen, noch besser aber für das Rindvieh, und sind überhaupt in ihrem Ertrage sehr nützlich. Sie erfor-

*) S. Annals of Agric. ibid. pag. 137.

**) S. Annals of Agriculture and other useful Arts, collected and published by *Arthur Young*. Vol. III, pag. 8 sq. W.

erfordern einen leichten Boden, der jedoch tief geackert, gut aufgelockert und gut gedüngt sein muß. Hier zu Lande werden sie im März oder im April, auch wohl erst im Mai gesäet. Was im März gesäet ist, kann im Sommer verspeiset werden; man darf dabei nur bedacht sein, sie da, wo sie zu dicht beisammen stehen, auszuziehen, damit die andern, die in der Erde stehn bleiben, desto größer und dicker wachsen können.

Um den Samen recht gleich ausstäen zu können, sollte man denselben mit Holz- oder Torfasche derb in der Hand reiben, damit er nicht nur aus einander ginge und gleichsam zu Pulver würde, sondern auch um die Quantität desselben zu vermehren: der Säemann wird dadurch in Stand gesetzt, ihn recht gleich über das Land zu streuen. Hernach muß das Feld geegt und glatt gewalzt werden.

Wenn nun die Möhren aufgegangen sind, und man wahrnimmt, daß die grünen Spitzen empor steigen wollen; so muß eine Walze oder eine Gärtnerrolle darüber gezogen werden, welches sogar mit einem leeren Faß, oder auch mit einer Gärtnerrolle so oft wiederholt werden kann, als die Spitzen in die Höhe kommen. Diese Verrichtung ist nöthig, damit die Möhren groß und dick werden, und die Vegetation ihre Kraft nicht im Kräutigwuchs erschöpfe. Man kann sie im Felde von oben her nicht platt genug machen,

und

und darf dabei ganz ohne Sorgen sein, daß die Pflanzen dadurch Schaden leiden würden. *)

Bei uns werden die Möhren im Herbste, wenn das Kräutig daran welk zu werden beginnt, ausgezogen und nach Hause geschafft, wo man das Kräutig so dicht davon wegschneidet, daß nichts Grünes mehr daran bleibt, und sie also nicht weiter auswachsen können. Sodann werden sie in ganz trocknem Sande verwahrt, damit sie nicht vom Froste leiden; und aus dem Sand holt man sie den Winter hindurch und bis ins Frühjahr, so oft man sie nöthig hat. — In Stücke geschnitten, können sie zur

*) Ehe man diese Operation im Großem vornimmt, möchte ich wohl rathen, sie zuförderst im Kleinen zu versuchen. Das Verfahren des Herrn Mouron schein einiger Maßen der Natur entgegen zu laufen, in wie fern die Pflanzentheile gemeiniglich einander proportionirlich sind. Größe und Höhe ist eine Folge von Gesundheit und Kraft, welche denn doch wohl leiden möchten, wenn jene Schößlinge und Blätter, die doch so viele Nahrung aus der Luft einsaugen, niedergedrückt und geschlagen werden. Auch würde ich in Sorgen stehen, daß durch solches Walzen die Pflanzen dermaßen mit allerlei Unkraut verwickelt und gepreßt werden müßten, daß hernach das Behacken derselben desto schwieriger würde. Es ist indessen anmerkenswerth, daß Herr Mouron des Behackens gar keine Meldung thut, ohne welches doch, so viel ich weiß, die Möhren nur einen mäßigen Ertrag geben können. A. Young.

zur Mastung für Ochsen und Schafe dienen; und den Kühen vorgelegt, werden sie viel Milch erzeugen. In den Niederlanden füttern die Landleute so gut, wie in England, ihre stärksten Pferde mit Möhren; und statt Hafers giebt man sie da dem Viehe mit geschrotenen großen Bohnen gemengt. *)

W.

VII.

Recension.

Vereinigte Wissenschaften der Pferdezucht. Von Seyffert von Tennecker. 1. 2. Heft mit Kupfern. Manheim und Leipzig, bey Seeger, 1797. VI, 268 S. kl. 8. (jedes Heft 1 Rthlr. 8 Gr.)

Der Verfasser ist wegen seiner gründlichen Kenntnisse in den Wissenschaften von der Pferdezucht schon zu sehr bekannt, als daß man nicht auch in dieser Schrift viel Lehrreiches von ihm erwarten sollte. Die Einrichtung derselben ist folgende: Alle 3 Monate soll ein Heft von 6 bis 8 Bogen, mit 2 illum. und 1 schwarzen Kupfer broschirt erscheinen, 4 Hefte einen

*) Mit Bohnen sie zu mengen, ist in England nicht Sitte. A. Young.

einen Band ausmachen und einen Haupttitel bekommen. Die Zahl der Bände iſt noch nicht beſtimmt, es ſoll aber ein ſyſtematiſches Ganze in mehreren Abhandlungen über die äußere Pferdekenntniß, die Roßarzneikunſt, die niedere und höhere Reitkunſt und die Geſtütewiſſenſchaft geliefert und endlich ein Hauptregiſter über das Ganze beigefügt werden. In den beiden erſten Heften iſt enthalten 1) der Anfang einer Abhandlung über äußere Kenntniß der Pferde, in welcher die Vollkommenheiten und Fehler der einzelnen Theile des Pferdes, ſo wie die Kunſtausdrücke und die mancherlei Betrügereien der Roßhändler, denen man ausgeſetzt iſt, weitläuftig und deutlich angezeigt werden. 2) Der Anfang einer Abhandlung über die niedere und höhere anwendbare Reitkunſt, in welcher gelehrte und ungelehrte Reiter recht viele und brauchbare Belehrungen über alles, was zum Reitzeug, zur Behandlung und Verrichtung des Pferds und zum Reiten ſelbſt gehört, finden werden. Im zweiten Hefte iſt 3) auch nur der Anfang einer Abhandlung über innere Krankheitskunde und Heilwiſſenſchaft der Pferde, und 4) etwas über Geſtütewiſſenſchaften. In beiden zeigt der Verf. viel Kenntniſſe und giebt mancherlei lehrreiche Winke und Rathſchläge. Es wird gewiß Niemand gereuen, dieſe Schriften geleſen zu haben. Daß man hier und da auf Stellen trifft, wo der Kenner bisweilen anderer Meinung ſein muß, läßt ſich erwarten; allein dieſe Anzeige würde zu weitläuftig

werden,

werden, wenn hier mehrere ausgehoben werden sollten. Dafür wollen wir aber unsere Wünsche, die größere Vollkommenheit dieses Werks betreffend, auch ganz unverholen mittheilen.

1) Scheint es, als ob manchmal der Vortrag zu weitläuftig und Dinge beschrieben worden wären, die auch der Unwissende schon versteht, wenn er nur den Namen nennen hört.

2) Wäre zu wünschen, daß künftig auf die Sprache noch mehr Sorgfalt verwendet würde. Wenn man auch da nicht so sehr auf die Schale sieht, wo der Kern gut ist, so liest man doch ein lehrreiches Werk mit noch ein Mal so viel Vergnügen, wenn man nicht immer durch Sprachunrichtigkeiten und Härten in Ausdrücken und Wendungen gestört wird.

3) Werden gewiß viele Käufer damit unzufrieden sein, daß von jeder Abhandlung nur der Anfang geliefert wird. Es hat dieses nicht nur jetzt mancherlei Unannehmlichkeiten, sondern wird einst bei dem Gebrauche und besonders beim Nachschlagen noch weit mehrere und weit größere haben. Hätte der Verf. lieber jeden Theil besonders und so das Ganze nach und nach in einzelnen Heften geliefert; so würden diese Unbequemlichkeiten vermieden worden sein, und das Buch weit mehr Nutzen gestiftet haben. Dann hätten auch die weniger Bemittelten sich diejenigen Theile anschaffen können, die ihnen bei ihrem Gewerbe nöthig und brauchbar sind;

wie

wie dieſes der Fall bei den Hufſchmieden und Roßärzten iſt. Wenigſtens hätte doch dieſe Abtheilung gemacht werden können, daß Nr. 1 und 2 und Nr. 3 und 4 zuſammen beſonders abgehandelt worden wären.

4) So ſchön auch die Kupfer ſind und ſo ſehr man Berggolds Meiſterhand in den Zeichnungen findet, ſo wäre doch bei einem Werke, deſſen Hauptabſicht Belehrung ſein ſoll, zu wünſchen, daß ſtatt der zwei ſchönen bunten Kupfer zum zweiten Hefte lieber ſolche gewählt worden wären, die mehr zum Unterricht der Leſer beitragen könnten. Die Kupfer vertheuern das Werk und hier erwartet man keine Kunſt-Produkte, ſondern hauptſächlich inſtruktive Kupfer, durch welche dem Leſer das deutlich gemacht werden ſollte, was ihm in der Beſchreibung dunkel bleiben mußte.

Alle dieſe Erinnerungen ſollen aber den Werth des Buchs nicht herabſetzen, ſondern die größere Vollkommenheit deſſelben befördern helfen. Uebrigens wünſchen wir dieſem Buche im ganzen Ernſte recht viele Leſer.

VIII.

Etwas über die Verbesserung der Säcke.

Im Reichs-Anzeiger 1798, Nr. 227, fragt ein Oberlausitzischer Oekonom an, ob es nicht möglich sei, ein Mittel zu erfinden, wodurch die Getreidesäcke zu anderm Gebrauche gänzlich verdorben und untauglich würden und doch in Ansehung der Haltbarkeit und des Nutzens überhaupt nicht litten? Dieß brachte mich auf den Gedanken, denkenden Oekonomen zugleich mit dieser Anfrage noch folgende vorzulegen: ob man nicht überhaupt die Säcke verbessern und ihnen theils mehr Haltbarkeit, theils aber auch eine solche Beschaffenheit geben könnte, daß Getreide und Mehl in ihnen besser als jetzt vor Schnee, Regen und nasser Luft geschützt wären? Vielleicht könnte alles dieß mit einem Anstrich oder einem Firniß erreicht werden. Es kommt nur auf Versuche an. In Ansehung des Holzes wird in Schweden und Holland ein Anstrich von Theer und etwas Leinölfirniß, in welche Masse die beliebige Farbenerde gethan wird, sehr häufig gebraucht. Um dem Anstriche mehr Festigkeit zu geben, läßt man einige heiß gemachte Steine oder eiserne Kugeln darin abkühlen. Vielleicht ließe sich hiermit auch ein Versuch bei den

Säcken

Säcken machen, so daß sie dadurch nicht nur haltbarer gemacht würden, sondern auch eine solche Beschaffenheit erhielten, daß man sie außerdem nicht gebrauchen könnte und sie mehr vor Schnee und Regen schützten. Die Festigkeit allein wird auch schon dadurch sehr befördert, wenn man sie in einem Absud von Gerberlohe eine Zeit lang einweicht und dann darin kochen läßt. Man sieht dieses bei den Papiermüllern, welche durch eine Abkochung von Lohe den Tüchern, die zwischen die Bogen Papier gelegt werden, eine weit größere Haltbarkeit verschaffen. Versuche habe ich freilich noch nicht anstellen können, und diese müssen hier am meisten entscheiden; allein ich wollte hiermit denkende Oekonomen nur auf die Verbesserung dieses Gegenstandes, der in der Haushaltung nicht unbeträchtlich ist, aufmerksam machen. Sollten irgendwo schon Verbesserungen gemacht worden sein oder noch gemacht werden, oder sollte Jemand brauchbare Vorschläge zur Verbesserung der Säcke thun können und wollen, so werden gewiß alle Oekonomen es mit Dank annehmen, wenn sie ihnen bekannt gemacht werden.

K.

IX. Nach-

IX.

Nachricht von dem verschiednen Schicksale der Kartoffeln bei hartem Froste, nach Maßgabe der verschiednen Arten, sie zu verwahren. Von J. Billingsley. *)

(Aus dem Englischen.)

Die Kartoffeln, die wir verwichnen Herbst im Lande hatten stehen lassen, sind völlig zu schanden geworden. Was wir davon in unsern Häusern verwahrt haben, hat viel gelitten; was hingegen in Gruben aufgehoben war, ist auch nicht im allermindesten versehrt. Die Art, wie wir hiermit zu Werke gehen, besteht kürzlich darin:

Man macht ein Loch oder einen Graben von 7 bis 8 Zoll tief, und 4 Fuß breit, thut ein wenig Stroh auf den Grund und an den Seiten, und legt sodann seine Kartoffeln dergestalt hinein, daß sie etwan 4 Fuß hoch vom Grunde des Lochs mit einer Abdachung an den Seiten zu liegen kommen. Auf diese Weise kann ein solches Loch von 3 Fuß in der Länge 6 Säcke, 240 Pfund schwer, fassen.

Her-

*) S. Annals of Agriculture and other useful Arts, collected and published by *A. Young*. Vol. XI, pag. 535 ff. d. Uebers.

Hernach bedeckt man sie mit trocknem Stroh, und schüttet auf dieses eine hinlängliche Quantität Erde, daß die Kartoffeln eine Decke von einem Fuß dick bekommen, auf welche man noch ein dichtes Dach von gerade ausgezogenen, und mit Latten angebundenen Kartoffelranken setzt, damit keine Nässe zu denselben eindringen könne. In solchen Löchern habe ich vergangenen Winter, beinahe 5000 Säcke Kartoffeln verwahrt, ohne daß sie irgend einen Schaden von Bedeutung erlitten hätten, obwohl die Schärfe des Frostes so weit ging, daß die ganze, auf den Kartoffeln liegende Masse von Erde durchgefroren war; nur daß sie nicht hatte durch die Strohdecke eindringen können.

Möhren und Aepfel lassen sich auf gleiche Weise erhalten; nur muß man aber zu letztern ein Luftloch machen, wie es Dr. Lettsom zu Erhaltung der Runkelrüben empfohlen hat, damit sich die Aepfel nicht erhitzen und in Fäulniß gehen.

Ashwick Grove bei Shepton Mallet,
am 23. Febr. 1789.

X.

Kurze Nachrichten.

a) Naturbegebenheiten.

Am 16. Okt. 1798 machte H. L. Stalmann in Vorsfelde folgende Nachricht von einer merkwürdigen Naturerscheinung bekannt: Bei dem großen Brande zu Vorsfelde (im Okt. 1798) sind die Obstbäume, welche sich in den Gärten neben den abgebrannten Häusern befanden, theils ganz, theils an einer Seite mit verbrannt, auf andern hingegen war das Laub vertrocknet und das Obst gebraten. An den Bäumen nun, welche nur an einer Seite gelitten haben, zeigt sich eine merkwürdige Abweichung von dem gewöhnlichen Gange der Natur: sie standen vom Anfange bis zur Mitte des Oktobers an ihrer gut gebliebenen Seite in voller Blüthe. Lauben von Linden und Spanischem Hollunder aber hatten neue Blätter und Schößlinge wie im Frühlinge getrieben. Besonders zeichnete sich ein großer Birnbaum, der inwendig hohl, und nicht nur an einer Seite ganz verbrannt, sondern auch in seiner Höhlung ganz ausgebrannt ist, vor andern aus. Er hatte an seiner gut gebliebenen Seite alle Blüthen, welche im nächsten Frühlinge hätten kommen sollen, zu ihrer ganzen Vollkommenheit

heit und Schönhite getrieben, so daß der Baum ganz weiß war. Er wurde von den Bienen häufig besucht und hat jetzt Früchte angesetzt, die zum Theil so groß als eine vollkommene Erbse sind. So wohl an Aepfel und Birn: als auch an Pflaumenbäumen zeigte sich diese ungewöhnliche Abweichung von der Natur; und zwar auch an solchen Pflaumenbäumen, die von keiner Seite merklich verbrannt waren, sondern bloß dem Feuer nahe gestanden hatten.

Man hat wohl Beispiele, daß Fruchtbäume im Juli oder August einige Spätlinge von Blüthen nachtreiben; auch kann man bekanntlich im Winter in warmen Zimmern Blüthen hervorbringen: allein daß alle Blüthen fürs künftige Jahr schon im Anfange des Oktobers und im Freien hervorbrachen, ist eine eben so merkwürdige als ungewöhnliche Erscheinung. Denn hier mußte ein Grund vorhanden sein, der nicht nur die Blüthen trieb, sondern auch die Zeitigung der Blüthenknospen beschleunigte. Dieser Grund liegt wahrscheinlich in der Hintreibung und Vereinigung der Säfte in die gut gebliebenen Theile der Bäume; so wie bei Bäumen, die nicht so sehr gelitten hatten, und doch blühten, in der Veränderung des Umlaufs der Säfte, welche die große Hitze in ihnen verursachte.

* * *

Auf der Insel Sicilien ist im vorigen Jahr die Ernte sehr reichlich ausgefallen, und deßhalb die

die Ausfuhr von 130,000 Maß *) Getreide erlaubt worden.

* * *

In den letzten Tagen des Monats März und am 1. und 2. April war die Witterung im Schwarzwald so rauh und unfreundlich, auch fiel ein so tiefer Schnee, daß die Kriegs-Operationen deßwegen in einigen Gegenden auf einige Zeit eingestellt werden mußten.

* * *

Am 12. April war das Eis von der Rehde bei Lübeck abgegangen, bei Niendorff und in der Gegend herum lag es aber noch.

---

b) Gesetze und Verordnungen, die das ökonomische Publikum angehen.

Am 14. April wurde in Schweden die merkwürdige königliche Verordnung vom 6. d. M. von allen Kanzeln publicirt, wodurch der Gebrauch des Kaffes vom 1. Juli 1799 an, und alle Einfuhr dieses Produkts von gegenwärtiger Kundmachung an, bei harter Strafe verboten wird. Um Uebertretung

*) Vom Sicilianischen Getreidemaß hält die Salma generale etwas über 5, die Salma grossa zu Hülsenfrüchten aber etwas über 6 Berliner Scheffel.

tretungen dieses Verbots zu hindern, sind Haussuchungen von neuem erlaubt worden.

* * *

Im Hannöverischen ist die Ausfuhr des Heues und Strohes auf der Elbe und Weser bis Ende Septembers 1799 verboten worden.

* * *

Das Central-Büreau von Paris hat, um so viel möglich die Feuersgefahren zu vermindern, alle Gipsöfen in Paris verboten.

* * *

Da man seit einiger Zeit angefangen hat, sich der Luftsteine zum Bauen zu bedienen, dabei aber nicht immer mit zweckmäßiger Vorsicht zu Werke gegangen ist, so hat das königl. Preußische Polizei-Direktorium in Berlin am 25. März 1799 verordnet: 1) daß Luftsteine nur zu den innern Scheidewänden und Brandmauern bei Gebäuden von einer Etage, deßgleichen zum Ausmauern der Fachwerkswände gebraucht werden dürfen; 2) daß die innern Wände in Gebäuden von Holz, durch alle Etagen und im Dache, mit guten Luftsteinen in den Fächern ausgemauert werden können; 3) kann aber hier nur nachgegeben werden, die Schorsteine von Häusern von einer Etage von Luftsteinen aufzuführen; die Schorsteine müssen aber nicht geschleift sein, sie müssen auch über das Dach einen Aufsatz von gebrannten Steinen erhalten, und die Luftsteine von Lehm angefertigt und gut getrocknet sein. —

Jedem

Jedem Baulustigen liegt ob, bei der Revision der Baustelle dem Feuerherrn des Reviers anzuzeigen, ob und in welcher Maße er sich der Luftsteine bei dem vorhabenden Baue zu bedienen gedenke.

---

c) Neue Entdeckungen und Erfindungen.

Für die seit einigen Jahren so theuer gewordenen Galläpfel hat der Apotheker Trömer durch Zufall ein Surrogat entdeckt. Es sind Auswüchse oder Knoten an den jungen Wurzeln der Eichen, die, so wie die Galläpfel, durch den Stich eines Insekts, welches sein Ei hinein legt, entstehen. Sie geben in demselben Verhältnisse, wie die Galläpfel, mit Eisen-Vitriol eine schöne schwarze Tinte, und können eben so in der Färberei gebraucht werden. Das bekannte kleine Insekt, Cynips quercus folii *Linn.*, welches uns die gewöhnlichen Galläpfel verschafft, kann hier wahrscheinlich der Urheber nicht sein, weil es erstlich als fliegendes Insekt seine Beute wohl schwerlich so tief vergraben wird, und weil man zweitens in dem Gallapfel nicht mehr als ein Ei findet, in diesen Knoten aber 3 bis 4, auch mehr Eier. Im Frühjahre findet man diese Knoten auf der Sommerseite an den kleinen Wurzeln der Eichen, oft nur eine Querhand tief unter der Erde, in großer Menge. Die man im Sommer findet, haben meistens kleine Oeffnungen, in welche eine mittelmäßige

Stricknadel paßt, und die Eierchen sind nicht mehr da. Dann sind sie auch mehr holzig und daher nicht mehr so gut; man muß sie also im Frühjahr einsammeln.

* * *

Der Engländer Corwell in London hat die Erfindung gemacht, den Citronensaft in eine eben so feste Gestalt zu verwandeln, wie die Kandel-Zucker-Krystalle sind. Wegen des ausgebreiteten Nutzens der Citronensäure in den skorbutischen Seekrankheiten ist diese Erfindung besonders für das Seewesen wichtig.

* * *

In der Sitzung des National-Instituts in Paris vom 4. April wurden für vier neu erfundene Maschinen, um Personen in brennenden Häusern zu Hülfe zu kommen, Preise ausgetheilt.

* * *

Feuersbrünste können zwar zur Nachtzeit sehr weit gesehen werden; allein es ist bekannt, wie sehr man gewöhnlich in Ansehung ihrer Entfernung getäuscht wird und daß man selbst von Thürmen oder andern hohen Standpunkten aus den Ort nicht mit Gewißheit bestimmen kann, wo es brennt. Durch anhaltendes Nachdenken hat der Studiosus J. H. L. Pansner in Jena eine einfache Maschine erfunden, vermittelst welcher auf das Genaueste die Gegend und Entfernung bestimmt werden kann, in welcher das Feuer ist. Die Gesellschaft naturforschen-

forschender Freunde Westphalens, der er ein Modell davon überschickt hatte, gab seiner Erfindung ihren Beifall, ertheilte ihm das Diplom ihrer Gesellschaft und forderte ihn auf, eine Beschreibung der Maschine zum Abdruck für den 3. Bd. ihrer gesellschaftlichen Schriften einzuschicken. Er wird nicht nur dieser ehrenvollen Aufforderung Genüge leisten, sondern auch im Reichs-Anzeiger eine kurze Beschreibung derselben mittheilen. Zugleich erbietet er sich, auf Verlangen Jedem ein Modell dieses Instruments mit einer kurzen Anweisung zum Gebrauch desselben, gegen eine billige Vergütung zuzuschicken. Man wendet sich in postfreien Briefen an ihn selbst, wohnhaft in Köhlerischen Hause am Markte.

* * *

Der kürzlich verstorbene Wirtembergische geh. Rath Möglich hat eine neue Art Seile erfunden, deren Fäden nicht wie gewöhnlich gedreht und über einander gewunden, sondern gerade und parallel laufend mit einander verbunden sind. Schon der berühmte Muschenbroek fand durch verschiedene Versuche, daß die nicht gedrehten Fäden und Schnüre den Seilen eine weit größere Festigkeit ertheilen, als die gedrehten; nur gelang es ihm nicht, eine schickliche Verbindung der parallel laufenden Fäden zu Stande zu bringen. Die Gebrüder Landauer in Stuttgard haben nunmehr zu Verfertigung der neuen Seile, welche besonders bei dem Schiffswesen von großem Nutzen sind, ein eigenes

Pri-

Privilegium erhalten. Bei den angestellten Versuchen fand man, daß ein solches aus abwerkenem Garn gewebtes Seil von $1\frac{3}{4}$ Zoll im Umkreis eine Last von 13 Centner trug, ohne zu reißen, und als man es endlich durch noch größere Kraft zum Reißen brachte, zerriß es, als ob es mit der Schere abgeschnitten worden wäre, zum Beweis, wie alle Fäden gleich getragen hatten. Ein solches gewebtes Seil, 504 Fäden enthaltend, $3\frac{3}{16}$ Zoll im Umkreis und 111 Schuh lang, wog nicht mehr als 19 Pfund, ein gewöhnliches aber vom Seiler von gleicher Länge und Umkreis, und eben so viel Fäden, $31\frac{1}{2}$ Pfund.

* * *

An dem von dem Engländer Amos erfundenen Säepfluge (drill-plough) sind von Zeit zu Zeit immer neue Verbesserungen und mechanische Vortheile angebracht worden. Man hat jetzt eigene Patent-Pflüge, die so kompendiös eingerichtet sind, daß man mit einem einzigen Pferde so viel ausrichten kann, als vorher mit vieren. Vor kurzem wurden in der Nachbarschaft von Hakney, unweit London, sehr befriedigende Versuche damit angestellt. Ein geschickter Mechanikus in Coventgarden besorgt die Verfertigung dieser Pflüge, und die Bestellungen sind so zahlreich, daß man bald eine besondere Patent-Pflug-Manufaktur daselbst entstehen sehen wird.

* * *

Ein

Ein Oekonom hat folgenden Versuch gemacht. Wenn er Kartoffeln pflanzte, so legte er in Jedes Loch alle Mal eine oder zwei Erbsen mit ein. Diese schlängelten sich an dem Kartoffelstock in die Höhe, ohne diesem im Geringsten Schaden zu thun. und er erhielt von seinem Felde eine doppelte Ernte.

* * *

Der Graf von Burgsdorf hat der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin Proben von Kaffe vorgelegt, der aus den festen Theilen der Runkelrüben bereitet war, nachdem man den süßen Saft herausgepreßt hatte.

---

d) Vermischten Inhalts.

In London ist eine Gesellschaft von Chemikern ernannt worden, um die Zuckerbereitung aus Runkelrüben zur höchst möglichen Vollkommenheit zu bringen.

* * *

In Frankreich bestehen jetzt 40 Ackerbaugesellschaften.

* * *

Da der größte Theil der Weinbauer bei weitem nicht hinlänglich mit dem bekannt ist, was seinen Arbeiten den möglichst nutzbaren Erfolg sichern kann, auch die dem Weinbaue durchgängig gemachte Beschuldigung: daß das darauf verwendete Kapital nur sehr kärglichen Vortheil bringe,

durch

durch die Erfahrung leider nur zu oft bestätigt wird ꝛc. so hat sich in Sachsen eine Gesellschaft von Männern gebildet, deren Zweck es ist, sich mit der Vervollkommnung des Weinbaues im weitläuftigsten Verstande zu beschäftigen. Sie werden ihre und Anderer in diesem Fache gemachten und geprüften Erfahrungen einander mittheilen und gemeinschaftlich auf den wichtigen Zweck hinwirken: die Erzeugung und Behandlung des Weins auf so einfache Grundsätze zurück zu führen, daß sie Jedem leicht verständlich und ausführbar werden; und den Weinbau zu der Vollkommenheit zu bringen, deren er nach Beschaffenheit des Bodens und Klimas fähig ist. — Die Gesellschaft so wohl als einzelne Mitglieder werden für Anlegung von Rebschulen von den besten Rebarten sorgen, aus denen die, welche neue Weinberge anlegen, oder alte verbessern wollen, sich nicht bloß mit den besten, sondern auch für das Lokale schicklichsten Rebarten versehen können. Unter die gemeinnützigsten Anstalten der Gesellschaft wird die Anlegung einer Winzerschule gehören. — Die Gesellschaft, welche schon aus einer Anzahl angesehener Mitglieder besteht, wünscht, zur leichtern und geschwindern Erreichung ihres Zwecks, daß sich noch mehrere so wohl Inländer als Ausländer mit ihr vereinigen mögen. — Der Aufwand für die Geschäfte und Anstalten der Gesellschaft soll aus den Beiträgen der Mitglieder bestritten werden, von denen jedes

etwa

etwa 3 Rthlr. beim Eintritt in die Gesellschaft und in der Folge jährlich eben so viel beitragen dürfte. — Die Gesetze der Gesellschaft sollen in der nächsten ersten Versammlung bestimmt werden. Für den Versammlungsort der Gesellschaft wird Meißen vorgeschlagen. Der Tag der ersten Versammlung der Mitglieder, wo die Gesetze der Gesellschaft ꝛc. bestimmt werden sollen, wird in den Leipziger Zeitungen bekannt gemacht.

* * *

Am 15. November 1798 wurde in Norfolk Farm, im großen Park von Winsor, in Gegenwart einiger königl. Prinzen und vieler Gutsbesitzer in der Nachbarschaft ein Wettpflügen *) (welche jetzt unter den großen Englischen Landbesitzern sehr gewöhnlich sind) zwischen Lord Sommervillens und den königlichen Pflugochsen gehalten. Der Pflug des Lords Sommerville gehörte zu den neu erfundenen Pflügen, die zwei Furchen auf ein Mal ziehen und mit zwei Paar Ochsen hinter einander bespannt werden, war aber durch Sommervillens eigene Erfindung wesentlich verbessert. Zwei Paar fünfjährige Stiere aus Sommervillens eigener Zucht in Devonshire waren vorgespannt. Ein Mann führte sie, und ein Junge trieb sie an. Der Versuch wurde auf einem Haferstoppelfelde von schwerem Boden, doch ohne schwere Steine, gemacht. Sie pflügten in einer Stunde und 22 Minu-

*) Vgl. Oekon. Hefte 1799, Jan. S. 91 ff.

Minuten gerade drei Viertel eines Englischen Ackers. Dagegen ließ der König mit drei Pflügen, jeden mit 4 Ochsen bespannt, wovon ein jeder Zug aus einer andern Grafschaft war, mit dem Sommervillesch en auf eben dem Felde um die Wette pflügen. Die Devonshirer Ochsen hielten sich noch am besten und pflügten gerade in derselben Zeit, wo Sommervillens Ochsen ein so unerhörtes Werk vollendeten, kaum etwas über die Hälfte so viel; die andern blieben noch weiter zurück. — In den Zeitungen wurde bekannt gemacht, daß es eigentlich gar kein Wettkampf gewesen sei, und daß die königl. Gespanne nur versucht hätten, wie weit sie kommen könnten. — So viel ist bei dieser Gelegenheit offenbar geworden, daß der vom Lord Sommerville verbesserte Pflug alle übrigen weit hinter sich zurück läßt, und auf steinlosem Wiesen- oder Kleelande in 6 Stunden sehr bequem 1 und $\frac{1}{4}$ Acker, auf Brachlande aber $2\frac{1}{4}$ Acker pflügen kann.

* * *

In Schweden ist der Futtermangel sehr groß; man hat deßwegen die gewöhnlichen Kampements der Kavallerie-Regimenter für dieses Jahr eingestellt.

* * *

In den Dänischen Ländern ist man eben so, wie im nördlichen Teutschland, genöthigt gewesen, wegen des durch den strengen Winter veranlaßten Futtermangels, vieles Vieh zu schlachten.

* * *

In

In Norwegen herrscht an einigen Orten Mangel an Korn und der König von Dänemark hat deßhalb erlaubt, aus den Magazinen Korn zu verkaufen, damit der Landmann nicht genöthigt werde, seine Aussaat zu verkaufen. Es fielen bei dieser Gelegenheit in Christiana und Kongsberg sogar einige Unruhen vor, die aber bald wieder beigelegt wurden.

* * *

Gegenwärtiger Zustand des Ackerbaues in Frankreich.

Dieser wichtige Artikel wurde durch die Zöglinge eines National-Instituts geliefert, auf Befehl des National-Wohlfahrtsausschusses gedruckt, und auch in die Connoissance des Temps der Französischen Republik eingerückt, aus welcher er hier übersetzt erscheint.

Angebautes Land:

Getreide.	Acres.	Produkte.
An Weitzen	4,400,000	5280 Millionen.
— Roggen	9,000,600	7650 —
— Gerste	4,800,000	4370 —
— Hafer	10,800,000	5616 —
	28,000,000	

Zugleich werden durch Pferde gepflügt	19,500,000 Acres.
— — — Ochsen	9,000,000 —
An geflügtem Lande	28,500,000 —
— Brachlande	18,600,000 —
— Wiesen- und Weidlande	18,000,000 —
Summa der Acres	65,100,000 —

Für

Für den Unterhalt der Einwohner werden jährlich 17,309 Millionen Getreide erfordert, wovon jedoch 3460 Millionen für Samen müssen zurückgehalten werden. Es bleiben also noch 13,840 Millionen übrig, die für jede Person im Durchschnitt gerechnet 553 Millionen geben.

Die Quantität Hafer für die Pferde beläuft sich auf 5616 Millionen, von welchen 1404 Millionen ausgesäet werden. Es bleiben daher noch 4212 Millionen, d. i. 2384 Mill. jährlich, oder täglich ein halbes Bushel für jedes Pferd übrig.

Frankreich beschäftigt 920,000 Pflüge, wovon 320,000 durch Pferde, und 600,000 durch Ochsen gezogen werden. Durchgängig rechnet man 3 Pferde für einen Pflug, mit welchen man 30 Acres im Herbst, und 30 im Frühling anbauen kann, während dem mit 3 Ochsen, wie man gewöhnlich annimmt, in der nämlichen Zeit und gleichen Umständen, nur 15 Acres umgepflügt werden können. Eben daher ist der Vortheil, den Pferde vor den Ochsen im Pflügen gewähren, augenscheinlich.

Die Anzahl der Pferde, welche zum Ackerbau gebraucht werden, beläuft sich auf	960,000
— — zu andern Arten von Geschäften	600,000
Die Anzahl der Zugpferde	221,500
Summa der Pferde	1,681,500

Die

Die Anzahl der Ochsen, die zum Feldbau gebraucht werden, wird geschätzt auf	2,700,000
Die Anzahl an Weidvieh	389,000
— — — ganz junges Vieh	1,400,000
— — — Kühe	4,000,000
— — — Schafe	20,000,000
Zusammen	28,489,000

Die ganze (eigentliche) Republik ist 27,000 geogr. □ Meilen groß, und enthält 36 Millionen Einwohner. Die eroberten Gegenden an dem Rhein betragen 3485 geogr. □ Meilen, und haben 3 Mill. Einwohner. Diese letztern übertreffen daher Frankreich an Bevölkerung.

Bemerkungen über das Vorhergehende.

Im Jahr 1791 wurden alle Ländereien in Frankreich durch Arthur Young, der mit den besten Hülfsquellen versehen war, aufgezählt, und es ergab sich wie folget:

An PflugLande	70,000,000
An Weingärten	5,000,000
— Waldungen	19,850,000
— Wiesen und fetten Viehweiden	4,000,000
— — — — —	5,000,000
Zum Viehfutter bestimmtes Land, und Wüsteneien	27,150,000
Zusammen	131,000,000
In Gelde gerechnet zu L. St.	226,234,375

Der

Der Mittelpreis von allem urbaren Lande in Frankeich war demnach 20 L. St. für einen Englischen Acker, und der Mittelpreis jährlich oder die Rente 15 Schl. 7 d. Der Betrag eines Acres an Weitzen und Roggen ist 18 Bushel das Jahr. Die Aussaat giebt das Sechsfache wieder. Der reine Ertrag der Ländereien ist demnach 3 bis $3\frac{3}{4}$ pr. Ct.

Man vergleiche nach diesen Resultaten den Zustand von England, wo der Feldbau besser getrieben wird, und die natürliche Beschaffenheit des Landes schlechter ist, mit dem in Frankreich. Der Mittelpreis des Landes von L. St. 20, 5 sh. 2 d. ist hier beinahe so groß als in Frankeich, und der mit Weitzen oder Korn, besonders aber mit Weitzen angebaute Acre giebt 24 Bushel. Hierzu kommt noch eine andere sehr wichtige Bemerkung, die beweist, welche Wirkung Freiheit ohne Lehnwesen in England hervorbringt, wie sie die arbeitende Volksklasse zum Fleiß ermuntert, und ihren Wohlstand vermehrt.

Der Kapital-Werth eines jeden Acres war bei dem Französischen Bauer 40 Schillinge, und in England das nämliche Kapital im Durchschnitt 4 Pf. St.

In England betragen 46,000,000 Acres zu 4 Pfd. St. gerechnet	184,000,000
In Schottland 26,000,000 Acres zu 30 Sch.	39,000,000
In Irland, 25,000,000 Acres zu 40 Sch.	52,000,000
Die 98 Mill. Acres zusammen L. St.	275,000,000

In

In Frankreich sind 131 Millionen
Acres zu 40 Schl. gleich L. St. 262,000,000

Hier läßt sich die Wirkung des Kunstfleißes bemerken. Nicht 13 Millionen Menschen bringen in Großbritannien und Irland auf 98 Millionen Acres urbaren Landes mehr Wohlstand und Kapital hervor, als 26 Millionen Menschen in Frankreich auf 131 Millionen Acres hervorbringen.

Inhalt.

I. Von der ländlichen Industrie, deren Beförderung und Leitung. S. 481 : 501

II. Ueber Kylanders Preisschrift von Ausrottung des Wildhafers. Von J. F. A. Volborth: 502 : 512

III. Etwas über den Bau der Handelskräuter und Manufaktur-Pflanzen. 512 : 531

IV. Von der Aussaat der Körner. Von Adolph Seckendorff. 531 : 539

V. Gesammelte Nachrichten über den Nutzen des Möhrenbaues zum Futter für Pferde und anderes Vieh. 539 : 548

VI. Bemerkungen über die Möhren. Vom Herrn Mouron zu Calais. Von W. 548 : 551

VII. Recension. 551 : 554

VIII. Etwas über die Verbesserung der Säcke. Von K. 555 : 556

IX. Nachricht von dem verschiednen Schicksale der Kartoffeln bei hartem Froste, nach Maßgabe der verschiednen Arten, sie zu verwahren. Von J. Billingsley. 557 : 558

X. Kurze Nachrichten.

a) Naturbegebenheiten. 559 : 561

b) Gesetze und Verordnungen, die das ökonomische Publikum angehen. 561 : 563

c) Neue Entdeckungen und Erfindungen. 563 : 567

d) Vermischten Inhalts. 567 : 575

Leipzig, gedruckt bei W. G. Pezold.

Intelligenz-Blatt

zum Monat Junius 1799.

Nachricht.

Der Monat April vom Allgemeinen litterarischen Anzeiger 1799, welcher aus 18 ordentlichen Nummern (Nr. 50-67) nebst 4 Beilagen besteht, enthält: Zweite Probe einer neuen Sammlung von Xenien. — 13 Korrespondenz-Nachrichten aus Liefland, St. Petersburg, Riga, Bayern, Cölln, Helmstädt, Halle, und ungenannten Orten. — Historisch-artistische Nachrichten und Bemerkungen über die Gemählde-ausstellung zu Dresden, im März 1799. — Extrait du Régistre des Délibérations de l'Administration Centrale du Département du Mont-Tonnerre, Séance du 19. Pluviôse 7. — Beförderungen, Ehrenbezeigungen u. s. w. — 12 Beantwortungen und Berichtigungen von Anfragen und Nachrichten im ALA. und Andern, von Schlözer, Matthiä, Kinderling, Völderndorff, Schmid, Agricola, Schneider, Schelle, Alter, Heusinger, und Ungenannten. — 15 kürzere und längere vermischte Aufsätze, Rügen, Wünsche, Fragen, Aufforderungen ꝛc. Von Beckmann, Alter, Scherer und Ungenannten. — Die Beilagen enthalten 40 Nachrichten und Anzeigen von Gelehrten und Buchhändlern, merkantilischen Inhalts.

Wöchentlich erscheinen vom ALA. 4 Nummern, ohne die Beilagen. Der aus 204 Nummern bestehende Jahrgang 1799 des ALA. kostet in wöchentlicher Lieferung 4 Rthlr. 12 Gr. Sächs. und monatlich broschirt 4 Rthlr. Sächs. Man wendet sich, außer an uns, an die Buchhandlungen und Postämter jedes Orts.

Der I. Band des ALA. oder der halbe Jahrgang 1796, aus 83 Bogen bestehend, kostet 1 Rthlr. 8 Gr. Der II. und III. Band, oder die Jahrgänge 1797 und 1798; jeder über 200 Bogen stark, 4 Rthlr. Sächs. —

Das Mai-Stück 1799 des Journals für Fabrik, Manufaktur, Handlung und Mode, oder das 3. Stück des XVI. Bandes enthält: I. Nahrungs- Handels- Manufaktur- und Fabriken-Geschichte der Kursächsischen Stadt Grimma. Von Dr. Dippoldt. II. Beschreibung des neuen Englischen Spinnrades. Von Buschendorf. III. Neueste Nachrichten von Ungarn, dessen Produkten, Fabriken, Manufakturen und Handel. Ein Auszug aus Mart. Schwartner's Statistik des Königreichs Ungern. IV. Vermischte Nachrichten. (11) Politische und andere Handelsvorfälle. (9) Gesetze und Verordnungen, die das handelnde Publikum betreffen. (5) Neue Entdeckungen und Erfindungen. V. Anzeige und Beschreibung neuer Fabrik- Manufaktur- Kunst- Handlungs- und Mode-Artikel. VI. Anzeige von (21) Häusern und Etablissements.

Der XVI. und XVII. Band dieses Journals, oder der Jahrgang 1799, welcher aus 12 Monatsstücken mit 24 natürlichen Zeugmustern, 12 schwarzen und illuminirten Kupfern besteht, kostet in allen Buchhandlungen und auf allen Postämtern Teutschlands 5 Rthlr. Sächs. oder 9 Fl. Rhein. — Ein kompletes Exemplar, die Jahrgänge 1791 bis mit 1799, oder Band I bis mit XVII enthaltend, kostet 37 Rthlr. 16 Gr.

Leipzig, im Mai 1799.

Roch und Weigel.

Inhalts-Anzeige.

Erholungen. Herausgegeben von W. G. Becker. II. Bändchen 1799. Leipzig, bei Roch und Weigel. (brosch. Preis 1 Rthlr.)

I. Die

I. Die Maus. Eine Erzählung von A. G. Eberhard. II. Fortsetzung der Revolutionsgeschichte von Neapel unter dem Herzog Heinrich von Guise, aus dessen eigenhändigen Nachrichten gezogen von Dr. Christ. Ernst Weisse III. Der Gang des Schicksals. Von K. C. M. Müller. IV. An Thaliarch: Horazens 9. Ode des 1. Buchs. Von Lebrecht Möller. V. An Merkur. Horazens 10. Ode des 1. Buchs. Von Demselben. VI. Die untergehende Sonne. Eine romantische Landschaft von Klengel. Von W. G. Becker. VII. Mein Leben. Aus den Chansons Anacreontiques du Berger Sylvain. VIII. Ideal und Wirklichkeit. Vom Prof. Grohmann in Wittenberg. IX. Der Papagei und die Nachtigall. Eine Fabel. Von J. F. Jünger. X. Die Versöhnung. Keine Fabel. Von Kretschmann.

Das 3. Bändchen erscheint zu Johannis und das 4. zu Michaelis dieses Jahres. — Ein aus 12 Bändchen bestehendes kompletes Exemplar, oder die Jahrgänge 1796 bis mit 1798, kostet 12 Rthlr.

Nachricht.

Das März-Heft der Sächsischen Provinzialblättter 1799, oder des V. Bandes 3. Stück, ist erschienen und enthält: I. Von Einführung des Seniorats in der Ernestinischen Linie des herzogl. Sächsischen Hauses und dessen hauptsächlichsten Abänderungen. II. Rechtfertigung gegen einen Aufsatz im Decemberstück der Sächs. Provinzialblätter. Nebst einer Nachschrift des Herausgebers. III. Biographie des verstorbenen Kirchenraths Gebh. Aug. Schmelzer in Frankenhausen. IV. Fortsetzung der Briefe über die Schul-Pforta. V. Historische Chronik. VI. Auszüge aus Briefen. Aus Frankenhausen und Langensalza. VII. Anfragen. VIII. Höhen verschiedener Oerter in Verhältniß gegen Rudolstadt, im Jahr 1782 mit dem Barometer gemessen. Vom Kammer-Kommissar Lincke. IX. Kirchenlisten und Seelenregister des Fürstenthums Altenburg mit Ausschluß der Saalfeldischen Landes-Portion. X. Wünsche eines Patrioten in Betreff einer Polizei-Sache. XI. Von dem Krankenhause zu Friedrichsstadt bei Dresden. XII. Auszug

zug aus den Verzeichnissen des Sprengels des Leipziger Konsistoriums vom Jahr 1798. XIII. Seelenregister des Schwarzburgischen Städtchens Heringen beim Schluß des Jahres 1798.

Das April-Heft der Sächsischen Provinzialblätter 1799, oder des V. Bandes 4. Stück ist erschienen und enthält: I. Beilagen zur Weimarisch-Altenburgischen Landestheilung im J. 1603. II. Altenburgische Getreide-Mittel-Preise nach der Jakobi-Taxe in den Jahren 1650 bis 1796. III. Fortsetzung der Briefe über die Schul Pforta. IV. Präliminar-Schrift der Kursächsischen Ritterschaft und Städte. Uebergeben auf dem Landtage zu Dresden 1799. V. Historische Chronik. VI. Auszüge aus Briefen. Aus Düben, Leipzig, Borna, Rudolstadt und Altenburg. VII. Bemerkungen über die dießjährige Gemählde-Ausstellung in Dresden.

Der Jahrgang 1799 dieser Sächsischen Provinzialblätter, welcher aus 12 Monats-Stücken, jedes zu 6 Bogen besteht, und in einem farbigen Umschlage geliefert wird, kostet 3 Rthlr. oder 5 Fl 24 Kr. Ein kompletes Exemplar, die Jahrgänge 1797 bis mit 1799 in VI Bänden enthaltend, kostet 9 Rthlr.

Leipzig. Roch und Weigel.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google